Karl von Raumer's Leben

von ihm selbst erzählt.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
1866.

Karl von Raumer's Leben.

Karl von Raumer's

Leben

von ihm selbst erzählt.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Liesching.

1866.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

In mehreren seiner Werke hat Karl von Raumer Bruchstücke seines Lebens veröffentlicht. Von seinen nächsten Angehörigen gebeten, diese Bruchstücke durch eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens zu ergänzen, entschloß er sich in den letzten Jahren vor seinem Abscheiden, dieser Bitte nachzukommen. Er bestimmte zwar seine Darstellung zunächst nur für die Seinigen, nicht für die Oeffentlichkeit; aber von vielen Seiten aufgefordert, die nachgelassene Selbstbiographie dem Druck zu übergeben, glaubten die Angehörigen sich dieser Aufforderung nicht entziehen zu dürfen.

Die Abschnitte seines Lebens, die er schon früher geschildert hatte, fügte der Verfasser aus den betreffenden gedruckten Werken ein, doch vermehrte er das dort Gesagte nicht selten durch neu hinzugefügte Angaben und Bemerkungen. So führte er die Darstellung seines Lebens in ununterbrochenem Zusammenhang bis zum Beginn seiner Erlanger Thätigkeit. Ueber die letztere fanden

sich nur einzelne, zum Theil aber sehr eingehende Bruchstücke vor. Der Herausgeber hielt es für seine Pflicht, diese Bruchstücke durch einige erläuternde Worte mit einander in Verbindung zu setzen. Drei von Karl von Raumers nächsten Freunden gerade aus der Erlanger Zeit: Thomasius, Scheurl und Harleß, haben treffliche Schilderungen des Verewigten gegeben. In den Ergänzungen der vorliegenden Selbstbiographie mußte der Herausgeber sich darauf beschränken, in kürzester Fassung den Zusammenhang zwischen Karl von Raumers eigenen, überall genau bezeichneten Worten herzustellen, um jedes fremde Element von dem einheitlichen Werke fern zu halten.

Erlangen, den 5. Februar 1866.

Der Herausgeber.

Uebersicht des Inhalts.

Kindheit. Wörlitz. Dessau.

1783—1797.

Ich bin den 9. April 1783 in Wörlitz geboren. Mein Vater stand hier einer großen Landwirthschaft vor; im Jahre 1796 ward er nach Dessau als Kammerdirector des Fürsten versetzt. Er war ein ausgezeichneter Landwirth. Um sich für sein Fach auszubilden, sandte ihn der Fürst auf ein Jahr zu einem der berühmtesten Oekonomen Englands. Ueber 50 Jahre diente er Ein und demselben trefflichen Fürsten mit der gewissenhaftesten Treue, mein Bruder Friedrich hat seine amtliche Wirksamkeit geschildert. Welch ein liebevoller Vater er war, wie er zeitlebens für seine Kinder treu sorgte, wird im Verfolg erzählt werden. Seine christliche Gesinnung stimmte ganz zu dem Liede: O Gott, du frommer Gott.

Meine Mutter war eine geborene de Marées. Ihr Vater war Prediger in dem Dessau'schen Städtchen Raguhn an der Mulde; sein Bruder war der bekannte Superintendent de Marées in Dessau, dieser frische muthige Gegner von Nicolai und anderen Rationalisten und Freund von Hamann. Leider starben beide Großeltern in derselben Woche am Typhus, die Kinder wurden unter Verwandte vertheilt, meine Mutter kam

nach Berlin, 1780 heirathete mein Vater sie, 5 Söhne leben noch, der älteste 83, der jüngste 74 Jahre alt, — die 2 Töchter sind gestorben.

Meine liebe Mutter war eine durchaus christliche, fromme, geduldige Frau, dabei unermüdet fleißig und besonders voll treuer Liebe gegen ihre Kinder. Nichts lag ihr so am Herzen als daß sie wohl gerathen möchten. Früh und Abends betete sie mit uns; in meinem 81. Jahre bete ich noch oft die Betverse, welche sie uns gelehrt.

Von dieser lieben verständigen Mutter lernte ich lesen, ja auch die Anfänge des Französischen. Nach dem Tode meines väterlichen Großvaters, der Kanzleidirector in Dessau war, nahm mein Vater die Großmutter in's Haus, welche mich und meinen älteren Bruder weiter im Französischen unterrichtete.

Es war in Wörlitz eine doppelte Schule, der untern stand ein Kantor, der obern ein studirter Rector vor. Ich mochte 6—7 Jahre alt sein, als ich zuerst mit dem ältern Bruder Privatstunden in den Elementen beim Kantor erhielt. Die Schrift des Lehrers lernte ich bald genau nachahmen. Hinsichtlich des Rechnens ward uns nur gesagt: so mache es — ohne irgend ein verständigendes, warum so? Die Division über den Strich war mir ein Räthsel, der glückliche Erfolg beruhte vorzüglich auf sehr geordnetem Aufthürmen der Ziffern. Oefter wurden uns Geschichten aus dem Noth- und Hülfsbüchlein von Becker vorgelesen, wir mußten sie dann aus dem Gedächtniß niederschreiben.

Religionsunterricht hatten wir glücklicher Weise beim Kantor nicht; glücklicherweise, denn der Mann gehörte ganz der moder-

nen ungläubigen Richtung an, welche trotz des rechtgläubigen Superintendenten de Marées durch den Einfluß des Philanthropins verbreitet war. Mein Lehrer studirte den Kant, später Fichte. Ein Gedicht, das er an eine Wand im Wörlitzer Garten angeschrieben, ist mir noch im Gedächtniß; es lautete:

Gott sei Dank und Preis und Ehr,
Daß nun ist kein Teufel mehr.
Nun wo ist er denn geblieben?
Die Vernunft hat ihn vertrieben.

Im achten Jahr etwa erhielt ich mit meinem Bruder Unterricht im Latein beim Rector Deissenroth. Die kleine märkische Grammatik wurde zu Grunde gelegt, Gedikes lateinisches Lesebuch ward in's Deutsche, der Speccius, der kleine und große Trichter in's Lateinische übersetzt. Ganz angenehm war es uns, wenn das Läuten zu Ehren des abgeschiedenen Kaisers Leopold II. um 12 Uhr der Stunde ein Ende machte.

Bei täglich zwei Privatstunden und wenigen Aufgaben hatten wir genug Muße, die wir vergnügt zu Spielen mit den Knaben des Orts und zum Herumtreiben im Freien benutzten, das Wetter mochte noch so wüst sein. Der jugendlichen Abhärtung verdankte ichs mein Leben lang, daß mir die Wetterstrapazen im Kriege und bei Gebirgsbereisungen später nichts anhatten.

In meine Knabenjahre fallen die entsetzlichen Anfänge der französischen Revolution, welche tiefen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich noch lebhaft der Erzählung von der entsetzlichen Ermordung der Prinzeß Lamballe.

In jener Zeit kam das ehemals Ziethen'sche Husarenregiment

durch Wörlitz, ich mußte die Offiziere in dem Wörlitzer Garten herumführen. Der Anblick des Regiments, die Reden der Offiziere prägten sich mir tief ein. Es ward mir zur fixen Idee, ich müsse Husar werden, und mein Vater war schon drauf und dran, mich dem Husarenregiment Blücher in Stolpen zu übergeben. Zu Weihnachten erhielt ich eine Rang- und Stammliste der preußischen Regimenter; der Vater schrieb hinein: Du sollst Husar werden und Schlittschuhe bekommen. — Die Schlittschuhe erhielt ich bald, aber zu Blücher kam ich erst 20 Jahre später. — Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer bedauerte ich nur sehr, daß die Freude mit eintretendem Frühling ein Ende haben sollte. Ich sann auf Landschlittschuhe, ließ mir heimlich Schlittschuhhölzer machen, unter deren jedem ich 3 hölzerne Räder anbrachte. Nur ein alter Schmied wußte um mein Geheimniß, er befestigte jedes Rad mit einer groben, durch die Mitte des Rades gehenden Krampe an das Holz. Als die trefflichen Kunstwerke fertig waren, lief ich nach Hause. Auf einer unbewohnten Bodenstube schnallte ich sie an, um auf den Dielen den ersten Versuch zu machen. Allein die Räder waren so unsinnig angebracht, daß keins sich regen und rühren konnte. Ich war in Verzweiflung über die verunglückte Erfindung, als, um mein Unglück voll zu machen, der älteste Bruder plötzlich in die Stube kam, wo ich in meinen festangeschnürten Landschlittschuhen ganz unbeholfen dastand; an ein rasches Abschnallen war nicht zu denken, desto rascher war der Bruder, der mich ohnehin gern neckte, das ganze Haus zusammenzurufen, um mit ihm mein ausgezeichnetes mechanisches Talent zu bewundern. Es war zum Erbarmen, wie ich

ausgelacht ward. Der Vater hob die Dinger zum Andenken auf, meine jüngere Schwester packte sie im Jahre 1811 unter die Effekten, welche mir bei meiner Anstellung in Breslau nachgesendet wurden. Die Mauthbeamten wunderten sich nicht wenig über Instrumente, die in keinem Tarif aufgeführt waren, und ich mußte mich noch einmal in meinem 28. Jahre auslachen lassen.

Mein ältester Bruder ward 1793 nach Berlin gebracht, um das Joachimsthal'sche Gymnasium zu besuchen, an welchem ein Bruder meiner Mutter Professor war.

Für uns zurückbleibende Geschwister ward ein Hofmeister angenommen, der Stiefbruder eines ehrenwerthen Predigers, mit welchem mein Vater sehr befreundet war. Durch einen solchen Bruder empfohlen ward er natürlich mit dem günstigsten Vorurtheil und Vertrauen aufgenommen. Der junge Mann kam soeben von der Universität Halle, wo er Semler u. a., besonders aber auch mit Enthusiasmus den berüchtigten Bahrdt gehört hatte. Kinder hatte er noch nie unterrichtet, geschweige denn erzogen, an uns sollte er das erste pädagogische Experiment machen.

Mein Vater und meine Mutter waren beide durch überhäufte Geschäfte fort und fort gebunden. Sie räumten nun dem Hofmeister und uns Kindern ein oberes Zimmer ein, und glaubten uns bei dem Manne bestens aufgehoben.

Zu Anfang ließ er sich auch leidlich an. Mein Straßenjungenleben trat in den Hintergrund, die Husarenideale verschwanden und die Lust zu geistiger Arbeit erwachte. Bald aber trat die böse Natur, das arge Gemüth des Mannes graß

hervor und wir Kinder wurden von ihm wahrhaft unmensch-lich behandelt.

Zunächst machte er es sich mit dem Unterricht sehr leicht, indem er uns auf eine Weise zu beschäftigen wußte, die ihn selbst gar nicht in Anspruch nahm. So ließ er mich einmal große Stücke aus einem exegetischen Werke des berüchtigten Hetzel abschreiben; wie diese Arbeit so war mir auch der In-halt des Buchs widerwärtig.

Die Zucht des Hofmeisters war schrecklich. Um die geringste Kleinigkeit schlug er uns, raufte uns die Haare und sperrte uns stundenlang ein, gab uns aber hierbei kein Buch oder sonst Arbeit, um uns durch Langeweile zu quälen. Ich erinnere mich, daß ich ihm einst sagte: Der Amtmann ißt heute bei uns. Er ißt bei uns? fragte er. Ja, sagte ich, um des Wort-spiels willen und ohne es böse zu meinen, er ißt (ist) bei uns. Dafür sperrte er mich zwei bis drei Stunden ein.

Wie konnte aber solch ein Mann von so lieben treuen Eltern geduldet werden? wird man fragen. Das günstige Vor-urtheil, mit dem er aufgenommen war, und sein heilloses Heucheln einer religiösen Gesinnung bedeckte das entsetzliche Treiben. Mein freies unbefangenes Kinderleben hatte ein Ende. An die Stelle der früheren fröhlichen Spiele traten die pein-lichsten Spaziergänge mit dem Hofmeister. Wir Geschwister klagten uns untereinander unsern Jammer, dem wir kein Ende absahen. Eine tiefe Melancholie ergriff mich; ich konnte stun-denlang weinen und quälte meine gute Mutter durch Schwei-gen, wenn sie wiederholt nach der Ursache meiner Thränen fragte.

Im Jahre 1797 ward ich aus der traurigen Lage gerissen und nach Berlin geschickt, um wie mein ältester Bruder das Joachimsthal'sche Gymnasium zu besuchen und mit ihm bei unserm Onkel, dem Präsidenten von Gerlach zusammen zu wohnen.

Natürlich quälte mich aber der Gedanke, daß meine armen Geschwister in der unleidlichen Zucht unseres Hofmeisters zurückgeblieben waren. Aus tiefem Mitleid schrieb ich den Eltern über denselben einen ganz getreuen Bericht, den sie bei genauer Untersuchung nur zu wahr fanden, und ihn sogleich verabschiedeten. Da ergab sichs noch, daß er sich mein Taschengeld angeeignet und mit zwei Mädchen Verbindungen angeknüpft hatte. Eins davon ward ein Opfer dieser Verbindung, indem sie in die entsetzlichsten Krämpfe verfiel und bis an ihr Ende in diesem traurigen Zustande lebte.

Ich sah meinen Hofmeister nie wieder, hatte auch nur sehr wenig über sein späteres Leben gehört. Erst im Jahre 1861, 64 Jahre nach unserer Trennung, besuchte mich sein Tochtersohn, ein Geistlicher, und erzählte mir, daß sein Großvater während seines Pfarramtes viel Unglück in der Ehe erlebt, aber durch schwere Leiden bekehrt worden sei. Er starb im Frieden Gottes. Auf dem Sterbebett betete er ein frommes Lied.

Ich kann es nicht sagen, wie sehr mich diese Erzählung des Enkels ergriff, wie ich mich getrieben fühlte, dem Mann von Herzen zu vergeben, dem Gott vergeben und den Er zu Gnaden angenommen hatte. Wenn ich dennoch das Böse mittheile, was derselbe in seiner Jugend gethan, unmittelbar nachdem er aus der Lehre des ruchlosen Theologen Bahrdt ge-

kommen, so sei dies ein Zeugniß zu Ehren der barmherzigen Langmuth Gottes.

Aufenthalt in Berlin.

1797—1801.

An der Spitze des Joachimsthal'schen Gymnasiums stand Meierotto. Wenn je ein Mann dem schweren Rectoramte gewachsen war, so war er es, daher man ihn auch Friedrich den Großen unter den Rectoren genannt hat. Aus Stargard gebürtig entgieng er bei seiner colossalen Gestalt kaum dem Kriegsdienst. Ein zürnender Blick seiner großen Augen überwältigte den leichtfertigsten Schüler, etwaige Strafreden schmetterten den Schuldigen nieder. So ward er sehr gefürchtet und dennoch so geliebt, daß seine Schüler alles für ihn gethan und gewagt hätten. Es war aber nicht allein die Herrschergabe, welche den Mann für sein Amt in so hohem Grade befähigte, sondern eben so sehr die gründlichste klassische Gelehrsamkeit. Seine ganz eigenthümliche Grammatik zeugt von der größten Belesenheit. [1]) Aber nicht bloß in den Alten war er so einheimisch, seine „Anleitung zur Wohlredenheit" beweist, wie er auch die neue Literatur in weitem Umfange kannte. Insbesondere hatte er Shakespeare genau gelesen und wußte ihn in einer Zeit völlig zu würdigen, da noch die Meisten denselben als höchst unklassisch und wüst verwarfen.

---

[1]) Vgl. Geschichte der Pädagogik, Bd. III.

Den Unterricht begann Meierotto mit den Worten: a deo principium et ei sit gloria.

Von Meierotto examinirt kam ich nach Secunda, im Griechischen aber, das ich noch nicht getrieben, nach Quinta. Um das Mißverhältniß zu beseitigen, warf ich mich gewaltsam auf's Griechische, so daß ich, indem ich mich Ostern, Johanni und Michaelis — wie es gestattet war — in demselben examiniren ließ, rasch auch hierin nach Secunda vorrückte.

Im Jahre 1798 bezog mein Bruder die Universität; ich verließ zugleich das Gerlach'sche Haus und ward Alumnus im Joachimsthal'schen Gymnasium. Die weitläufigen Gebäude desselben lagen einerseits nach der Heiligengeiststraße zu, wo die Professoren wohnten, theils nach der Burgstraße, an der Spree; das Schloß und den Dom hatte man über dem Wasser vor Augen. Hier wohnten Alumnen, vorzüglich aus höheren Classen. Beide Häuser waren durch Zwischengebäude verbunden, deren Fenster zum Theil nach ziemlich dunkeln Höfen hinausgiengen, die meist Alumnenwohnungen angehörten. Gewöhnlich wohnten zwei Alumnen auf einer Stube, sie schliefen aber gesondert in zwei anstoßenden Kammern. Baten Freunde, zusammen wohnen zu dürfen, so gewährte ihnen Meierotto dies sehr gern. So lebte ich ein Jahr lang mit meinem liebsten Freunde Giesebrecht, dem Vater des Historikers, zusammen. Er war ein feiner, frommer, begabter Jüngling.

Die Zucht im Hause war nach alter Art, streng. Keiner durfte ausgehen ohne Erlaubnißschein eines Inspectors, der beim Thürhüter abgegeben wurde; die Erlaubniß, Abends in Gesellschaft zu bleiben, doch nicht über die Stunde 9½ hin-

aus, mußte der Rector selbst unterschreiben. — Das Schauspiel sollte in der Regel nicht besucht werden, aber das Theater war eben meine und meiner Freunde Hauptleidenschaft. Kein Wunder. Einmal so lebten damals die ausgezeichnetsten Schauspieler in Berlin. So Iffland, Fleck, der Iffland weit übertraf, — im Phantasus gibt Tieck eine ausgezeichnete Charakteristik dieses eminenten Schauspielers, — die von A. W. Schlegel als „Feenkind" besungene Unzelmann und Andere. Dann aber fallen die Aufführungen großer Schillerscher Stücke in jene Zeit. Maria Stuart, Wallenstein wurden in Berlin nach des Dichters Manuscript aufgeführt, ehe sie gedruckt erschienen. Man kann denken, wie gespannt wir vor dem Vorhang saßen, als Wallenstein zum erstenmal aufgeführt wurde.

Die Zeit des Aufstehens und zu Bett Gehens war fest bestimmt, und der Tisch — der war in ganz Berlin berüchtigt, man hatte uns den Spitznamen Kaldaunenschlucker beigelegt.

In unserer Zeit schauderts den freigesinnten jungen Leuten, wenn sie sich in unser damaliges Leben hinein denken, und wir waren höchst glücklich und vergnügt, wahrlich nicht aus Stumpfsinn. — Gestehen wir jedoch, daß wir unsere fast klösterliche Zucht durch Umgehung der Gesetze vielfach liberalisirten. Ein Beispiel. Die Räuber sollten wir entschieden nicht aufführen sehen — und wie Wenige unter uns haben sie nicht gesehen. Ostern 1800 meldete ich mich, nachdem ich zwei Jahre in Prima gesessen, zum Absolutorialexamen. Mein lateinisches Absolutorium gab mir in Allem perbene, in der Mathematik erhielt ich nur satis bene. Aber diese galt mehr als Nebensache.

Nachdem ich das Zeugniß erhalten, bat ich meinen Vater,

mich noch ein Jahr auf dem Gymnasium zu lassen. Dem Rector durfte es fast bedenklich scheinen, einen Schüler zu behalten, der schon emancipirt war. Als ich aber das Gymnasium 1801 verließ, bezeugte man in meinem Abgangstestimonium, daß ich meine Freiheit nicht gemißbraucht. Es ward mir in diesem letzten Jahr gewährt, einige Lehrstunden nicht mehr zu besuchen. Die dadurch erübrigte Zeit verwandte ich auf neuere Sprachen und Geschichte, beim nachmaligen Minister Ancillon hörte ich französische Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Im September 1800 starb unser unersetzlicher Meierotto; im 81. Lebensjahre danke ich ihm noch herzlich für alles, was er mir war und that.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1798, daß ich einem Domprediger zum Confirmationsunterricht übergeben wurde. Die Confirmation selbst fand im Hause meines Onkel Gerlach statt. Da ich sie ganz allein vor der Familie bestehen sollte, so sah ich ihr mit wahrer Angst entgegen. Der Prediger erleichterte mir's aber sehr, indem er von mir gar nichts verlangte — kein Glaubensbekenntniß, keinen Bibelspruch, keinen Liedervers. So bleibt mir vom Confirmationsunterricht fast nur die Erinnerung, daß er mich gelangweilt, von der Confirmation, daß sie mich ohne Grund geängstigt.

Auf dem Gymnasium hatten wir gar keinen Religionsunterricht, — wohl aber Morgen- und Abendgebet, bei welchem gesungen und eine Bibelstelle gelesen wurde. Sonntags besuchten wir entweder den reformirten Gottesdienst im Dom, oder den lutherischen in der Nicolaikirche, in welcher Consistorialrath Zöllner für einen großen Kanzelredner galt. Man behauptete,

er sei früher in Prag Schauspieler gewesen. Gewiß war sein Vortrag schauspielerartig. Höchst matt predigte der nur zu wohlbekannte Consistorialrath Teller, derselbe, dem die Universität Halle es verdankte, daß Bahrdt bei ihr angestellt wurde. Nur zwei Berliner Prediger galten damals für christlichgläubige.

Göttingen.

Ostern 1801 — Ostern 1803.

Um Ostern 1801 verließ ich das Gymnasium und gieng in Begleitung meines Freundes, des jetzigen Geheimen Finanzrath Sotzmann, durch Thüringen nach Göttingen.

Wir kamen nach Weimar. Wie erschien mir jugendlichem Enthusiasten alles verklärt in dieser Heimat der größten Geister Deutschlands! Meine Augen suchten überall Göthe und Schiller und Herder. Aber es ward mir nur die Freude, den letztern kennen zu lernen. Mein Vater hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben. Er nahm mich sehr freundlich auf und lud mich zum Abendessen, bei welchem ich noch den Consistorialrath Günther fand. Man kann denken wie ich auf jedes Wort Herders horchte. Es sind seit jenem Abend 60 Jahre verflossen und heute noch höre ich seine Bemerkungen über den Begriff „Charakter". Wie er es in seinen Schriften zu thun pflegt, so that er es auch mündlich, er begann mit dem Worte „Charakter", wie es von χαράσσειν komme, u. s. w. — Aus manchen Aeußerungen Herders und Günthers ersahe ich leider, daß Zwiespalt unter den Heroen Weimars herrsche,

ein Zwiespalt, den ich erst spät durch Göthes „aus meinem Leben“ näher kennen lernte. Indem ich diesen Titel schreibe, vergeht mir aller Muth, ein Wort zur nähern Charakteristik Herders vorzubringen, angesichts der unglaublich wahren, meisterhaftesten Schilderung desselben, welche Göthe gibt.

In Göttingen angekommen, zog ich in das Haus des Instrumentenmachers Krämer; warum ich dies erwähne, wird sich bald zeigen.

Mein Vater hatte mich zum Juristen bestimmt. Ich begann mein Studium nach Gewohnheit durch Hören der Institutionen, und zwar bei Hofrath Waldeck, schrieb auch auf's Fleißigste nach. Zugleich schaffte ich mir ein damals allgemein benutztes Buch, die Institutionen Höpfners an, und benutzte es bei Repetition des Waldeckschen Vortrags. Zu meiner Verwunderung fand ich eine solche Uebereinstimmung Höpfners mit meinem Hefte, daß ich mich entschloß, das Nachschreiben aufzugeben, dagegen Höpfners Buch mit in die Vorlesung zu nehmen und mit dem Vortrag zu vergleichen. Unglücklicher Weise saß ich dem Katheder ziemlich nahe, und Waldeck erspähte sogleich das Buch und erkannte es mit seinen Falkenaugen. Erkennen und auf's Heftigste und Unbarmherzigste gegen Höpfner los ziehen war aber eins. Meine Situation war nicht die angenehmste, nicht entfernt hatte ich die Absicht gehabt, den alten Waldeck zu kränken. Er trug mir's auch nicht nach, war vielmehr sehr freundlich, als ich für das Wintersemester die Pandecten belegte, und gab mir später ein vortheilhaftes, freilich unendlich sauer verdientes Zeugniß. Las er doch täglich drei Stunden Pandecten!

Er gehörte ganz der alten juristischen Schule an; über

seine Ausgabe von Heineccius Compendium der Institutionen dürfte man gegenwärtig wohl nur noch in Coimbra lesen.

Im Sommersemester 1802 hörte ich Civilrecht bei einem Manne, der für die später auftretende Schule Savignys die Tenne fegte, nämlich bei Hugo. Seine Vorlesungen, welche mit Ausarbeitung juristischer Aufgaben verbunden waren, regten durch kritischen Scharfsinn an; seine schonungslose Polemik, welche nicht selten gegen Waldeck gerichtet war, als gegen einen Repräsentanten der alten Schule, mißfiel uns gar nicht. Hugo lieferte auch die beißendsten Recensionen in die sonst principiell neutralen Göttinger Anzeigen. Ich erinnere mich einer solchen gegen Malblancs Pandecten gerichteten, unter welche ein Leser geschrieben hatte: hunc tu Romane caveto.[1])

Im vierten Semester wandte ich mich, mit Zustimmung meines Vaters, zum cameralistischen Studium, hörte Politik bei Sartorius, studierte für mich Smiths berühmtes Werk über den Nationalreichthum u. a. So waren meine Fachstudien in Göttingen, ich trieb sie, aufrichtig gesagt, nicht mit großer Liebe, überwand mich aber doch zu einem gewissenhaften Fleiße.

In jedem Semester hörte ich eine oder zwei nicht juristische Vorlesungen. So zwei Semester die trefflichen mathematischen Vorträge Thibauts, eines Bruders des berühmten Juristen; mit größter Mühsamkeit warf ich mich zugleich auf die Algebra, wobei mir Freund Sotzmann den treusten, geduldigsten Beistand leistete.

Dann hörte ich Naturgeschichte bei Blumenbach. Den meisten

---

[1]) Eine treffliche Charakteristik Hugo's gab Savigny.

seiner Zuhörer war es wenig um Kenntniß der Natur zu thun, vielmehr wollten sie sich an den lustigen Geschichten ergötzen — vom barbierten Bären, den erdfressenden Otomaken ꝛc., — welche Blumenbach damals noch mit übermüthigem Humor erzählte. Nach der Vorlesung giengen wir öfters noch in das Haus Pütters, welcher auf dem Vorplatze ein Quartett gab, bei welchem er die erste Violine spielte. Der alte ehrenwerthe Mann sah uns gern als Zuhörer.

Auch Mineralogie hörte ich bei Blumenbach, ohne die entfernteste Ahnung zu haben, daß ich einst Professor der Naturgeschichte und Mineralogie werden würde.

Sehr lehrreich war eine Vorlesung Fiorillos über Geschichte der Kunst, wiewohl der Mann nicht richtig deutsch sprach. So erzählte er: in diesem Jahrhundert kam die Wuth der „Thürmer“ auf; er meinte: die Leidenschaft Thürme zu bauen. Die Geschichte der Malerei war Hauptgegenstand. Er charakterisirte die verschiedenen Malerschulen und die bedeutendsten Künstler jeder Schule, bemerkte dann, wo sich die wichtigsten Gemälde jedes Meisters befänden, und zeigte uns die meisten angeführten in Kupferstichen.

An Fiorillos Vorlesungen schlossen sich Ausflüge nach dem nur fünf Meilen entfernten Kassel an. Tischbein, der Director der dortigen trefflichen Gemäldesammlung, gestattete sehr freundlich den Besuch derselben. An den Maler Hummel aus Neapel, einen feinen, liebenswürdigen Mann, schloß ich mich näher an. [1])

---

[1]) Die Kasseler Gemäldesammlung ließ Napoleon nach Frankreich bringen, ihre schönsten Bilder — z. B. die vier Tageszeiten von Claude

In Göttingen selbst machte ich die Bekanntschaft des Kupferstechers Riepenhausen. Seine zwei als Künstler bekannten Söhne — beide starben in Rom — wurden meine Freunde. Unter den Arbeiten des Vaters sind die Kopien der Hogarthschen Bilder am bekanntesten, zu denen Lichtenberg die Erklärung schrieb. Riepenhausen besaß einen Schatz von Dürerschen Kupferstichen und Holzschnitten, welche damals noch sehr wenige Liebhaber fanden, und daher nicht so theure Seltenheiten waren, wie sie es jetzt sind. Je öfter ich diese Kupferstiche betrachtete, um so lieber wurden sie mir, und heute noch kann ich mich nicht satt sehen an dem heiligen Hieronymus, dem Hubertus, der Melancholie und vielen andern. —

Mein älterer Bruder, welcher vor mir in Göttingen studierte, war dem Musikdirector Forkel wohl bekannt. Ich trat als Erbe in diese Bekanntschaft, dieß um so leichter, als ich mit Forkel in dem nämlichen Hause wohnte. Dieser stand damals höchst einsam in der musikalischen Welt. Ein Schüler des Hamburger (Emanuel) Bach, hatte er eine gränzenlose Verehrung gegen Emanuels Vater, den großen Sebastian Bach, und spielte dessen Clavier- und Orgelcompositionen meisterhaft nach der ihm überkommenen Spielweise Sebastians. [1]) Fast aller andern Musik war er entfremdet und abhold, seine über-

---

Lorrain — kamen an die Kaiserin Josephine nach Malmaison, im Jahre 1814 aber an den Kaiser Alexander nach Petersburg.

[1]) Forkel gab mehrere Sammlungen Sebastian Bachscher Klaviercompositionen heraus. Dem größern Publikum gieng aber der Sinn für den unergründlich tiefsinnigen Meister erst auf, als der treffliche Mendelssohn im Jahre 1828 dessen große Passion in's Leben rief, welche seit hundert Jahren schweigend, wie todt, nur im Manuscript existirte.

scharfe Kritik der berühmten herrlichen Gluckschen Ouverture zur Iphigenie auf Aulis gab vielen mit Recht ein Aergerniß. Diese Kritik mußte aber ungerecht ausfallen, da Forkel alle Musik, auch die Glucksche, nach der ihm allein gültigen Normalmusik Sebastian Bachs würdigte. Wem etwa Palladio der Normalarchitekt ist, der wird den Straßburger Münster, wem Michel Angelo der Normalmaler, der wird den Correggio ungerecht würdigen. — So wie sich nun Forkel von aller allgemein beliebten neuern Musik abwandte, so wandten sich die Freunde dieser Musik von ihm ab; viele, wohl die meisten auch deßhalb, weil ihnen durchaus der Sinn für Sebastian Bachs Compositionen fehlte. — Von meinem Bruder veranlaßt, nahm ich bei Forkel Klavierunterricht. Dieser begann damit, daß ich, nicht etwa auf seinem Flügel, sondern auf einem einfachen Silbermannschen Klavier, den Anschlag, die Hervorbringung eines reinen Tons einüben mußte, dann gieng er über zu Applicaturen, hierauf zu den „Inventions“, welche Bach für Schüler geschrieben hatte. —

Ich beschäftigte mich auch mit neueren Sprachen. So nahm ich französische Stunden bei einem französischen Abbé, welcher mit zweifelloser Süffisance die französische Literatur für hoch erhaben über die Literatur aller andern Völker hielt. Er wußte kaum, was er nur erwiedern sollte, wenn ich Shakespeare, dieses monstre, pries. Ich erinnere mich noch, wie er einmal ganz außer sich war, da ich ihm aus Lessings Dramaturgie die Uebersetzung einer Stelle brachte, welche mit den Worten anfängt: „man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ — Wer

ist denn dieser Monsieur Lessing, fragte er, der sich unterfängt, so gegen den großen Corneille aufzutreten? Was Lessing erklärend hinzugefügt, konnte ihn durchaus nicht befriedigen. —

Beim Theologen Tychsen, der sich längere Zeit im Eskurial aufgehalten, nahm ich Unterricht im Spanischen; mit dem ebenso freundlichen als gründlichen Benecke las ich den Shakespeare.

Zur Freude an der Kunst gesellte sich damals die Freude an der Natur. Keine Ferien giengen mir vorüber ohne daß ich Reisen unternahm. In der Pfingstzeit 1801 besuchte ich mit Meckel, dem Anatomen, Luden, dem Historiker und einigen andern Freunden den Harz. Auf dem Brocken fand sich eine vergnügte Gesellschaft von etwa 40 Studenten verschiedener Universitäten zusammen.

In den Michaelisferien 1801 gieng ich nach Hamburg, Ostern 1802 nach Berlin, Michaelis 1802 sah ich die Schweiz und den Rhein von Basel bis Koblenz. Wie es sich von selbst versteht oder verstehen sollte, waren meine Reisen meist Fußreisen, da es glücklicherweise noch keine verführerische Eisenbahnen gab. Ich sage, glücklicher Weise, in Bezug auf das Reisen der Studenten. Nicht, daß ich meinte: sie sollten, wie ich in meiner Jugend, durch die sandigen Wüsten der Mark, Pommerns und Lüneburgs zu Fuß reisen; obgleich auch dieß seinen Reiz hat, wenn es mit gleichgesinnten muthigen Freunden geschieht, die troz Wind und Wetter, troz schlechter Wege und schlechterer Wirthshäuser übermüthig vergnügt bleiben und nicht verzweifeln, wenn das Geld einmal ausgeht. Aber herzlich bedauern würde ich jeden Studenten, der von Frankfurt bis

Basel auf der Eisenbahn führe und alle Herrlichkeiten des Rheins und seiner schönen Gebirge mit ihren Burgen und die mächtigen alten Städte rasch vor seinen Augen vorüberziehen sähe, ohne daß sich ihm auch nur Ein Bild fest und klar einprägte.

Das Reisen der Studenten kam, so viel ich weiß, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in Aufnahme, besonders das Unternehmen weiter Reisen. Als ich mit vier Bekannten in den Michaelisferien 1802 von Göttingen nach Stuttgart kam und sie hier aufforderte, mit mir in die Schweiz zu gehen, da erschien ihnen dieß wie unmöglich. Sie giengen so wenig auf meinen Vorschlag ein, daß mir selbst der eine die Wette anbot, daß ich nicht in die Schweiz kommen würde; — ich gewann die Wette.

Das Reisen ist vom größten Werth für Studenten. Wie brachten sie sonst ihre Ferien zu! Die meisten giengen in die Heimath. Faulere unter ihnen fielen dem väterlichen Hause, ja oft dem ganzen Orte durch unnütze Streiche zur Last, kehrten dann abgelangweilt auf die Universität zurück und hatten in der Ferienzeit nichts gelernt, wohl aber manches vergessen. Aber auch den Fleißigeren war diese Zeit keine Zeit der Erquickung. Gewissenhaft wollten sie während derselben doch nicht ganz müßig sein und geriethen oft in eine unglückliche Mitte von Arbeiten und Nichtarbeiten, in ein Beschäftigtsein, bei welchem sie doch nur mit halbem Herzen waren. Unbefriedigt dadurch und unerfrischt kehrten auch sie nach Verlauf der Ferien auf die Universität zurück.

Wie ist es so anders hinsichtlich der Studenten, welche Ferienreisen machen. Mit einer sehr nüchternen Bemerkung anzufangen,

so ist es schon heilsam, daß solche das Geld, was andere so oft unnütz durchbringen, für die Reise aufsparen; für eine so edle Freude.

Das Reisen — ich rede von Fleißigen — macht eine Pause in ihrem Studieren, damit sie nicht wie aufgezogene, geistlose Maschinen Jahr aus Jahr ein arbeiten. Diese Pause hat aber gar nicht die Natur des nichtsnutzigen, langweilenden und abschwächenden Müßiggangs; im Gegentheil tritt auf Reisen eine höchst erquickende Thätigkeit unwillkührlich ein, da man sich nicht satt sehen kann an all dem Schönen, was uns aller Orten zu Gesicht kommt, an Gegenden und an Kunstwerken. Nie vergesse ich, welch' überwältigenden Eindruck es auf mich machte, als ich zum ersten Male die Alpen, die Rheingegenden, das Meer sahe — und den Straßburger Münster, den Kölner Dom, und wie vieles Andere! Alles prägt sich dem frischen Sinne des Jünglings tief ein, in seinem Gedächtniß sammelt er einen Schatz herrlicher Bilder, die er noch nach Jahren, wenn er vielleicht an die Heimath gebunden ist, mit Freuden wieder in sich hervorruft. — Wie lernt er auch durch solch Reisen sein schönes deutsches Vaterland kennen und mit jugendlicher Liebe lieben! — Doch genug vom Reisen, dieser Freude meiner Jugend und in der Erinnerung die Freude meines Alters.

Habe ich die Lichtseite des Göttinger Universitätslebens geschildert, so darf ich dessen Schattenseite nicht verhehlen.

Wer mit Aufmerksamkeit Meiners Buch „Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten" liest, der kann schon aus demselben diese Schattenseite des früheren Göttingen kennen lernen. Das Buch erschien im Jahre 1802, zur Zeit

da der Verfasser dort Prorector war. Er will durch seine Schilderung die Vorzüge der Göttinger Universität in's hellste Licht stellen — wie fängt er es an? Was sagt er z. B. von den Studenten? Er faßt vorzugsweise die aus vornehmen Familien in's Auge, sie bestimmen ihm Ton und Farbe der Universität. Da in jener Zeit solche Jünglinge „von Stande" wohl einzig Jura studirten, so dürfte nur hierdurch Meiners Ausspruch motivirt werden, daß in Deutschland Jus „unläugbar den ersten, Medicin den zweiten, Theologie den dritten Platz" behaupte.

Vom Duell spricht Meiners nach Art eines Pedanten, der den Weltmann spielt und als solcher das point d'honneur der höheren Stände auf keine Weise verletzen mag, ja dasselbe mehr berücksichtigt als seine Pflicht als Magnificus. „Ein junger Mann von Stande" heißt es wiederholt, wenn er von Ausforderungen und Zweikämpfen eines solchen spricht.

Wie anders ist sein Ton, urtheilt er über die armen Studenten seiner dritten Facultät, der „Theologen". „Auf unserer hohen Schule, schreibt er, scheint mir der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt zu sein, wo man es allgemein nicht blos strafbar, sondern auch lächerlich finden wird, daß künftige Lehrer der Christus-Religion wegen empfangener Beleidigungen mit dem Degen Genugthuung fordern." Diese künftigen Lehrer der Christus-Religion waren damals nämlich nie „von Stande".[1])

Gegen die Prüfungen in Göttingen führt Meiners unter

---

[1]) Meiners schließt sich weiterhin dem unverantwortlichen Urtheil über Duelle an, das sein College, der Theolog (!) Michaelis fällt.

andern den Grund an: wohlhabende würden auf auswärtige Universitäten gehen, um sich denselben zu entziehen, ja ihretwegen würden „noch weniger gutgebohrene und gutgezogene Jünglinge sich den Wissenschaften widmen als bisher." Daß man aber die armen Beneficiaten (meist Theologen) halbjährlich prüfte, dagegen hat er nichts zu erinnern. — Während er nun zart Alles berücksichtigt, was etwa „wohlhabende" und „gutgebohrene" abhalten könnte in Göttingen zu studiren,[1]) so ertheilt er dagegen Rath, wie man die Armen vom Besuche der Universität abzuhalten habe. „Selbst eine mäßige Zahl von fleißigen und untadeligen jungen Leuten, die nicht ausreichen können, ist ein großes Uebel," sagt er.

Charakteristisch ist auch folgendes, was Meiners über das Spiel äußert.

„Hazard-Spiele werden auf hohen Schulen, wo viele reiche und vornehme junge Leute zusammenkommen, nie aufhören.... Die Söhne hören und sehen dieß von ihrer ersten Kindheit an, und ahmen ihren Vätern so früh wie möglich nach.... Vor einigen Jahren erklärten mehrere, welche des Spielens von Hazard-Spielen überführt worden waren, vor Gericht, daß sie solche Spiele von Kindheit an in ihren elterlichen Häusern gespielt hätten, daß sie dieselben für erlaubt hielten, daß sie keine andere Spiele kennten und daß sie zu ihrem Zeitvertreibe fortfahren würden, solche Spiele zu spielen: wobei sie sich freilich gefallen lassen müßten, wenn sie entdeckt würden, die gesetzliche Strafe zu leiden. Selbst Hofmeister glaubten, daß es

---

[1]) Selbst seine Ansicht vom Duell verräth ja klar solche Rücksicht.

heilsam wäre, wenn man Hazard-Spiele unter gehöriger Aufsicht zuließe, damit junge Leute mit solchen Spielen bekannt würden und früh lernten, sich beim Spiele zu mäßigen." [1])

Jeder Graf saß im Auditorium an einem eigenen — dem Grafentische — er wurde zu Anfang der Vorlesung besonders durch „hochgebohrener Herr Graf" angeredet und zahlte doppeltes Honorar. [2])

Was ich hier aus Meiners Buche angeführt habe, beweist hinlänglich, daß die Studenten aus vornehmen Familien (als ich in Göttingen studirte) wirklich den Ton und die Farbe der Universität bestimmten. Darum gibt auch Meiners so außerordentlich viel auf die Art, wie sich die Studenten „produzirten", mehr als um Bildung ist es ihm um den Anstrich von Bildung zu thun. Die Ansichten des hohen Adels will er auf der Universität zur Geltung bringen, daher seine Mißurtheile über Duell, Hazard-Spiele u. s. w. In dergleichen unverantwortlich nachsichtig billigt er dagegen die Strenge der Göttinger akademischen Gesetze nicht bloß gegen wildes Geschrei auf der Straße, sondern auch gegen Singen, nicht bloß gegen Pereats, sondern auch gegen Vivats.

Wie der einzelne Student soll sich nach seinem Ideal die ganze Universität allezeit anständig „produziren", und ja nicht etwa durchreisenden hohen Personen ein Aergerniß geben. —

Leider hatte ich Gelegenheit die Schattenseite dieser über-

---

[1]) Ebend. 280.

[2]) Meiners 189. Hier werden noch andere Vorrechte der Grafen erwähnt. Nach ihrer Ankunft ward ihnen z. B. ein besonderes Inscriptionsbuch in's Haus gebracht, vor Gericht ein Stuhl angeboten u. s. w.

tünchten akademischen Scheinbildung näher kennen zu lernen durch einen sehr lieben Schulfreund, der ein Jahr vor mir vom Gymnasium nach Erlangen, von da aber im folgenden Jahr nach Göttingen gieng; durch ihn machte ich Bekanntschaft mit einigen Studenten, welche, wie uns beiden freilich erst allmählig klar wurde, ein ganz heilloses Leben führten. Nur das lag zu Tage, daß sie leidenschaftliche Hazard-Spieler waren. Wenn Meiners sagt: es sei nicht zu verwundern, daß Söhne Vornehmer, welche von Jugend auf dem Spielen der Väter beigewohnt, dieselbe Neigung auf die Universität mitbrächten, so war es mit mir umgekehrt. Ich war von meinen Eltern eindringlich vor Ausschweifungen gewarnt, mich aber vor Hazard-Spielen zu warnen, daran hatten sie nicht gedacht, es lag ihnen dieß zu fern. So kam es, daß ich mich verführen ließ zum Spiel, es erschien mir nicht als Sünde, sondern als ein Adiaphoron. Was erlebte ich aber! Die Leidenschaft nahm mich ganz ein und machte mich gleichgiltig gegen Alles, was ich bisher mit größter Liebe erfaßt hatte. Es war mir, als wäre mein Herz eiskalt geworden. Ich danke Gott, daß ich in kurzer Zeit das große Glück hatte, Unglück im Spiele zu haben, wodurch ich zur Besinnung über dieß unheimliche teuflische Treiben kam, und ihm fest entschlossen ein für allemal entsagte.

Am Spieltische lernte ich nebenbei das entsetzlich liederliche Leben dieser Menschen kennen, welche meist ekelhaft syphilitisch waren. Gott bewahrte mich vor solchen Ausschweifungen durch die mir in's Herz gepflanzten väterlichen Lehren und das schauderhaft warnende Beispiel, welches mir so vor Augen

stand. Und dennoch gehörten diese Menschen zu den „gutgebohrenen“, welche für feine Leute galten, die sich zu „produziren“ verstanden, überall zu Gesellschaften gezogen wurden und in denselben glänzten.

Der Blick in diesen Abgrund des sittlichen Verderbens machte auf mich einen so schauderhaften Eindruck, daß ich mich für eine Zeit menschenfeindlich von allen absonderte. Der Eindruck ist mir auch geblieben, durch spätere Erfahrungen ward er verstärkt. Man kann denken, welche Freude ich hatte, als später die Burschenschaft ernst und kräftig gegen jene Greuel auftrat, und wie ich mich als Professor amtlich verpflichtet fühlen mußte, ihr überall das Wort zu reden. — Zu meinem Trost fand ich einen sehr redlichen Freund, welcher das vollste Gegentheil jener Roués war; eine anima candida, ein treuer Sohn seiner Mutter; außerordentlich thätig für sein Fach, die Jurisprudenz, überdieß ein bedeutender Mathematiker. Es war der verstorbene würdige Senior der Universität Tübingen, Obertribunal-Rath von Schrader.

Um die Erzählung meiner Göttinger Erlebnisse nicht mit einer Dissonanz zu schließen, will ich noch ein Ereigniß erwähnen, welches mich in die größte Aufregung versetzte. Es war die Ankunft Göthe's, der im Sommer 1801 über Göttingen nach Pyrmont reiste. Kaum war es bekannt geworden, daß er in der Krone abgetreten sei, so beschlossen wir, seine enthusiastischen Verehrer, ihm ein Vivat zu bringen, auf die Gefahr hin, von den Schnurren abgefangen zu werden.

Wir verabredeten mit einander, uns Abends vor der Krone

zu versammeln; Achim Arnim,[1] Kestner,[2] Blumenbachs Sohn und Andere nahmen den thätigsten Antheil. Alle erschienen pünktlich zur bestimmten Zeit. Arnim brachte das Vivat aus, wir stimmten recht von Herzen kräftig ein, hielten es aber für gerathen, uns dann sogleich nach allen Seiten zu zerstreuen.[3])

Auf der Rückreise von Pyrmont hielt sich Göthe längere Zeit in Göttingen auf und zog in das Krämer'sche Haus, in dasselbe Haus, wo ich auch wohnte. So glücklich mich dieß machte, so war ich doch viel zu schüchtern, um mich ihm zu nähern, doch sahe ich ihn öfters. Eines Abends aß er mit Professoren und Studenten in einem Klub, dem Bouterweck und Reinhard[4]) vorstanden und den man scherzweise den Bildungsklub nannte. Einige pedantisch steife Professoren gaben deutlich zu verstehen, es entspreche diesem Namen gar nicht, daß

---

[1]) Im Sommersemester 1801 war ich viel mit Arnim und Brentano zusammen; jener war mein Freund von der Schule her.

[2]) So viel ich weiß, ist es derselbe, welcher im Jahre 1853 allgemein bedauert in Rom starb. Warum wir ihn den Lottiaden nannten, ergibt sich aus dem Briefwechsel zwischen Göthe, Kestner und Charlotte, der 1855 erschien.

[3]) Ich freute mich sehr, dieß Vivat von Göthe erwähnt zu finden. (Werke 1840 Thl. 27, S. 81). Er schreibt: „In Göttingen bei der Krone eingekehrt, bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studierende kamen und giengen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen." So wenig stimmt der Curator perpetuus der Universität Jena dem übernüchternen Verbot bei.

[4]) Der Herausgeber von Bürgers Gedichten.

wir bei Tische Göthe leben ließen, wiewohl es mit anständigem Enthusiasmus geschahe. [1])

Halle.

Sommer 1803.

Ostern 1803 verließ ich Göttingen und gieng nach Halle. Nach zwei Jahren mühsamer meist freudloser Arbeit und überspannter Anstrengung war mir eine Erholung dringend nöthig. Ich sehnte mich nicht etwa darnach, müssig zu gehen, wohl aber nach Beschäftigung, die mir Freude machte. Mein Wunsch ward dadurch begünstigt, daß frühere Schulfreunde in einem schön gelegenen Hause zwischen Giebichenstein und Halle, es hieß später die Traube, sich eingemiethet hatten. Zu ihnen gesellte ich mich. Da ich in diesem Semester keine Vorlesungen hören wollte, so dachte ich nicht daran, mich immatrikuliren zu lassen. Eines Tages suchte mich der vom Prorector Jakob abgeschickte Pedell auf und fragte, ob ich nicht wisse, daß ich mich spätestens 14 Tage nach meiner Ankunft müsse immatrikuliren lassen? Ich erwiederte, das gälte für Halle, aber nicht für meine Wohnung, die zum Amt Giebichenstein gehöre. Als ich mich später zu Michaelis immatrikuliren ließ, erwähnte der Prorector mein jedenfalls etwas abnormes Benehmen in dieser Sache gar nicht.

Ich führte mit meinen Freunden in diesem Sommer ein

---

[1]) Göthe's Werke 27, 92. Höchst komisch ist die Nachtscene,' welche Göthe damals in seiner Wohnung erlebte; da er über Hundegebell und Fräulein Krämer, welche Triller einübte, ganz in Verzweiflung gerieth. Ich habe die Sängerin, welche ja auch meine Hausgenossin war, oft gehört.

seltsames Leben — als gäbe es weder Pandecten noch Finanzstudien. Wir lebten wie im Garten der Poesie. Der Garten unseres Hauses zog sich zur Saale hinab; in den Lauben saßen wir einzeln oder zu zwei und drei und lasen Dichter, vor allen Shakespeare und Göthe, Dante und Cervantes, welche von der romantischen Schule so mit vollem Recht gepriesen wurden. Es lag uns sehr fern, irgend darüber zu speculiren, was uns eigentlich ergriffe; warum wir denn von Hamlet oder Faust begeistert seien. Ein Hungriger fragt nicht nach einem Kochbuch, um aus demselben zu erfahren und nachzuweisen, warum es ihm so gut schmecke; — genug, es schmeckt ihm. — Doch trat später eine Versuchung ein, uns doch dem Reflectiren zu ergeben. Einige aus unserer Gesellschaft setzten es nämlich durch, daß eine besondere ästhetische Gesellschaft gestiftet wurde, die wöchentlich Sitzungen hielt, in welchen schriftliche Arbeiten vorgelesen wurden: theoretische Aufsätze, Gedichte, Uebersetzungen von Gedichten. Aufrichtig gesagt, die meisten Aufsätze langweilten mich, besonders solche, in denen von nichts die Rede war als von „Form und Materie, Polarität, Potenzen“ u. s. w. Damals waren dies stereotype, hochklingende Worte, Ausdrücke, mit welchen nur zu oft mancher seine Blöße bedeckte. Durch die Freunde genöthigt strengte ich mich unnatürlich an, den Statuten der Gesellschaft zu genügen und mit klarem Bewußtsein Urtheile über die Dichter abzugeben, welche mich begeisterten. Ein Fragment der Art, das ich noch besitze, ist sehr schwach und täppisch, und was das Schlimmste, vielfach dummdreist und naseweis. Es war vielleicht nur Nachäffung der Art, wie das Athenäum damals gegen die angebeteten Götzen der deutschen Literatur auftrat.

Dagegen beschäftigte ich mich gern mit Uebersetzen. Ich erwähnte schon, daß ich durch den trefflichen Benecke veranlaßt wurde, mich an einem Shakespeare'schen Sonett zu versuchen. Jetzt übersetzte ich aus dem Italienischen. Eine Scene aus dem Pastor fido des Guarini, Sonette Petrarcas besitze ich noch, ebenso die Uebersetzung eines spanischen Sonetts von Cervantes und einer spanischen Romanze. Bei letzterer habe ich der deutschen Sprache willkührlich und unverständig Gewalt angethan, einzig um die Assonanz des Originals treu wiederzugeben. Ich bin überzeugt, daß ein Uebersetzen klassischer, poetischer und prosaischer Studien in die Muttersprache die vortrefflichste erste Stylübung ist.

Von eignen Gedichten aus jener Zeit mögen hier zwei stehen.

In den Höhen hört' ich's brausen,
Hört' es in den Zweigen rauschen.
Ach die Winde wehen
Ueber Thäler und Höhen
Ueber die weite Erde dahin.

Saß ich an dem blauen Strom,
Sahe Well' auf Well' hinfließen.
Ach die Wellen fliehen
Von den Bergen und ziehen
Ueber die weite Erde dahin.

Als der trübe Herbst gekommen,
Lustige Vögel heimwärts zogen,
Ach die Vögel fliehen
Winterfrost und ziehen
Ueber die weite Erde dahin.

Junger Muth hat sich entfaltet;
Soll ich in der Heimath rasten?
Winde wehen, Wetter ziehen,
In die Ferne die Vöglein fliehen,
Schweifen über die Erde dahin.

Der Wanderer.

Liegen wohl Herren und Knechte,
So zu sagen das Menschengeschlechte,
Auf den staubigen Heeresstraßen,
Kann sich einer vor dem andern nicht lassen.
Ein Kindergeweine, ein Weibergeschrei,
Ein Brummen der Männer und die Plackerei.
Bin wahrhaftig ganz blind vom Staub,
Der ewige Lärmen macht mich taub.
Will mich lieber von der Seite verlieren,
Der Weg hier wird zum Berge führen.

Das ist zu merken von den Höhen:
Ebnen Wegs kannst nit naufgehen.
Mußt dich bequemen, tüchtig zu steigen,
Den Leuten auf der Straße den Rücken zeigen.

Stieg wahrhaftig unverdrossen,
Habe gar sauren Schweiß vergossen.
Mocht' unterwegs mich nicht umsehn,
Dacht 's könnte mir wie Orpheus Weib ergehn.
Denn gar wohl hört' ich unten schreien:
Mein Herr, Sie brechen Hals und Bein.

Der will sich gern was sehen lassen,
Sonst blieb' er hübsch auf gerader Straßen,
Schrien andre, daß ichs wohl vernahm.
Doch ich stieg zu ohne Scheu und Scham,
Gottlob, nun seh ich munter herunter,
Wie's da unten geht bunter und bunter.

Die Leute unten.

Ah! Ah!
Seht da! seht da!
Der ist wahrhaftig da oben;
Was zu loben ist, ist zu loben. (Schrien Bravo.)

Wanderer oben.

Hat mich ihr Schimpfen nicht gerührt,
Ihr Loben mich doch ennuyirt.
Kann mir wohl denken, was die Leute denken:
Magst deinen Beinen Erholung schenken.
Nach geschehener Arbeit ist gut ruhn,
Magst dir nun was zu Gute thun,
Siehst die Leute ziehen auf den Landstraßen,
Kannst dich von ihnen sehen lassen,
Hast erstiegen einen hohen Berg!
O lieben Leute, 's ist ein schlechter Zwerg
Gegen den Riesen, den sonnumstrahlten,
Himmelhohen, rosig gemalten,
Den ich von dieses Hügels Höh
In weiter Ferne glänzen seh.

In der Pfingstzeit 1803 besuchte ich Dresden und die sächsische Schweiz. Besonders fesselte mich die Dresdner Bilder-

gallerie. Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich von den Bildern sprechen, in die ich mich immer und immer wieder vertiefte, vor allen von der sixtinischen Madonna, dieser Erscheinung aus einer höhern Welt, von den Correggios, Holbein Madonna, dem Christus von Johann Bellin, von Ruysdaels und Claude Lorrains Landschaften. . .

Als Motto schrieb ich damals Göthe's Worte:

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach so Vieles entstellt.

Zu unserm Ernst gesellte sich jedoch eine knabenartige harmlose Freude an Spielen. Wir badeten täglich in der nahen Saale, liefen Stelzen, schritten auch wohl auf Stelzen mit überhängten Bettlaken als riesenmäßige weiße Gespenster in langen Schritten neben Kutschen her. Als ich später einmal die Reichardt'schen Töchter von Giebichenstein nach Halle begleitete, erklärten sie mir, sie möchten nicht bei der Traube vorbeigehen, weil da schlimme Studenten wohnten, welche Vorübergehende beunruhigten. Ich schwieg und bekannte mich erst später für schuldig.

Von unserer freundlichen Gesellschaft, an die ich so gern zurückdenke, dürfte außer mir keiner mehr am Leben sein. Der redliche (Danziger) Kniewel, ein Glied derselben, starb vor wenigen Jahren in Stuttgart.

Halle.

Wintersemester 1803—1804.

Die Sommermuße und Sommerfreude gieng zu Ende, von dem schönen Wohnen an der Saale und den herrlichen Porphyrfelsen der Nachtigallen-Insel gegenüber nahm ich nun Abschied und zog in die unfreundliche Stadt, in das unfreundliche Gräv'sche Haus, in die unfreundliche Steinstraße. Doch wohnten da auch mit mir zwei liebe Freunde, Winterfeld und Bitter. Winterfeld lebte jedoch sehr zurückgezogen, indem er fast alle Muße, die er von seinen juristischen Studien erübrigen konnte, der Musik widmete. Damals knüpfte sich zuerst zwischen ihm und mir die treueste Freundschaft, welche über 50 Jahre, bis zum Tode des trefflichen Mannes uns eng verband.

Bitter, auch Jurist, starb vor einigen Jahren als Geheimer Rath in Berlin. Dichter und Philosophen waren die unerschöpflichen Gegenstände unserer freundlichen Gespräche.

Brotcollegia hörte ich nicht, beschäftigte mich aber möglichst gewissenhaft mit finanziellen, ökonomischen und andern Brotstudien. Hatte ich doch schon mein drittes und l e t z t e s Studienjahr angetreten, an dessen Ende ich Rechenschaft ablegen sollte, wie ich meine Universitätszeit benützt und mich auf den Beruf vorbereitet hätte. Ich dachte nur mit Schauder an dies Ziel. Vor Kurzem fand ich einen Brief, den ich um diese Zeit meinem sel. Vater geschrieben, in welchem ich ihm Rechenschaft über mein Studium der Thaer'schen Schriften gab.

Wie so ganz fremd mir dieser Brief erschien! Kaum begriff

ich, daß ich ihn selbst sollte geschrieben haben. Doch verräth es mich, daß ich in demselben Briefe meine Mutter um Rücksendung meines Novalis bitte, weil ich ihn „unumgänglich brauche.“ — Ich hörte in diesem und auch im folgenden Semester mit dem größten Interesse alle Vorlesungen von Fr. A. Wolf: Ilias, Plato, Menon, griechische Literaturgeschichte, Horaz Satyren und Episteln und die Wolken des Aristophanes. Nur die Auslegung des Evangeliums Matthäi hörte ich nicht. Wolf brach dieselbe auch bald ab, wie später Gottfried Hermann eben so die Exegese des Galater Briefes nicht zu Ende brachte.

Es war in dieser Zeit, daß ich auf einem Spaziergang in Giebichenstein, vom Regen überrascht, durch einen Thorweg in ein Haus untertrat, wo eine Feier war. Auf meine Frage erfuhr ich, es werde die Hochzeit des Dr. Steffens mit Hannchen Reichardt gefeiert. Da betrat ich zum ersten Mal das Haus, welches mir später so lieb war.

Zu den in dieser Zeit von mir gelesenen Büchern gehörten Schleiermachers Monologen, an denen ich als ein junger übermüthiger Mensch, dem es an aller Selbsterkenntniß fehlte, sehr Gefallen haben konnte. Und doch — — Damals schrieb ich folgende drei Sonette:

Zerstreuung. Verzagt.

Wenn wir des Himmels Höh, der Erde Massen,
Der Sterne Lauf, des Blitzes Kraft betrachten,
Wenn wir auf Stein und Pflanz und Thiere achten,
Auf alles, was die weiten Räume fassen,
So können wir vor Staunen uns nicht fassen.

Doch höher steigt es, wenn wir uns betrachten,
Was große Weise aller Zeit erdachten,
Wir können uns, wir können es nicht fassen.

Von allem, was sich in der Welt begeben,
Berichten uns die Forscher der Geschichten;
Sie steigen tief in alter Zeiten Schachten,
Erzählen uns von Feinden und von Schlachten,
Das alles muß man in's Gedächtniß schichten.
Man fragt auch, was sich vor der Welt begeben.
Gern las ich das, was weise Leute dachten.
Doch gibt es Müß'ge, die nun gar noch dichten.
O lang, lang ist die Kunst und kurz das Leben.

Halle, den 6. November 1803.

Centralisirender Idealismus. Trotzig.

Ich schaue sinnend an mein inn'res Leben,
Den tiefen Keim des Wirkens zu ergründen,
Des Daseins Urquell redlich zu erkünden,
Daß ich in Dunkelheit nicht möge beben.

Ich will kraft eigner Kraft mich selbst erheben,
Daß mich der Dinge Bund nicht halt' gebunden,
Daß ew'ger Wechsel mich nicht mög' verwunden,
Erschüttern nie das freie inn're Leben.

Ich will in mir den Herrscherthron erbauen.
Ich bin das Centrum Himmels und der Erden,
Der freie Wille soll die Kraft entfalten.

Ich will das Universum neu gestalten,
Durch inn're Kraft soll alles Ding erst werden;
Will alle Kreatur im Innern schauen.

Halle, den 4. November 1803.

Dazu die Anmerkung: ddo. 9. November 1803. Ich las heute Schleiermachers Monologen, in welchen ich die Ideen des vorstehenden Sonetts wieder fand. Ich wollte nur den Idealismus charakterisiren. Die Ansicht ist wahrhaft groß, aber frevelhaft kühn. Alle an die Natur knüpfenden Bande sollen zerrissen werden. Der freie Wille soll die Kraft entfalten. Der freie Wille soll dem eindringenden Alter wehren. (O Kant!) Und wenn nun der Tod dem Freien die Freiheit raubt, — wird dann nicht Resignation in etwas außer dem Ich eintreten? —

Aesthetische Resignation. Verzagt.

Den 19. November 1803.

Was ist es doch um's arme Menschenleben!
Der Wille darf nicht seine Kraft entfalten,
Es herrschen heimlich oberste Gewalten,
Und kindisch fast scheint mir das kühnste Streben.

Nicht frevelnd mögt ihr euch der Kraft erheben.
Es wird entrissen, was ihr wähnt zu halten.
Es wird die innere Freiheitsglut erkalten;
Vor dunklen Mächten soll der Mensch erbeben.

Denn er gedenkt, Zukünft'ges zu bereiten
Und Alles klug verständiglich zu enden.
Sie aber herrschen in dem Strom der Zeiten;
Er ist ein Spielball nur in ihren Händen;
Sie lassen ihn geboren werden, sterben,
Erheben hoch und stürzen in's Verderben.

Bald darauf schrieb ich das kleine Lied:

Demuth.

Ich weiß es nicht, von wo ich kommen,
Weiß nicht, wohin ich werde geh'n;
Du hast mich in den Arm genommen,
Auf Dir soll mein Vertrauen steh'n.

Mein Auge sieht die ew'gen Sterne,
Zum blauen Aether sehnt sich 's Herz,
Und alle Wünsche liegen ferne
Und alle streben himmelwärts.

Und alle Wünsche im Vereine
Sie sehnen, Vater, sich nach Dir!
Ich fühle ahnend, was ich meine.
Herr! wie Du willst, so schicks mit mir!

Den 15. Jan. 1804.

Halle.

Sommersemester 1804.

Das Treiben unaussprechlich ausschweifender Studenten, welche in unserm Hause wohnten, bewog mich Ostern 1804 weg und zu Hofrath Eberhardt zu ziehen. Dieser war früher Prediger in Charlottenburg bei Berlin und wurde von da als Professor der Philosophie nach Halle berufen. Er hatte den Anstand eines fein gebildeten Franzosen, ein Benehmen, wie man es früher bei vielen Berlinern aus den gebildeten Ständen fand. Er gehörte dem Nicolai'schen Kreise an, dem Kreise

der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche so viele Jahre das kritische Scepter in der deutschen gelehrten Welt führte. Früher traten Hamann und F. H. Jacobi, später Fichte, Göthe, Schiller und die romantische Schule gegen diesen geistigen Despotismus der allgemeinen deutschen Bibliothek auf, die gegenwärtig verschollen ist.

Ein akademischer Genosse und lieber Freund, Immanuel Bekker, war damals mein treuester, mühsamster, zuverlässigster Lehrer. Er wird sichs erinnern, wie wir im Sommer 1804 mit wenig Unterbrechung von früh bis Abends die Griechen lasen. Oft geschah es im Freien, auf den schönsten Punkten der hohen Giebichensteiner Saalufer. Wir lasen Ilias, Odyssee, Herodot, den Ajax des Sophokles, zwei Bücher des Thucydides.

Es war um diese Zeit, daß ich zum ersten Mal in einem Concert Friederike Reichardt sahe. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den das wunderschöne Kind auf mich machte; sie war damals vierzehn Jahre alt.

Im Sommer 1804 kam Göthe nach Halle, und wohnte zwar nicht, wie früher in Göttingen, mit mir in dem nämlichen Hause, wohl aber meiner Wohnung gegenüber bei Wolf. Die Straße war nicht sehr breit, ich konnte ihn daher sehr oft sehen, besonders wenn er sich am Fenster mit Wolf unterhielt. Aber auch dießmal sprach ich ihn nicht, das geschah erst im Jahre 1808, wo ich ihm in Carlsbad als ein von Freiberg kommender Schüler Werners vorgestellt wurde. Bei dem großen Interesse Göthes an der Geognosie, besonders an der Werner'schen, unterhielt er sich damals sehr freundlich mit mir, und befragte mich auf's Genaueste über Leben und Lehre in Freiberg. —

Zwei Stunden von Halle liegt das Bad Lauchstedt. Dahin kamen mehrere Jahre lang jeden Sommer die Weimar'schen Schauspieler. Man weiß aus den biographischen Mittheilungen Göthes, wie sehr ihm die künstlerische Ausbildung dieser Truppe am Herzen lag, wie er auch bemüht war, die damals so gewöhnlichen schlechten Stücke zu beseitigen und an ihrer Stelle klassische aufführen zu lassen. Man kann denken, welchen Reiz ein solches Theater für uns hatte. Man gab Julius Cäsar, Othello, die natürliche Tochter, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, Jery und Bätely. Als Friedrich Schlegels Alarkos aufgeführt ward, hielten wir es für unsere Pflicht, dieß Trauerspiel gegen eine antischlegel'sche Partei zu vertreten, wiewohl unsere Bewunderung mehr principiell und daher ziemlich kühl war. Wallensteins Lager ward vortrefflich gegeben. Auf eine bewundernswürdige Weise bildeten die vielen Personen, trotz dem scheinbar regellosen Durcheinander, eine malerische Gruppe nach der andern, so daß man auf dem kleinen Theater das ganze bunte bewegte Leben des dreißigjährigen Krieges vor Augen zu haben meinte. Dieß Bild des unruhigsten, heimathlosen Kriegstreibens im Angesicht des Todes machte einen tief tragischen Eindruck auf den Zuschauer.

Schiller kam nach Lauchstedt, er war seinem Lebensende nahe. Wenn Göthe in Schönheit und voller Kraft der Gesundheit, in imperatorischer Genialität auftrat, so hatte dagegen Schillers Erscheinung nichts Ungewöhnliches und Imponirendes, vielmehr erschien er bescheiden und still sinnend in sich gekehrt. — Wir giengen dem großen Dichter, so viel es nur der Anstand erlaubte, auf allen Wegen nach, aßen auch mit ihm im

Kursaal, — ich hatte das Glück ihm schräg gegenüber zu sitzen. Abends brachten wir ihm ein Lebehoch mit Musik. Dem kümmerlichen Musikantencorps war gesagt, sie sollten Melodien zu Schiller'schen Liedern spielen; leider kannten und konnten sie keine weiter, als jene ziemlich gemeine viel gesungene von: Freude, schöner Götter Funken. Doch der liebenswürdige Dichter beschämte unsern guten Willen nicht und dankte auf's Freundlichste. —

Michaelis 1804 sollte ich die Universität verlassen und war daher von Halle nach Dessau gegangen, wo ich mich im väterlichen Hause aufhielt. Diese Trennung von der Universität gieng mir sehr nahe. Ich sollte nun so vieles aufgeben, woran ich mit ganzer Seele hieng, sollte mein, wenn auch nur dämmerndes Lebensziel aus dem Auge verlieren und allem bisherigen Wünschen und Hoffen entsagen, dagegen von nun an ein prosaisches Alltagsleben unter Actenarbeit führen. [1]) In dieser trüben Stimmung erhielt ich einen Brief von einem Hallischen Freunde, der mich genau kannte. Du mußt, schrieb er mir, durchaus noch auf ein Semester nach Halle zurückkehren. Steffens ist angekommen, lerne ihn nur kennen, er ist ganz der Mann für Dich. Dieser Brief sprach nur aus, wornach sich mein Herz sehnte, und ich bat meinen Vater dringend, mir zu erlauben, noch einmal nach Halle zurückzukehren. Wie froh war ich, als er meine Bitte gewährte, ich ahnete nicht, welch einen tief gehenden Einfluß diese Gewährung auf mein ganzes späteres Leben haben würde.

---

[1]) So erschien mir und gleichgesinnten Studiengenossen der Gegensatz des Studentenlebens und Philisteriums.

Und zunächst auf mein Universitätsleben.

Nach Halle zurückgekehrt hörte ich Steffens Vorlesungen über die innere Naturgeschichte der Erde. Diese wirkten wahrhaft wunderbar auf mich. Mit der überwältigenden Beredtsamkeit eines Magus rief er in meiner Seele Geister und Bilder der Natur hervor; die Ahnungen, welche Novalis in mir erregt, gewannen Gestalt. Vor allem ergriff mich Steffens großer Gedanke, daß die Erde eine Geschichte habe. Und dieser Gedanke trat nicht wie jene Riesenerscheinung des Erdgeistes vor die Seele, um kühne menschliche Erhebung zu vernichten, auch nicht als Einfall ohne Halt und Fundament. Zum ersten Male vernahm ich, daß Werner eine Entwicklungsgeschichte der Erde durch gegenwärtige Beobachtung der Gebirge begründe, und nachweise, wie die ältesten Gebirge keine Spur von Thier- und Pflanzenversteinerungen enthielten, wie diese erst in jüngern Gebirgsformationen sich allmählig einfänden, und individuell aus der allgemeinen Masse der Steinwelt herausträten. Nach Steffens war der Mensch die individuellste, selbständigste Schöpfung, Krone und Schlußstein der irdischen Schöpfung.

Steffens geniale Beiträge zur innern Naturgeschichte lagen seiner Vorlesung zu Grunde. Er selbst erklärte diese Beiträge für das Hauptwerk seines Lebens. Durch Werners Darstellung der Epochen der Gebirgsbildung begeistert, schrieb er dasselbe 1801 in Freiberg, indem er die Ansichten seines Lehrers tiefer gründete und weiter ausbildete. Dieß that er in einem Aufsatz, welcher die Ueberschrift trägt: „Beweis, daß Stickstoff und Kohlenstoff Repräsentanten des Magnetismus im chemischen Prozeß sind.“ Ein zweiter Aufsatz in diesen Beiträgen ist über-

schrieben: „Durch die ganze Organisation sucht die Natur nichts als die individuellste Bildung." Hier geht Steffens über Werners wissenschaftlichen Kreis hinaus und charakterisirt in genial hingeworfenen Zügen die Entwicklung von den niedersten zu den höchsten Thierklassen als ein gesteigertes Individualisiren. Er schließt mit den Worten: „Wem die Natur vergönnte in sich ihre Harmonie zu finden, der trägt eine ganze unendliche Welt in seinem Innern, er ist die individuellste Schöpfung und der geheiligte Priester der Natur."

Göthe und Schelling hatten den größten Einfluß auf Steffens, da er als junger Mann im Jahre 1799 mit ihnen persönlich bekannt wurde. So kam es, daß er die „Beiträge" Göthe widmete; sie bezeugten zugleich sein genaues Anschließen an Schelling.

Wie ist doch Steffens Werk vergessen! Es ist traurig zu sehen, wie die jetzige Generation in unruhiger Hast schnaufend vorwärts und immer nur vorwärts sieht und eilt, ohne auf das Vergangene zurückzublicken. Und man könnte doch so viel von den früheren lernen! Sie zerstreuten und verloren sich nicht in zahlloses Einzelnes; hatten sie ja, mit unserer Zeit verglichen, nur einen kleinen Schatz von Erfahrungen. Aber im Kleinen getreu, wucherten sie mit diesem Schatz, hielten ihre geistige Kraft zusammen, und lebten in großartigen Ahnungen. Sie entwarfen architektonische Risse mächtiger Bauwerke. Fehlte es ihnen zur Ausführung an Baumaterial, nahmen sie auch wohl einmal untaugliche Steine, so sollen Spätere doch nicht stolz auf sie herabschauen, weil ihnen reicheres und besseres Material zu Gebote steht, das im Laufe der Zeit zusammen=

gebracht wurde. Sie mögen sich vielmehr vor Allem als Meister ausweisen, indem sie mit diesem Material wirklich bauen, schön und fest bauen. —

Es währte nicht lange, so trat ich meinem geliebten Lehrer näher und besuchte ihn täglich. Er führte mich auch ein in die Familie seines Schwiegervaters, des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein, dessen gastfreies Haus seit Jahren von den bedeutendsten Männern, bald auf kürzere bald auf längere Zeit besucht ward, so von Göthe, Jean Paul, Voß, Fichte, Schelling, den Gebrüdern Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim u. a. An den schönen Reichardt'schen Familienkreis schlossen sich auch die bedeutendsten Männer der Universität Halle an. So kam Wolf oft nach Giebichenstein; das vertrauteste Glied des Kreises war aber Schleiermacher. Dieser ward zugleich mit Steffens nach Halle berufen, beide wurden die innigsten Freunde. Auf ihr gegenseitiges Verhältniß konnte man anwenden, was Göthe von seinem Verhältniß zu Schiller sagt. Sie waren nämlich ganz entgegengesetzte Naturen und Charaktere, und eben deßhalb ergänzten sie einander und zogen sich an. Steffens, damals 31 Jahre alt, war ein schöner geistreicher Mann, höchst lebhaft, leicht bewegt, oft leidenschaftlich aufbrausend bei der größten Herzensgüte, phantasiereich, redeselig im schönen Sinne des Worts, ein geborener Redner, der fortgerissen von der innern Fülle seiner Gefühle und Gedanken durch begeisterte Rede die Zuhörer fortriß. Wie wunderbar ergriffen uns seine Vorlesungen, in welchen, nach der Weise alter Naturphilosophie, die Wissenschaft auf Flügeln der Poesie sich erhob. Seine kriegerische, im Februar 1813 in Breslau gehaltene Rede war

von der gewaltigsten Wirkung; eine zweite Rede, welche er im October 1813 auf dem Markte in Marburg an das um ihn versammelte Volk gegen die Franzosen hielt, begeisterte die Zuhörer so, daß man die dortigen Franzosenfreunde kaum aus ihren Händen dadurch rettete, daß man diese in das gemeine Gefängniß sperrte und hinter ihnen die festen Thüren verschloß.

Wie so ganz verschieden war nun Schleiermacher von Steffens! Ein kleiner, ruhiger, durchaus besonnener Mann. In Gesellschaft verfiel er nie in's Reden halten. Aufmerksam verfolgte er, was andere sagten, faßte es klar auf und stimmte ihm bei oder widerlegte es mit der ihm eigenen bekannten dialektischen Schärfe und Gewandtheit. Nie sah man ihn leidenschaftlich aufgeregt; selbst wenn ihn etwas empörte, sprach sich sein Zorn kräftig, aber dennoch gefaßt, nicht maaßlos aus. Auch darin hatte er sich ganz in seiner Gewalt, daß er seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu fixiren vermochte, zu deren tieferer Auffassung ihm die Gabe fehlte. So legte er sich auf seine Weise selbst das ihm Fremdartige zurecht. Die fast tyrannische Herrschergewalt, welche er über sich hatte und übte, zeigte sich selbst in Kleinigkeiten, ja vielleicht hier am durchgreifendsten. Man stritt z. B. einmal, ob die niederdeutsche Aussprache des sp, st 2c. 2c. richtiger und wohlklingender sei oder die des Süddeutschen, wenn er schpitz, schtehen spricht. Schleiermacher erklärte sich für die Niederdeutschen. Aber, bemerkte man, warum sprechen Sie denn nicht z. B. auf der Kanzel wie diese? Anstatt seine Gewöhnung von Jugend auf vorzuschützen, erklärte er: vom nächsten Sonntag an werde ich

es thun. Man versicherte mir, er habe dieß durchgeführt, ohne sich zu versprechen.

Es schlossen sich nun viele Studenten an Steffens und Schleiermacher an. Sie theilten sich, je nachdem sie sich mehr zur Wissenschaft und Lehre, ja auch zum Vortrage des Einen oder des Andern hinneigten. Doch artete dieß nicht entfernt in die Bildung von zwei einander entgegengesetzten Schulen oder gar Parteien aus. Wie die zwei Lehrer Freunde waren, die sich gegenseitig förderten, so waren es ihre beiderseitigen Schüler. Auch das war charakteristisch, daß Steffens wie Schleiermacher nicht entfernt einander die Zuhörer mißgönnten. Ich hörte nicht eine Vorlesung Schleiermachers und dennoch bewies sich dieser auf alle Weise so freundlich gegen mich, wie er sich nur gegen seinen fleißigsten, treuesten Zuhörer hätte beweisen können. Er sah, wie mächtig ich von den Resultaten der Gebirgsforschung angezogen war, so fand er es ganz natürlich, daß ich mich vorzugsweise an Steffens anschloß. Einst hatte ich in Steffens und Schleiermachers Gegenwart die Dreistigkeit zu sagen: ich sei kein Freund vom dialektischen Hin- und Herreden, von dem langen Umkreisen der Wahrheit, dagegen liebte ich tiefsinnige, compacte Aphorismen, welche die Wahrheit direct in's Auge faßten, einfach aussprächen und solcher Paraphrasen nicht bedürften. Bei der größten Verehrung und Liebe zu unsern Lehrern, durften wir uns so frei äußern. Es versteht sich, daß sie unserer, im erzählten Falle meiner, übermüthigen Keckheit gehörig entgegen traten, und sokratisch dialektisch, mit liebenswürdiger Ironie ein Exempel an mir

statuirten, — dieß jedoch, ohne daß im mindesten mein Verhältniß zu Schleiermacher getrübt worden wäre.

Man könnte glauben, daß in unserm Kreise der Gespräche und Verhandlungen über Wissenschaftliches fast zu viel geworden sei. Mit nichten. Der anstrengende Ernst wissenschaftlicher Unterhaltung ward schon durch die Theilnahme der Frauen gemildert, und wenn ihr ausgezeichneter Gesang begann, verstummten die Gespräche. Die herrlichste Musik — Werke von Palestrina, Leonardo Leo, Durante, Händel und andern — wurden von schönen reinen Stimmen mit reinem Sinne vorgetragen.

Ich darf diese Seite des damaligen akademischen Lebens nicht ganz unberührt lassen, es darf dieß niemand, welcher die Wirksamkeit von Schleiermacher und Steffens in jener bedeutenden Zeit charakterisiren will. Am wenigsten dürfte ich es; es war der Wendepunkt meines Lebens eingetreten.

Halle und Giebichenstein.

Michaelis 1804 bis zum 24. September 1805.

Universitätsfreunde hatten mir wiederholt angeboten, mich in die Reichardt'sche Familie einzuführen. War es ein fast cynischer Freiheitssinn, dem alles widerstand, was ihn gewinnen konnte, oder war es das Entgegengesetzte, eine große Schüchternheit, die mich abhielt, das Anerbieten anzunehmen?

Als aber Steffens kam und ich mich ihm mit inniger Liebe und mit dem größten Enthusiasmus anschloß, als er mich sei-

nerseits lieb gewann, da führte er mich wie erwähnt, in die Familie seines Schwiegervaters ein, und bald gehörte ich ganz dem liebenswürdigsten Kreise an, als wäre ich ein Kind des Hauses.

Ich bin kein Dichter, sonst wollte ich vor allem schildern, welche tiefe Liebe mich gegen das wunderschöne Kind ergriff, das ich zuerst im Concert gesehen. Liebe — ohne eine Spur von unmännlicher Verliebtheit. Wenn sie mit den Schwestern heilige Chöre von Palestrina, Leonardo Leo, besonders ein Cor mundum crea sang, so wurde ich vom Anblick und vom Gesange wunderbar ergriffen. Diese keusche, mit jedem Tage wachsende Liebe trat meinen damaligen ernsten Studien so wenig in den Weg, daß sie vielmehr meine Arbeit weihte, und ich oft an Novalis Worte dachte:

Du Geliebte willst die Muse werden
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung sein.

Der stille Schutzgeist der Geliebten selbst war ihre älteste Schwester Louise, der sie mit ganzer Seele anhieng. Dieser trat ich bald näher, liebte ich sie doch als die treueste mütterliche Schwester Friederikens. Sie lebte ganz in den Dichtungen von Tieck und Novalis, das bezeugen ihre tiefsinnigen Compositionen jener Lieder. Unter den vielen nur diese zu nennen: Feldeinwärts flog ein Vögelein — Wie schnell verschwindet — Bricht das matte Herz — Der ist der Herr der Erde — Ich kenne wo ein festes Schloß — Wenn ich ihn nur habe — und das geheimnißvoll ergreifende: Lobt doch uns're stillen Feste. —

War ich auch längst von Tiecks Volksmärchen, von Novalis Dichtungen begeistert, so steigerte sich diese Begeisterung, als ich Louisens Lieder von ihr oder von den Schwestern singen hörte.

Ich war so glücklich, auch im Sommersemester 1805 auf der Universität bleiben zu dürfen. In diesem Sommer kam Gall nach Halle und hielt Vorlesungen über seine Schädellehre, welche damals das größte Aufsehn erregte. Bestimmte locale Protuberanzen des Schädels bezeugten nach Gall bestimmte Gaben, Organe des Guten wie des Bösen. Da fand sich ebenso wohl ein Organ für Religion als eins für Mord, ein anderes für Diebstahl. Gall hatte in Halle so bedeutende Zuhörer, wie er sie wohl nirgends gehabt, eminente Männer mit eminenten Schädeln, die wir Zuhörer uns während der Vorlesungen als Musterköpfe genau ansahen. Vor allen den prächtigen Kopf Göthe's, dessen hohe mächtige Stirn keine besondere Organknollen zeigte und daher eine großartige gleichmäßige, allseitige, ruhige Bildung repräsentirte. Neben ihm saß Wolf; seine Stirn verrieth durch Protuberanz über den Augen und der Nasenwurzel kritische Anstrengung. Weiter waren Steffens, Schleiermacher, Reil unter den Zuhörern.

Nach Beendigung der Gall'schen Vorlesung machte Steffens bekannt: er werde gegen dieselbe auftreten; die neue osteologische Prädestinationslehre hatte ihn empört, doppelt empört, weil sie unglaublich in's Leben einzugreifen drohte. Er hielt drei Vorlesungen, welche gedruckt erschienen sind.

Einem treuen Lehrer wird es nicht um nachtretende Anhänger, sondern um alles zu thun sein, was die Ausbildung

der eigenthümlichen Anlagen eines jeden seiner Zuhörer fördert. Solch ein treuer Lehrer war Steffens. Er drang in mich, nach Freiberg zu geh'n und Werner zu hören.

Nie werde ich das wunderschöne Gartenleben in Giebichenstein vergessen, noch die liebenswürdigen Menschen, die sich hier zusammenfanden. Besonders in den Jahren 1804 und 1805. War es doch, als hätten wir damals vor Anbruch der Schreckenszeit von 1806 uns noch zwei paradiesische Friedensjahre herzlich erfreuen sollen. In jener Zeit kam Oelenschläger als ein junger schöner Mann auf längere Zeit als Besuch zu Steffens, ebenso der liebenswürdige Bartholin aus der berühmten Familie Bartholin. Er war mein treuer Freund, leider starb er bald darauf in Rom.

Wie viele Namen Solcher wären hier zu nennen, welche in der kurzen Zeit von 1799 bis 1806 in Halle studirten: Achim Arnim, von der Hagen, Nasse, mein Bruder Friedrich gehörten zu den früheren, später kamen: Böckh, Immanuel Bekker, die Theologen Theremin, David Schultz, Scheibel, Strauß, Kniewel, Neander; ferner Varnhagen, Winterfeld, Alexander Marwitz, Dahlmann, der jüngere Scharnhorst, Przystanowski. Die meisten der Genannten gehörten zu dem Kreise von Steffens [1]) und Schleiermacher und sind später als Schriftsteller bekannt und berühmt geworden; wie viele wären außer diesen zu nennen, die nicht geschrieben haben, sich aber

[1]) Diese wurden zum Theil von Steffens („Was ich erlebte" Band V) und von Varnhagen (im zweiten Bande seiner Denkwürdigkeiten) charakterisirt.

im Leben als die ehrenwerthesten Männer bewährten und noch bewähren.

Die bekannte außerordentliche Verschiedenheit der Genannten bezeugt am besten, daß damals in Halle durchaus keine uniforme Schule, etwa nach Art der spätern Hegel'schen entstand. An Wolf, Schleiermacher und Steffens hatten wir drei Lehrer von so verschiedenem Gepräge, daß es unmöglich war, allen dreien zugleich nachzuäffen. Dieß bewahrte uns, noch mehr aber die edle liberale Gesinnung der drei, denen es nicht um einen Schweif nachbetender und nachtretender Schüler zu thun war.

Im Jahre 1805 kam die bekannte Frau Händel-Schütz nach Halle und führte lebende Bilder auf, was mich zu einem kleinen Gedicht veranlaßte.

An Madame Händel-Schütz.

Bei Darstellung eines Gemäldes von Dürer.

Frische Sinne, frommen Sinn
Hat dem Dürer Gott verlieh'n.
Schlicht mit tüchtigem Verstand
Malet seine sich're Hand,
Was die frischen Sinn' empfangen
Frommem Sinne aufgegangen.
Und an heil'ger Stätt' erbauten
Sich, die seine Bilder schauten.
Was an heil'ger Stätt' erbauet,
Im Theater man jetzt schauet.
Ohne Andacht, ohne Sinn
Stellt ein freches Weib sich hin.

Großer Dürer, welche Schmach!
Deinen Bildern äfft sie nach.
Aeugelnd lächelt sie gezieret,
Schmiegt sich, biegt sich, coquettiret
Mit den Leuten, die sie rühret,
Wenigstens desennuyiret.
So macht Künstelei zur Schand,
Was die alte Kunst erfand
Und der fromme Fleiß geschaffen;
So sind Teufel Gottes Affen.

Zu den schönsten Erinnerungen jener Zeit gehören manche Ausflüge, die wir damals machten. So gedenke ich unter Andern, wie ich mit Steffens und Schleiermacher nach Weißenfels gieng und wir so freundlich von Novalis älterem Bruder in das fast ganz ausgestorbene Familienhaus aufgenommen und überall an den seligen Dichter erinnert wurden. Wir giengen von da nach Dieskau, wo uns im grünen, recht anmuthigen Schloßgarten Steffens Frau mit den Schwestern überraschten, wohin sie uns von Giebichenstein aus entgegengefahren waren. Es war zu schön.

Beim Frühlingsanfang 1805 begleitete ich Steffens und Schleiermacher mit einem sehr lieben Freunde, Bartholin, auf den Petersberg, wir blieben vom Freitag bis Sonntag früh. Am Sonnabend erlebten wir den schönsten Sonnenuntergang, dessen Stille nur durch das Geläute der Glocken unterbrochen ward, welches aus den zahllosen Dörfern der Ebene zu uns heraufklang. Unter den lebendigsten Gesprächen unserer Lehrer saßen wir bis nach Mitternacht zusammen. Doch brachen wir

am Sonntag Morgen früh auf, da Schleiermacher in Halle um neun Uhr die Gedenkpredigt an die verstorbene, verwitwete Königin von Preußen halten sollte. Um ungestört zu meditiren, gieng er 20—30 Schritte vor uns her. Wir kamen so spät nach Halle, daß Schleiermacher nur eiligst den Ornat anziehen und die Kanzel besteigen mußte, seiner Predigt konnte niemand die fast durchwachte Nacht und die Fußreise anmerken, so klar und besonnen war sie. Ich mußte diese Lustreise auf den Petersberg erwähnen, weil sie von so wesentlichem Einfluß auf die gegenseitige Verständigung, Anerkennung und Freundschaft von Schleiermacher und Steffens war, wie sich dieß aus Steffens Erzählung und einem Briefe Schleiermachers an Frau Herz ergibt.

Steffens bemerkt in seiner Lebensbeschreibung, daß Bartholin ihn begleitet, aber bei seiner stillen Bescheidenheit die Gespräche mit Schleiermacher gar nicht gestört habe. Da ich mit Freunden öfters von dieser merkwürdigen Parthie auf den Petersberg gesprochen, so that es mir doch leid, daß Steffens meiner nicht erwähnt. Jene Freunde mußten, wenn sie Steffens Erzählung lasen, fast glauben, ich hätte mich eitel für einen Gefährten ausgegeben. Ich schrieb an Steffens, sein zweiter Reisegefährte müsse noch stiller und schweigsamer gewesen sein und die Gespräche noch weniger gestört haben als Bartholin, so daß er ihn habe ganz vergessen können. Steffens antwortete: Daß ich Dich bei dem Zug nach dem Petersberg vergessen habe, hat mich erschüttert. Erst bei Deinem Brief traten mir alle Begebenheiten recht lebhaft in die Erinnerung zurück.

Es ward mir sehr schwer, den liebenswürdigsten Kreis zu verlassen. Michaelis 1805 reiste ich nach Freiberg.

Freiberg.

October 1805.

Es bleibt mir unvergeßlich, wie ich an einem schönen Herbsttage von Dresden über Tharandt gieng, dessen Buchen schon entfärbt waren, dann durch den unheimlichen grüllenburger Wald. Tritt man aus diesem heraus, so sieht man in der Ferne den grünen Thurm von Freiberg und die breitgewölbten, kahlen, unfreundlichen Berge des Erzgebirges mit ihren düstern Halden. Die Erzählung des Bergmanns im Ofterdingen, wie er nach Eula kommt, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß ich glauben möchte, Novalis habe das Bild von Freiberg vor Augen gehabt.

Mit großer Erwartung gieng ich zu Werner, der mir wie ein freundlicher deutscher Berggeist in sächsischer Bergwerksuniform entgegentrat.

Um dieselbe Zeit kam Heinrich Schubert nach Freiberg. Durch Werner machte ich seine Bekanntschaft und gewann ihn sehr lieb. Er nahm den lebhaftesten Antheil an meinen geschichtlichen Arbeiten und förderte mich dadurch sehr.

Eine zweite Bekanntschaft machte ich an der Wirthstafel. Hier fanden sich Deutsche, [1]) Schweizer, Russen, Spanier, Franzosen und Italiener zusammen, unter ihnen war Engelhardt.

---

[1]) Unter den mit mir in Freiberg Studirenden befanden sich der Salinendirektor J. von Charpentier, Professor Germar und der Berghauptmann von Veltheim.

Ich trat ihm bald näher, und wir schlossen die treuste Freundschaft, welche auf meine mineralogische Laufbahn den größten Einfluß hatte. — Ich hörte bei Werner Oryktognosie und Geognosie. Die erstere nahm ich jedoch mehr aus einer Art Rücksicht an, weil ich gar keinen Trieb zu ihr in mir fühlte. Auch besah ich die Steine so gut als nicht und erfreute mich nur an Werners klarem, ruhigem, anschaulichem Vortrage, besonders an seiner Darstellung von der Verwandtschaft der Farben und Krystalle. [1])

Von Steffens, wie ich erzählte, innerlichst aufgeregt, ja fast geblendet durch ein glänzendes Feuerwerk von bunten Naturbildern und großen Ahndungen, wirkte Werners geognostische Darstellung wie ein mildes Licht, beruhigend stillend. Nicht so geheimnißvoll, nicht so dichterisch umschweifend, wie Steffens, gab er mir Halt, Richtung und das Gefühl einer Wahrheit, die unmittelbar auf ein Gebirge gegründet war, welches ein klarer verständiger Sinn aufgefaßt. Doch war ich weit entfernt, mich durch das geognostische Collegium zu einem thätigen Gebirgsforscher bilden zu wollen. Mit dem zweifellosesten Glauben suchte ich vielmehr einzig die Ergebnisse der Wernerschen Gebirgsforschung für die Erdgeschichte kennen zu lernen, um diese

---

[1]) Ich entsinne mich, daß ich mir damals ein paar Stufen geliehen, welche mir gewissermaßen das Steinreich repräsentirten. Es waren Flußspathe von Gersdorf in Sachsen. Folgendes Bruchstück (vom 22. November 1805) bezieht sich auf diese Stufen. „Man kann nicht ohne Ehrfurcht für das standhafte Gesetz der Naturen diese Krystalle anseh'n. Wie die Quarzsäulen auf dem Würfel des Flußspaths aufsitzen, wie die Tafel des Schwerspaths sich zwischen hervordrängt; jedes seine eigene Gestalt behauptend, ungeirrt durch den Nachbar."

wo möglich mit der menschlichen Geschichte, oder vielmehr mit den frühesten Sagen in Einklang zu bringen. Ich hatte meinen Blick von Neuem auf Indien gewendet als auf die Wiege des Menschengeschlechts. Sollten die Indier, diese ersten Riesenkinder der Erde, nicht um ihre Vorzeit wissen — sollten ihre, auf flüchtigen Hinblick abschreckenden Sagen, nur wüste Ausgeburten der Phantasie sein, denen so viele Millionen Menschen, wie bezaubert, Glauben schenken? Sollten diese Sagen nicht vielmehr tiefen sinnbildlichen Sinn haben, wahre Geschichten der Erde und der Gestirne sein,[1]) die wir noch nicht zu deuten vermögen, deren Enträthselung aber durch vereinten Fleiß der Sternkundigen und Gebirgsforscher einerseits, der Sprach-, Gedicht- und Geschichtsforscher andrerseits möglich werden könnte? —

Bei einer solchen Ansicht beschäftigte mich in jenem Winter 1805—6 die Mineralogie nur nebenbei, dagegen hauptsächlich das Lesen von Werken, welche auf Indien und auf andere

---

[1]) Es scheint mir ein großer Mißgriff zu sein, wenn man Indien mit griechischem Maaßstabe messen will. Der alte Inder war ein Organ des Erdgeistes, daher mächtig in Sternkunde, sinnbildlich in Baukunst (nach Weltgegenden), in Musik (nach Jahres- und Tageszeiten), in Bildsäulen. Der Grieche ist der Erde nicht eigen, rein menschlicher, freier Selbstständigkeit, christlicher Zeit näher. Das Werk des griechischen Künstlers bedeutet das, was es ist. Wird der Grieche, besonders seine Sternkunde mit dem Maaße jener gewaltigen planetarischen indischen Somnambulen gemessen, so erscheint er beschränkt, oberflächlich und unsicher — mißt man den Inder mit griechischem Maaßstabe, ohne Hinsicht auf Sinnbildnerei, so erscheint vieles wüst und unsinnig. Was ist die Magnetnadel für den, welcher nicht an die Erde denkt? — Die Christen haben Brot und Wein im Abendmahl, und zugleich Christusköpfe von Dürer und Hemmelink. —

Theile von Asien Bezug hatten. Werner, der in seinen letzten Lebensjahren mehr Freude an sprachlichen und geschichtlichen als an naturwissenschaftlichen Studien hatte, zeigte freundliche Theilnahme für meine Arbeiten. Er besaß eine treffliche Büchersammlung, aus welcher er mir zuvorkommend lieh; wo es etwa fehlte, half die Dresdner Bibliothek aus.

Mineralogie und Geognosie.

Ganz vertieft und verloren in historischen Studien sollte ich auf's Unerwartetste daran erinnert werden, daß ich doch nach Freiberg, dieser Hauptstadt der Mineralogie, gekommen sei, um eben auch Mineralogie zu studieren.

Es mochte um Weihnachten gewesen sein, als ich einmal zu Werner gieng, mir Niebuhrs Beschreibung von Arabien auszubitten. Man denke sich meine Verwunderung, als der sonst so gefällige Mann mir erklärte: er würde mir das Buch nicht geben. Wie steht es denn mit der Oryktognosie? fragte er. O weh! dachte ich. Darauf holte er eine Untertasse voll Steinchen und fragte nach den Namen derselben. Ich wußte keinen einzigen. Nein, sagte er, nun muß Ihr geschichtliches Studium etwas ruhen, und das in der Mineralogie Versäumte nachgeholt werden. Zur Aufmunterung schenkte er mir die kleinen Steine, die mich so geängstet, und fuhr späterhin fort, mir dergleichen zu schenken. Da meine Freiberger Freunde mir ebenfalls manchen schönen mineralogischen Abfall zukommen ließen, so erwuchs auf solche Weise eine saubere kleine oryktognostische Sammlung, so viel ich weiß, die erste dieser Art,

welche Veranlassung zum Anlegen ähnlicher gab, besonders von Seiten solcher Studierenden, die, wie ich, unbemittelt waren.

Doch bei dem ersten Wernerschen Geschenk war mir gar nicht wohl zu Muthe. Ich klagte Engelhardt mein Leid. Dieser hatte, wie ich, die Ueberzeugung, daß ich keineswegs zum Mineralogen bestimmt sei, sondern vielmehr zum Geschichtsforscher. Da wir aber beide Wernern sehr liebten und ihm nicht entgegen sein wollten, so quälte ich mich — von Engelhardt unterstützt — unmäßig, besonders um die Krystallmodelle zu begreifen und dann Wernern sagen zu können: nun hab' ich's begriffen, drauf aber wieder zu den lieben Geschichtsbüchern zurückzukehren. Man kann jedoch denken, wie wenig es bei einer solchen Stimmung mit meinem Krystallstudium von Statten gieng. Vergebens malte ich mir selbst die Löscher'schen Modellfolgen, jede Art Flächen mit einer eigenen Art Farbe an. Nachdem ich mich nun so 2 bis 3 Wochen fruchtlos abgemüht hatte und vor lauter unruhiger Sehnsucht nach asiatischer Geschichte zu nichts kam, so gieng ich höchst unglücklich zu Werner und bat ihn dringend, mir nach wie vor Bücher zu geben, zum Mineralogen sei ich verdorben. Sie haben Unrecht, sagte Werner, Sie haben ein gutes Auge, aber ich will Ihnen den Willen thun. So kehrte ich denn mit neuem Eifer zu den geschichtlichen Arbeiten zurück.

Es war nun mein Plan, Ostern 1806 nach Rom zu reisen, um dort Sanskrit zu erlernen; Werner versprach mir Empfehlungsschreiben dahin. Aber, sagte er, Sie glauben nicht, wie viel Ihnen, auch bei Ihren Studien, einige mineralogische Kenntnisse von Nutzen sein dürften. Denken Sie an die

Marmore, Porphyre und andere zu Kunstarbeiten benutzte Steine. Mir zu Liebe, greifen Sie die Sache vor Ihrer Abreise noch einmal an. — Wie konnte ich dem väterlich freundlichen Rathe widerstehen? Ich nahm mehrere Freiberger Mineraliensammlungen durch, und dießmal fühlte ich schon mehr Seelenverwandtschaft mit den Steinen.

Austerlitz. Vorzeichen des preußischen Krieges.

Von Ende 1805 bis September 1806.

Es war in den letzten Tagen des Novembers 1805, daß Kaiser Alexander nach Dresden kam. Ich sah ihn, als er mit dem alten König von Sachsen auf den Perron der Bildergallerie heraustrat. Er hatte ein einnehmendes jugendliches Gesicht. Wir hofften, daß er in Verbindung mit Oestreich unser armes Vaterland aus der Napoleonischen Knechtschaft befreien werde; aber unsere Gedanken waren nicht Gottes Gedanken. Die Schlacht von Austerlitz zerstörte alle unsere Hoffnungen. Gott meinte es besser mit uns als wir selbst, da er erst nach sieben schweren Jahren der Prüfung und Erstarkung uns unsere Wünsche erfüllte. 1813 und 1814 sahe ich den Kaiser wieder. Ernste Jahre hatten die frühere Heiterkeit seines Gesichts getrübt, dem nun eine kaiserliche Strenge aufgeprägt war.

Im Mai 1806 reiste ich über Dessau nach Giebichenstein, wo ich bis zum September blieb.

Das traurige Jahr 1805 lag hinter uns, daß eine noch traurigere Zeit vor uns liege, darauf deutete nur zu vieles

hin. Unter Anderm die Ansichten und Reden so vieler preußischer zum Theil blutjunger Offiziere, welche wir fast täglich sahen. Sie sprachen, als hätten sie unter Friedrich bei Roßbach gedient und gesiegt, als commandire Soubise heute noch die Franzosen. Mit dem Sieger von Austerlitz gedachten sie leicht fertig zu werden, bis jetzt meinten sie, habe er noch keine Preußen gegen sich gehabt.

Die gewisse Ueberzeugung, daß die traurigste Zeit und wüste Verwirrung uns bevorstehe, bewog mich zu einem Schritt, von welchem Andere eben durch diese Ueberzeugung wohl zurückgehalten worden wären. Ich erklärte am 9. Juli Friederike meine Liebe. Wiewohl ich mich von da an als verlobt betrachtete und von den Eltern und Geschwistern, von Steffens und Schleiermacher so betrachtet wurde, so ward doch unsere Verlobung erst zwei Jahre später 1808, ehe ich nach Paris reiste, wirklich ausgesprochen. Der Ausbruch des Krieges trat immer näher. Da hielt Schleiermacher in der Ulrichskirche die eminente Predigt voll Muth und begeisterter Vaterlandsliebe. Am 15. September verließ ich tief betrübt Giebichenstein. Wann und wie werden wir uns wiedersehen, fragte ich.

Schlacht von Jena.

Den 14. October 1806.

Ich gieng nach Dresden, wo ich mit Oelenschläger zusammenzog. Mit ihm und Tieck war ich eines Mittags in den goldenen Engel zu Rumohr, dem feinsten Kenner der Kunst, die Kochkunst einbegriffen, geladen.

Dresden lag voll preußischer, von Hohenlohe befehligter Truppen; damals sahe ich auch zum letzten Male den ausgezeichneten Prinzen Louis Ferdinand, kurze Zeit, bevor er bei Saalfeld blieb. Der Krieg begann, wir waren in einer fieberhaften Spannung, da kam die Nachricht, es hätten die Preußen gesiegt, und so genau waren die Angaben, daß man danach einen leidlichen Schlachtplan hätte entwerfen können. Einige versprengte preußische blaue Husaren brachten nur zu bald entgegengesetzte Nachrichten — wir aber meinten, die Husaren seien feige davon gelaufen. Aber die Selbsttäuschung währte nicht lange und machte der größten Niedergeschlagenheit Platz. Die meinige nahm zu, da ich erfuhr, daß nach der Schlacht bei Jena ein Treffen bei Halle gewesen und das geschlagene preußische Heer über Dessau nach Berlin unaufhaltsam geflüchtet sei. Lange blieb ich aus einem eignen Grunde ohne Nachricht. Schleiermacher hatte mir nach Dresden geschrieben. hier las man auf der Adresse statt Raumer „Rumohr“ und schickte diesem den Brief nach Hamburg; von ihm erhielt ich denselben erst sehr spät, bei der damaligen langsamen Postbeförderung.

Das Hallische Treffen hatte sich auf dem linken Saalufer in die Nähe von Giebichenstein gezogen. Reichardt, als Verfasser von „Napoleon und das französische Volk“ war in größter Lebensgefahr, wenn er gefangen genommen wurde. Es ward daher die Reisekutsche sogleich angespannt, die flüchtende Familie konnte in aller Eile nur das Nothwendigste mitnehmen. Riekchen, schrieb mir Schleiermacher, habe bei der Flucht das Myrthenbäumchen (ich hatte es ihr früher geschenkt) auf dem

Schooß gehabt. Erst später erfuhr ich, wie die Familie von Reichardts kräftigen Pferden rasch nach Dessau gefördert wurde, wo die Straße von preußischen Flüchtlingen wimmelte. Alles eilte der Elbbrücke zu, die Familie kam im Moment an, wo die Elbbrücke abgebrannt werden sollte, sie waren die letzten Hinüberfahrenden. Nach kurzer Rast in Roßlau gieng es weiter nach Berlin.

Mein seliger Vater hatte als Dessauischer Kammer-Director amtlich eine fast unerträgliche Last von Geschäften in dieser wüsten Zeit auf sich. Ueberdieß erlitt er persönlich viel Verlust. Unter Anderm fand Marschall Victor so großes Wohlgefallen an zwei seiner schönen Pferde, daß er sich nicht von ihnen trennen konnte. Mein Vater ward aber ganz getröstet über diesen Verlust, als die Nachricht kam, Schill habe den Marschall in Pommern gefangen. Dem Schill gönnte mein Vater von Herzen die Pferde. Ein Brief meiner Mutter vom 4. November 1806 schildert die damalige Lage.

Sie schreibt: „Lieber Karl! Deine Briefe waren für uns eine neue Erscheinung. Auf keine Zeile konnte man hoffen. Gott sei Dank, daß Dein letzter Brief uns Freude machte. Deine frommen Gesinnungen, die Du bis jetzt auch mit Deinem Lebenswandel bestätigt, waren uns in dieser Zeit sehr tröstlich. Mehr als ich es mir selbst zugetraut, hatte ich Muth in dieser denkwürdigen Woche. Ich nahm es mir ernstlich vor, meinem Mann und auch meinen Leuten durch mein Beispiel zu zeigen, daß christlicher Muth der größte sei, und ermahnte sie dazu. Selbst der französische General wunderte sich, daß ich nicht furchtsam sei. Dir von Allem, was vorgefallen, eine Beschreibung

zu machen, würde zu weitläufig sein. Nur so viel, daß der Vater mit unermüdeter Thätigkeit für das Beste der Stadt gesorgt hat. Tag und Nacht, ohne zu schlafen, gelaufen, geschrieben, gesprochen. Lieber Karl, hättest Du die entsetzliche Menge Menschen einpassiren seh'n und denken müssen, die Unterhaltung derselben hängt vom Vater ab, so hätte man wohl zittern mögen, und noch ist es mir unbegreiflich, wie es möglich gewesen; nie kann der Fürst und das Land es ihm verdanken. Sein und mein Leben war in Gefahr, denn er war wenig zu Hause. Wenn man ihn suchte und nicht fand, so gieng es auf mich los. Der eine Kommissär zog geradezu den Degen, da ich sagte, er sei nicht zu Hause. Glücklicher Weise hatte ich eine Wache hinten in der Stube, die ihn besänftigte. Deine Schwester Agnes betrug sich für ihr Alter musterhaft, sie besorgte still und fleißig mit die häufigen Geschäfte, welche die Einquartirung erforderte, und wenn ich mitten unter dem Tumult der Brüder gedenken wollte, legte sie mir die Hand auf den Mund: Jetzt nicht, liebe Mutter, Sie halten es sonst nicht aus. Schaden haben wir freilich leider am meisten mit in Dessau gehabt; denn wie Du sagst, wer nichts zu verlieren hat, ist in solcher Zeit besser daran. Unsere schöne Plantage gleicht einer Wüste; nicht finden kann man sich, von den Bergen sind die Bäume wie mit einer Sichel alle abgehauen. Die schönen Tannen und Birken von der Feldseite, die so schön war, weg, auch die Thüren aus dem Hause. Etliche Wispel Roggen vom Tennen herumgestreut, der Heutennen ganz herumgerissen, die Wände alle weg. Das schöne Wetter ist noch sehr gut; wir können das, was uns blieb, noch

einerndten. Die rothen Rüben, den übrigen Kohl, auch das Heu und alles, was auf dem Felde lag, zusammen bringen. Worüber ich lachte, als die Stubenrauch aus Berlin sagte: Hier müssen Sie doch Holz schlagen, das ist nun gescheh'n; wir können eine ganze Zeit davon brennen. Bei P—s haben sie uns 8 Hämmel und 12 Gänse genommen und des Vaters 2 schöne Reitpferde. Kühe und Ackerpferde haben wir noch.

„Von dem Wichtigsten, lieber Karl, möchte ich Dir wohl bestimmte Nachricht geben, aber mir fehlt sie selbst. Daß Deine beiden Brüder nach der Bataille bei Jena noch gesund gewesen, davon habe ich gewisse Nachricht, Franz hat sein Regiment mit der Fahne angeführt. Wahrscheinlich sind sie in Magdeburg, ich traue es ihnen zu, daß sie ihre Pflicht gethan, so gut als ob sie den glorreichsten Sieg erfochten, und damit müssen sie sich beruhigen. Ueber unsere Einschränkungen lachen wir zuweilen. Ich lache Agnes aus und sie mich, wenn wir in Gedanken die Zuckerdose holen wollen, die nicht mehr dasteht. Unsere Leute haben sich fast alle sehr gut benommen, nur P., der nicht zu rechter Zeit gerettet, was er konnte, auch den Verdacht des Stehlens auf sich geladen, wird wohl seiner Dienste entlassen werden. Lore heulte und schrie, ich sagte ihr aber, sie müsse zum Hause hinaus, wenn sie nicht aufhöre; so mäßigte sie sich und machte es dadurch doch wieder sehr gut, daß sie sagte, sie hätte schon die Ofengabel nehmen wollen und mich vertheidigen, da die Andern furchtsamer schienen. Der arme Bürgermeister Meyer ist ein Opfer dieser Zeit geworden, er hat sich den Hals abgeschnitten. Der arme Prediger in Alten ist ganz ausgeplündert, auf Pantoffeln ist er

nach Dessau gekommen, da sie ihm auch die Stiefel ausgezogen. Sobald ich etwas von Deinen Brüdern erfahre, schreibe ich es. Nun weißt Du, wie es jetzt mit uns steht. Heute habe ich wieder einen französischen Offizier im Quartier; Tante Marie muß für mich sprechen, auch ich papele etwas darunter. Lebe recht wohl, lieber Karl! Der Himmel stehe uns ferner bei!

Deine Dich liebende Mutter."

Ich war vor der Hand genöthigt in Dresden zu bleiben, wohin auch Schubert gezogen war. Eines Tages kommt dieser zu mir und erzählt, es habe ihn ein russischer Hofrath aufgefordert, eine Hofmeisterstelle in Irkutzk beim Gouverneur des Gouvernements Irkutzk, Namens von Prestel, anzunehmen. Die Bedingungen waren glänzend, 1500 Silberrubel jährlich, eine Summe zum Ankauf von Büchern, eigne Equipage (ob Pferde oder Hunde?), vor allem aber nach fünfjährigem Dienst Entlassung mit lebenslänglicher, sehr bedeutender Pension. Ich mußte, fuhr Schubert fort, den Antrag ablehnen, da ich ja Frau und Kind habe.

Weil ich noch gar keine Nachricht von Reichardts, keine von meinem Vater hatte, war ich in so verzweifelter Stimmung, daß ich mich entschloß, mit Schubert den Hofrath aufzusuchen. Er war ein kleiner geputzter und geschniegelter Mann, mit sorgfältig eingepuderter Frisur. Er empfieng uns mit einer Protectormiene, die ihn wahrscheinlich für die servile Miene gegen seinen eignen Protector entschädigen mochte. Ich wäre am liebsten sogleich umgekehrt. Der Mann theilte nun genauer die Bedingungen mit. Der Hofmeister sollte von

Dresden nach Moskau, von da mit der Frau des Gouverneurs nach Irkutzk reisen, eine Reise, die bei der schnellen Beförderung einer so hochgestellten Dame nur zwei Monate dauern werde. Wie viel Zeit, dachte ich, braucht wohl ein armer Hofmeister zur Rückreise? — Bei weiterer Auseinandersetzung der Lage und Pflichten des Irkutzker Hofmeisters wurde auch die Forderung gestellt, nur französisch zu sprechen. Da riß meine Geduld. Was, sagte ich heftig, wenn ich einen Augenblick daran denken konnte, mein liebes Vaterland mit Sibirien zu vertauschen, so geschah es nur, um nicht auf deutschem Boden französisch sprechen zu hören und .... da unterbrach mich mein guter Schubert, besorgt, was ich alles noch sagen könnte, und schob mich fast zur Thüre hinaus. Es mochte zwei Jahre später sein, daß der Gouverneur in Ungnade fiel, wie mag es da seinem Hofstaat ergangen sein? Sehr wahrscheinlich war der Prestel, welcher bei der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus als Verschwörer gehenkt wurde, der mir zugedachte Zögling. — Wie ich, lehnten Wetzel, Krause (der Philosoph) und Andere das russische Anerbieten ab. Umstände nöthigten mich, den früheren Plan, nach Rom zu reisen, aufzugeben, dagegen erbot sich Fr. Schlegel in Cöln auf Schleiermachers Verwendung, mir Sanskrit zu lehren. Da Schlegel aber bald darauf von Cöln nach Frankfurt, dann nach Würzburg gieng, so zog sich meine Reise so lange hin, bis das große Kriegsungewitter im October ausbrach und den ganzen Plan vernichtete. Unterweilen war mein treuer Engelhardt von einer größern Reise zurückgekehrt. Der sibirische Antrag war ihm, der die russischen Verhältnisse genau kannte, so ent-

setzlich, daß er mich, sagte er, falls ich darauf eingegangen wäre, wo möglich von Moskau zurückgeholt hätte.

Engelhardt redete mir zu, in so wüster Zeit in Freiberg zu bleiben, da für den Augenblick an keine Reise zur Förderung meiner geschichtlichen Zwecke zu denken sei. Ich blieb, und nahm von Neuem Werners Collegia über Oryktognosie und Geognosie an. Am Scheidewege des geschichtlichen und mineralogischen Treibens hatte jener Krieg, welcher auf so manches Menschen Leben Einfluß geübt, über mich entschieden — aber ich ahndete dieß selbst noch nicht. — Ich wollte nun mehr Fleiß auf Oryktognosie wenden, nicht sowohl um ihrer selbst willen, sondern weil sie zum Verständniß der Geognosie, besonders der sogenannten Formationssuiten unumgänglich nöthig schien. Aber ich fühlte mich bald von den Steinen stärker und stärker angezogen: was zuerst nur Mittel sein sollte, ward unvermerkt Zweck, indem ich es selbst lieb gewann. Das tägliche Zusammenleben mit dem für Mineralogie rastlos thätigen Engelhardt hatte natürlich großen Einfluß auf mich.

Wie ich die Oryktognosie zum Verständniß der Geognosie kennen lernen wollte, so — wie erwähnt — die Geognosie zum Verständniß der Geschichte und Sagen. Besonders fesselte mich die Werner'sche Lehre von den Epochen der Gebirgsbildung. Ich hegte die Hoffnung, diese Epochen seien in Einklang mit den Zeitepochen der Inder, wie sie in den Erzählungen von den Inkarnationen des Wischnu bestimmt sind. — An der Wahrheit der Werner'schen Geognosie hegte ich nicht den leisesten Zweifel. Ich war so übergläubig, daß ich an Untersuchung der Gebirge zur kritischen Sichtung der Werner'schen Lehre gar

nicht dachte, uud alle dergleichen Untersuchungen mir nur dazu nothwendig schienen, um jene Lehre mehr und mehr durch Thatsachen zu belegen. Dieß wollte ich jedoch Andern überlassen und mich — wie gesagt — an das von Werner aufgestellte erdgeschichtliche Resultat halten. Nur das wünschte ich ungefähr zu erfahren, wie Werner zu seinen Resultaten gelangt sei. Ich machte deßhalb (im Spätherbst 1806) einige geognostische Excursionen in den Gegenden zwischen Freiberg, Tharandt und Meissen. Die Berichte über jene ersten Bereisungen, welche ich Werner übergab, besitze ich noch, mit eigenhändigen Werner'schen Verbesserungen, welche die Form des Berichts betrafen.

In der Wissenschaft heißt es wie vom Teufel: ergieb Dich ihr mit einem Haar, so gehörst Du ihr auf immer. Ich sträubte mich gegen alles fernere Geognostiren und versicherte an Engelhardt wiederholt, daß ich weder Lust noch Geschick dazu habe. Dieser redete mir sehr zu, doch erst meine Kraft zu versuchen, ehe ich mir dieselbe so unbedingt abspräche. Er veranlaßte mich deßhalb, mit ihm einige kleine Ausflüge in die Nähe von Freiberg zu machen. Wir giengen wirklich allmählich die Augen auf für das Gebirge.

Ein Brief, den ich im Februar 1807 von Freiberg aus an meinen treu besorgten Vater schrieb, charakterisirt meinen leichtsinnigen, doch gewissenhaften Lebensmuth in jener Zeit. „Sie erinnern mich immer, schrieb ich, von Zeit zu Zeit, an mein Auskommen zu denken, und so denke ich denn auch gerade so oft daran, als Sie mich erinnern. Kommt Ihr Brief, so recapitulire ich, was ich gearbeitet, und wenn ich darin mit

mir zufrieden bin, so mache ich mir weiter nicht den geringsten Kummer. Eben weil es, wie Sie selbst schreiben, auch dem sonst Vorsichtigen für jetzt schlechthin unmöglich ist, sich ein Fundament für sein Leben zu sichern, lasse ich mich gleichfalls gar nicht in unnützes Grübeln über die ferne Zukunft ein. Jetzt sind Jahre hinreichend, Veränderungen hervorzubringen, an welchen sonst Jahrtausende langsam zu arbeiten hatten, und in solcher Zeit ist vor der Hand an keinen weitaussehenden Plan zu denken."

„Aber gerade solche Zeit ist geeignet, mit recht frischem Muthe immer das Nächste anzugreifen, Tag für Tag treu zu benutzen, weil die Sorge für das Jahr keine Zeit raubt. Den Segen der Arbeit müssen wir getrost hoffen. Und dabei, lieber Vater, will ich beharren. Es ist nicht möglich, sich an den Staat anzuschließen, wenn man einen Beruf hat, der vor der Hand ganz und gar nicht in's bürgerliche Leben eingreift Den Vorwurf einer unnützen Existenz fürchte ich nicht mehr zu hören, da so vieles, was sonst als sehr nutzbar erschien, jetzt unnütz geworden. Vielleicht kommt nun die Reihe an die scheinbar Unnützen, Nutz und Frucht zu bringen."

„Ich weiß eigentlich nicht, in wiefern Sie für mein Leben besorgt sein können, da ich selbst es so ganz und gar nicht bin. Leichtsinnig werden Sie mich wohl nicht mehr nennen, da sich ja mein alter Calcul für das Leben jetzt so bestätigt, und ein Leichtsinniger versteht sich nicht auf den Calcul."

„Aber melancholisch bin ich auch nicht, denn ich calculire nicht mehr, da ich klare Ueberzeugung habe, es sei vergebens. Und warum sollte ich nicht Vertrauen auf die Vorsehung haben.

— Thue ich doch, was mein Beruf ist, und in der Ausübung des Berufs schwindet alle Aengstlichkeit und alle Furcht. Hätte ich mich in's bürgerliche Leben gedrängt, wohin ich nicht gehöre, so würde ich besorgt sein, und müßte mir den Vorwurf machen, aus verdammlicher Sorge für mein Auskommen meine Pflicht vernachlässigt zu haben." —

„Ich habe im Monat October, da ich nicht wußte, ob Sie noch einen Heller im Vermögen hätten, in der gefahrvollen Zeit nach dem Treffen bei Halle, einen sehr vortheilhaften Ruf ausgeschlagen, weil ich sah, daß er mit meiner Aufgabe nicht bestehn konnte."

„Und so will ich fernerhin gern genügsam und eingeschränkt leben, fleißig und vertrauensvoll. Ich würde es für die erbärmlichste Gewissenlosigkeit halten, aus Furcht zu verhungern, auch nur einen Schritt gegen den Beruf zu thun, den ich einmal in mir erkannt."

„Dies, lieber Vater, ist meine bestimmte Antwort, und ich bin fest überzeugt, daß Sie mir Ihre Zustimmung nicht versagen würden, wenn Sie die Treue im wissenschaftlichen Berufe so hoch anschlügen als die Treue im bürgerlichen Berufe. Sie würden mir dann nicht Zumuthungen machen, denen ich nur nachkommen könnte, wenn ich untreu gegen meinen Beruf sein wollte. Sie würden doch nie dem armen Kassenverwalter rathen, die Kasse zu bestehlen, weil Sie für sein Auskommen besorgt wären."

„Lieber Vater, ich weiß wohl, wie lieb Sie mich haben, und darum werden Sie mir gewiß wissentlich nichts schlechtes zumuthen. Sein Sie ja meinetwegen unbesorgt, ich thue das

Meinige, und so lange ich das thue, kann ich muthig leben, vernachlässigte ich es aber, so würde ich feigherzig und ängstlich werden.“ —

Aehnliches schrieb ich im März 1807 der guten Mutter: „Unser täglich Brot gieb uns heute, bei diesem meinem ökonomischen Princip habe ich fast 24 Jahre lang mein tägliches Auskommen gehabt und hoffe es auch fernerhin zu haben.“ Das gedruckte Lob einer meiner Arbeiten, welches von einem Freund meinen Eltern mitgetheilt wurde, stärkte ihr Vertrauen zu dem sorglosen Sohn.

Giebichenstein.

Um Ostern 1807 gieng ich nach Giebichenstein, wohin die Reichardtsche Familie aus Berlin zurückgekehrt war. Wie hatte sich in so kurzer Zeit Alles verwandelt! Der Vater Reichardt war nothgedrungen nach Königsberg und Memel geflüchtet, von Gehaltszahlung war nicht die Rede, die verlassenen lieben Mädchen mußten sich und die gute Mutter durch feine Handarbeit erhalten; der Garten vom bisherigen Gärtner sorgfältig bestellt, lieferte für den eignen Tisch und zum Verkauf.

Wenn damals Novalis Lied der Morgenländerin gesungen wurde:

> Fern sind jene Jugendträume,
> Abwärts liegt das Vaterland! — —

und:

> Fürchterlich wie Meereswogen
> Kam ein rauhes Heer gezogen,
> Und das Paradies verschwand,

wenn sie das sangen, trat das Bild unseres verschwundenen wunderschönen friedlichen Lebens vor die Seele, und Thränen traten in die Augen.

Das Familienunglück war innig verbunden mit dem entsetzlichen Leiden des Vaterlandes, dem gar kein Ende abzusehn war. Wer sollte nur der so übermäßig starken, wohl organisirten Soldatenherrschaft Napoleons Widerstand leisten, nachdem Oestreich, Rußland und Preußen völlig besiegt waren? Und Preußen war so schmachvoll gefallen. —

Ein liebevolles Zusammenleben mit gleichgesinnten, das Vaterland fest und treu liebenden Freunden hielt uns in dieser heillosen Zeit aufrecht. Dann wurden wir in irdischen Leiden durch heiligen Gesang unaussprechlich getröstet. — Louise hatte ein treffliches Sänchercher um sich gesammelt; Kniewel gehörte dazu. Händels Messias, Bach'sche Choräle, alte italienische Kirchenmusik wurden ausgezeichnet gesungen. Im Garten sangen sie Volkslieder. Die von Reichardt und Louise componirten Lieder von Göthe, Tieck, Novalis wird man nie wieder so singen hören. Nie werde ich es vergessen, wie Louise zur Laute sang, deren Töne einer reineren Welt anzugehören schienen und die Melodien heilig verklärten.

Napoleon. — Geognostische Reisen 1807—8. — Syenit.

Ende Juni kehrte ich von Giebichenstein nach Freiberg zurück. Im Juli nach Schließung des Tilsiter Friedens kam Napoleon nach Dresden. Hier sah ich ihn zum erstenmale; er ritt mit dem alten König von Sachsen über die Elbbrücke.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den der steinerne Gast auf mich machte. Dies bleiche knochenfeste Gesicht mit den grauen unheimlichen Augen und der militärischen unbarmherzig harten Miene. In seinem großen Gefolge fiel der phantastisch aufgeputzte Murat in die Augen.

Mit Engelhardt machte ich meine erste größere geognostische Reise durch das nördliche Deutschland und kehrte dann nach Freiberg zurück.

Mein Tagebuch über diese Reise zeugt von einer fast gewaltsam angestrengten Aufmerksamkeit auf Gestein und Bau der Berge. Es enthält keinen einzigen Zweifel an Werners Lehre. Machten wir Erfahrungen, welche derselben widersprachen, so maßen wir den Widerspruch entweder unserer Ungeübtheit im Beobachten bei, oder, was sehr gewöhnlich in der Wernerschen Schule war, wir hielten jede widersprechende Beobachtung nur für eine einzelne Ausnahme von der Wernerschen unantastbaren Regel. Sonst zeigt sich in jenem Tagebuche ein unruhiges Anfängerstreben, fast aus jeder, auch noch so beschränkten Beobachtung, ein allgemeines Gesetz herauszuziehen — zum Theil in recht großem Style.

So war ich denn durch äußere Umstände, freundliches Zureden und allmählich erwachende eigne Lust in das mineralogische Treiben hinein gekommen, ich wußte selbst nicht wie. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach den geschichtlichen Arbeiten zurück, aber ich fühlte jetzt bestimmt, sie würden sich mit den mineralogischen nicht vertragen. Diese nehmen den klarsten Sinn für die Gegenwart in vollen Anspruch, die geschichtliche Forschung vereinsamte mich dagegen und vertiefte mich in die Ferne ver-

gangener Zeiten und weit entlegener Länder. In dem festen Glauben, ausdauernde Gebirgsforschung werde mir gegenwärtige Aufschlüsse über die geheimnißvollen Mythen des Orients liefern, wollte ich nun zuerst in den Gebirgen, später dann in den Bibliotheken die frühesten Urkunden der Erd- und Menschengeschichte studiren. Den Einklang der Periodenlehre der Indischen Mythologie und der Wernerschen Geognosie zu finden —, Gebirgsgeschichte in Mythen, Mythen in Gebirgsgeschichte zu übersetzen, beide in eine Gleichung zu bringen, blieb mein Ziel. — Im Winter 1807/8 besah ich mit Engelhardt die ganze Wernersche Sammlung ohne allen mündlichen Vortrag Werners. Zugleich beschäftigte uns die Anordnung der schönen Sammlung des Herrn Grafen Hopfgarten. Meine Liebe zur Oryktognosie wuchs täglich, und um so mehr, als ich jetzt nicht, wie sonst, zwischen geschichtlichen und naturgeschichtlichen Studien schwankte, sondern mich letzteren ganz ergab.

In diesem Winter kam Rudolf von Przystanowski nach Freiberg, den ich schon in Halle gekannt hatte. Wir drei, Engelhardt, Przystanowski und ich schlossen uns fest aneinander an, einer förderte das mineralogische Streben des Andern.

Im Frühling 1808 begannen Engelhardt und ich mit verstärktem Eifer geognostische Untersuchungen, zuerst die des erzgebirgischen Weißsteins, dann die des Syenits im östlichen Erzgebirge. Den Erfolg derselben habe ich in meinen geognostischen Fragmenten dargelegt — er bestimmte mich, forthin vorzüglich der Geognosie zu leben.

Es sei Gott geklagt, wie viel Kummer mir aus der Unter-

suchung des Syenits erwachsen ist. Gewaltsam ward ich durch dieselbe aus meinem schönen Glauben an die Unfehlbarkeit der Werner'schen Geognosie gestoßen. Ich war ja fest überzeugt, Werner kenne das Erzgebirge auf's Genaueste, aus dieser genauesten Kenntniß sei ein geognostisches System hervorgegangen, welches für die Gebirge der ganzen Erde gelte, weil alle Gebirge nach Ein und demselben Urbilde gebaut seien. Darum hoffte ich so gewiß: Werners Lehre von den Epochen der Gebirgsbildung werde als eine, der ganzen Erde geltende Lehre mit den Epochen der Indischen Mythologie zusammenstimmen, und diese schöne Hoffnung war hin, ward im Erzgebirge selbst zerstört.

Leider zerfiel ich auch mit Werner über diese Untersuchung, was mich tief schmerzte. Ich übergehe das Nähere unseres persönlichen Streites, von welchem das Publikum auch nie etwas erfahren hat. Das Unrecht von meiner Seite gegen Werner lag darin, daß ich aus wissenschaftlichem Eifer von dem fast 60jährigen Manne den wärmsten Antheil an unsern Arbeiten verlangte und den Mangel an Antheil übel deutete. Ich habe es an mir selbst jetzt schon erfahren, wie nach mehrjährigem Gebirgsforschen Sehnsucht nach menschlicherem Treiben erwacht, und man sich von der steinerbauten Welt wegwendet. — Dann war es ja auch meine eigene Schuld, daß ich abergläubig an Werner gehangen, wie man an keinen Menschen sich hängen soll, daß ich ihn überschätzt hatte. Auf Aberglauben folgt Unglauben, auf Ueberschätzen Unterschätzen. Erst nach mehreren Jahren erkannte ich meinen Irrthum, und sühnte mich mit Werner (da ich ihn 1814 zum letztenmale sahe) recht von

Herzen aus. Die frischen, unschuldigen, großen Jugendkeime deutscher Mineralogie, wie sie in Werner lebten, erfreuen mich jetzt in der Rückerinnerung doppelt, da diese Wissenschaft mit Ueberspringung männlicher Kraftzeit, so schnell gealtert zu sein scheint. —

Fanatische Anhänger Werners hatten gegen mich einen tiefen Groll gefaßt. Man erzählte sich, Werner habe mir die Vorlesungen frei gegeben, ich Undankbarer habe ihm mit den Resultaten meiner Syenituntersuchung gelohnt, welche den Lehrer bitter betrübt hätten. Die Sache verhielt sich so: Die Honorare für die Freiberger Vorlesungen waren so hoch, daß wohl selten Zuhörer Freiberg verließen, ohne Honorarschulden zu hinterlassen. Kostete doch die Vorlesung über Oryktognosie 30 Thaler, die über Geognosie 20 Thaler. Beide Vorlesungen hatte ich zweimal gehört, macht 100 Thaler. Dazu kostete Engelhardt und mir das Durchnehmen der Werner'schen Sammlung ohne allen mündlichen Vortrag 100 Thaler. Als ich jene bösen Gerüchte meinem Vater schrieb, so gab mir dieser nach seiner treuen Liebe, was ich an Honorar schuldete, und ich beeilte mich, die Summen dem akademischen Diener zu übersenden und für ihn und Werners Bedienten 2 Louisd'or beizufügen. Ich kannte den gescheuten Diener genug, um zu wissen, daß er meine Gabe und zugleich meine Honorarzahlung nicht eben verheimlichen werde, sondern meine Sendung allen, besonders den Studirenden als Beispiel zur Nachahmung mittheilen würde. Daß ich mich nicht geirrt, beweist folgende Antwort, die ich vom Diener erhielt:

Hochwohlgeborner Herr,

gnädiger Herr,

Zuförderst statte ich und Schulze bey Ew. Hochwohlgeboren unsern unterthänigen Danck für das an uns überschückte Geschäncke ab. ob ich zwar schon 25 Jahre und Schulze 20 Jahre bey der Akademie und bei He. B. R. Werner bin so ist uns diß doch noch nicht vorgekommen, wier dancken also viele mahle für die große Gnade welche Sie uns noch in Ihrer Abwehsenheit wiederfahren lassen und wünschen Ihnen Gesundheit und alles gudes. Das die 120 Thaler in Golde richtig in des Herrn B. R. Werners Hände gekommen habe ich aus seinen eignen Munde er läßt sich Ihnen Empfehlen und gehorsamst Dancken das Sie vielleicht diesen Sommer nach Freyberg kommen werden freiet ihm Sehr er wünscht das es zu einer Zeit geschicht wo er auch zugegen Sei. Verina ist noch hier und läßet Sich Empfehlen des gleichen Hr. Actuar und D. Meuden wie auch die Mad. Klem. Heute ist der W. in der Orictognosie schon bis zu den Obsiedian. Ich sage nochmahls untertähnigen Danck und bin

Ew. Hochwohlgeboren

untertähnigster Diener

Johann Ernst Schalig.

Verlobung. — Nach Paris.

1808, 1809.

Ich beschloß nun, mit Engelhardt nach Paris zu reisen, dort unsere mineralogischen Studien fortzusetzen und zu ergänzen.

Zunächst gieng ich nach Dessau. Mein Vater fragte, was ich vorhätte. „Nach Paris will ich reisen.“ Der Vater, an mein abnormes Leben gewöhnt, wunderte sich kaum über meine Antwort, und bemerkte nur, er könne mir kein Reisegeld geben. Hatte er mich doch schon 4 Jahre lang nach dem Schluß meiner Universitätsstudien erhalten und mußte auch noch für meine Brüder sorgen. Er fragte nur, woher ich das Reisegeld nehmen werde. Ich antwortete getrost: Es wird sich schon finden. Darauf sprachen wir weiter über die Reise, wie über eine unbedenkliche ausgemachte Sache. Der Vater bemerkte, ich könne mich wohl bei dem alten würdigen Herzog verabschieden, der mir gewiß gern bedeutende Empfehlungen nach Paris, besonders an den Grafen Rumford mitgeben würde.

So gieng ich denn zum Herzog, der sich auf's Freundlichste und Verständigste über meinen Reiseplan äußerte. Zuletzt sagte er: Ich werde ihnen auch eine Unterstützung zur Reise schicken.

Voller Freude kam ich nach Hause. Nun habe ich Reisegeld, sagte ich dem Vater und den beiden Schwestern. Ich erzählte, was der Herzog mir gesagt, der Vater meinte aber, ich würde den Herzog mißverstanden haben, da er, dem die Herzoglichen Geldangelegenheiten oblägen, keine Anzeige erhalten habe. Die Schwestern zweifelten nicht. Ganz übermüthig opponirten wir dem Vater, ich fragte ihn scherzend, ob er nicht meine res sperata mir abkaufen, was er geben wolle? Keinen Pfennig gebe ich dafür, sagte er lachend. Nach einigen Stunden, die mir doch etwas lang wurden, brachte mir eine Herzogliche Ordonnanz 400 Thaler. Nicht genug, meine guten Schwestern

setzten es bei dem Vater durch, mir von dem, was er für sie bestimmt, 200 Thaler zuzulegen. Diese 600 Thaler händigte ich hernach meinem treuen Engelhardt ein und überließ es ihm gänzlich, die Reiserechnung zu führen, ich bekümmerte mich um nichts. Ehe wir aber die Reise antraten, gieng ich nach Giebichenstein.

Hier hatte sich seit dem Tilsiter Frieden Alles verändert. Reichardt, welcher für sein bitterfeindseliges Buch gegen Napoleon den Tod erwartet hatte, wenn er in französische Gewalt fiel, er ward ganz unverhofft vom König Jerôme als Kapellmeister nach Kassel berufen. Ehe ich mich nun in so trauriger Zeit auf lange von Rikchen trennte, feierten wir unsere Verlobung, 53 Jahre vor unserer goldenen Hochzeit. Gesegnet sei der Verlobungstag in alle Ewigkeit.

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang Du goldner Engel bist,
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand:
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.

Ich gieng nun mit Engelhardt durch Thüringen und Franken nach Mainz. Aus Ilmenau schrieb ich der Braut: „Wie ist das Leben so schön! Erhalte mir der Himmel Deine Liebe, er schütze mein Herz vor Eitelkeit und gebe mir ausdauernden Muth, Wahrheit zu suchen, und Glück, sie zu finden." — In

Meiningen nahm uns der Geognost Heim, der Bruder des Berliner Arztes, sehr freundlich auf und gieng mit uns seine bedeutende Thüringer geognostische Sammlung aufs Genaueste durch. Zum erstenmale machte ich damals die wunderschöne Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Aschaffenburg, Klein-Heubach vorüber. In Mainz wurde von der französischen Douane unser Koffer untersucht. Ein französischer Mineralog, der mit uns in Freiberg studierte, hatte uns sechs wohlversiegelte Empfehlungsschreiben für Paris gegeben. Glücklicherweise hatten wir sie ganz tief in den Koffer gelegt, bis wohin die Untersuchung nicht niedergieng. Erst in Paris erfuhren wir, daß auf das Einbringen jedes versiegelten Briefes 200 Franken Strafe gesetzt war.

In Mainz suchten wir den Präfekten des damaligen Departement Mont Tonnerre auf, an den wir vom französischen Gesandten Bourgoing in Dresden ein recht kräftiges Empfehlungsschreiben hatten. Wir baten ihn, unseren geognostischeu Untersuchungen manche Erleichterung zu verschaffen.

Der Präfect war ein merkwürdiger, dem Kenner der französischen Revolutionsgeschichte wohl bekannter Mann. Es war Jean Bon St. André, früher Genosse von Robespierre, Mitglied des comité du salut publique, dann französischer Gesandter in Konstantinopel, auch der französischen Expedition beigegeben, welche Irland erobern sollte. So merkwürdig sein bewegtes Leben, eben so merkwürdig war sein Gesicht, auf welchem dies Leben zu lesen war. Hager, tcdtenbleich, etwas schielend. Aber der seltsame Mann zeigte sich aufs Freundlichste gegen uns. Er nahm unsere Pässe, um sie nach Paris zu

senden, wo wir sie später zurückerhielten. Statt ihnen gab er uns Pässe zur Bereisung der vier rheinischen Departements (von Cöln bis Straßburg), welche uns bei unsern Kreuz- und Querreisen trefflich dienten, so daß wir nie Anfechtungen hatten. Er bot uns selbst Ordres an alle Maires seines Departements an, damit sie uns bei unsern Untersuchungen auf alle Weise behülflich sein sollten. Ich erfuhr später, daß der Mann auf alle Weise für das Beste seines Departements gesorgt hatte, vielleicht trieb es ihn, frühere Vergehen abzubüßen und wieder gut zu machen. Nach seinem Tode setzte ihm das Departement dankbar ein Monument.

Die Bereisung der rheinischen Gegenden war uns von großem wissenschaftlichen Nutzen.

Nachdem wir durch die Resultate unserer Erzgebirgschen Untersuchungen größere Freiheit zum Beobachten gewonnen hatten, so wurden wir hierdurch fähiger aus der Natur selbst richtigere Begriffe von mehreren Gebirgsbildungen zu schöpfen, besonders von der des rothen Sandsteins. Dann entwöhnten wir uns in den schönen Rheinländern auch zuerst von der unnatürlichen früheren Untersuchungsweise, welche gespannt einzig Gebirgsarten und Gebirgsbau verfolgte, und den Gegenden keine Aufmerksamkeit schenkte. — Von Straßburg fuhren wir über Nancy und Chalons nach Paris. In Nancy wurden eben große Anstalten gemacht, einen Theil der französischen Armee, die Sieger von Jena, festlich zu empfangen auf ihrem Marsch nach Saumur. Und zugleich sahen wir mit tiefem Bedauern preußische Offiziere in abgetragenen Uniformen, welche hier noch als Gefangene von Jena lebten, einige mit

dem Orden pour le mérite. In Paris fand ich alte Bekannte, zwei Gebrüder Olivier aus Dessau und Dr. Koreff. Ich nahm mit Engelhardt zuerst eine Wohnung in der Rue Thionville, die aber viel Unbequemes hatte; Koreff verhalf uns zu einer andern vortrefflichen. Er war schon längere Zeit in Paris, hatte eine bedeutende medicinische Praxis auch in vornehmen Häusern, so beim Russischen Gesandten, beim Marschall Victor. Durch ihn bekamen wir eine schöne Stube im Hause des Schwagers jenes Daru, welcher Napoleon auf seinen Feldzügen begleitete und das Ministerium des Departement des Annectirens, d. i. der Räubereien hatte. Das Haus lag in der Rue St. Florentin, nahe der Garde meubles und ihrem Telegraphen, dessen unheimliches Gesticuliren mit seinen hölzernen Armen wir oft gar zu gern verstanden hätten. Aus unsern Fenstern im zweiten Stock sahen wir auf den Tuilerien-Garten und die Tuilerien. Wir giengen täglich in den Jardin des plantes oder in die École des mines, wofern wir nicht in der Umgegend geognostische Excursionen machten oder Pariser Merkwürdigkeiten — vor Allen die Kunstsammlungen besuchten. Abends waren wir oft im Schauspiel.

Die Zeit unseres Pariser Aufenthaltes währte vom Sept. 1808 bis zum Juni 1809, — welch' eine Zeit! Zuerst sahe ich Napoleon unmittelbar bevor er nach Erfurt zu dem schmählichen Congreß reiste, als er in den Palais du Corps législatif fuhr. Acht Isabellen — aus Hannover! — zogen seinen Staatswagen, an welchem eine Menge von Pagen angebracht waren. Mit ihm fuhr seine Gemahlin und die Königin von Holland. Er trug den Bienenmantel und ein Barett. Wenn er in seiner

blauen Generalsuniform den imponirenden Eindruck machte, so erschien er mir im Bienenmantel wie ein Schauspieler. In jener Uniform sah ich ihn aber bei Musterung der Soldaten, welche vor den Tuilerien in Reih und Glied standen. Wenn er da der Reihe entlang gieng, einen Soldaten nach dem andern ansahe oder auch anredete, da glänzte das Gesicht des Angeredeten wie im Abglanz seines Generals.

Auf den Tuilerien wehte eine mächtige Fahne, so lange Napoleon gegenwärtig war. Die Fahne verschwand, als er nach Erfurt gieng. Nur kurze Zeit sahen wir sie nach seiner Rückkehr, eines Morgens war sie wieder verschwunden. Der Kaiser war nach Spanien aufgebrochen, wo es den Franzosen übel ergieng. Ein Corps von 20,000 Mann ward von den Spaniern gefangen. Damals berichteten die Bulletins, wie die Franzosen in dem von Palafox vertheidigten Saragossa ein Haus nach dem andern belagerten und nahmen. Napoleon zog im December in Madrid ein und kehrte nach Paris zurück. Der Krieg mit Oesterreich war vor der Thür, man kann denken, wie gespannt wir Deutschen waren. Jeden Morgen sahen wir zuerst, ob die Fahne noch auf den Tuilerien wehte, plötzlich verschwand sie, — es war im April, — in unerhörter Schnelligkeit kam der Kaiser nach Baiern und lieferte die Schlachten von Regensburg und Eckmühl. Nach diesen Schlachten hörten wir einige Zeit nichts Gewisses. Im Garten des Palais royal demonstrirte ich eines Tages eben hoffnungsvoll einem Freunde, wie es wahrscheinlich sei, daß Davoust am Böhmer Walde geschlagen worden. Da ward meine Demonstration plötzlich gestört und zu Schanden durch den Kanonendonner am Dome

des Invalides, welcher die Eroberung von Wien anzeigte. Jemand, der meinen Freund und mich zufällig bei dem Gespräch gesehen, behauptete, für das Gesicht, was wir bei dem Kanonendonner geschnitten, hätten wir können von der Polizei festgenommen werden. Neben unserer Stube wohnte ein Mannheimer, dessen Bekanntschaft ich machte. Berthier, so erzählte er mir, habe ihn nach Ostindien geschickt, um die dortigen englischen Verhältnisse zu erforschen. Ich freute mich sehr, einen Mann kennen zu lernen, von dem ich mündlich Nachrichten über Indien erhalten konnte; er aber gab sie gern, da er sahe, daß ich mit dem Lande leidlich bekannt sei. — Eines Tages erzählte er mir: Talleyrand habe Briefe, daß Napoleon bei Wien eine Brücke über die Donau geschlagen und eine Hauptschlacht zu erwarten sei. Es giengen aber Tage hin, ohne daß etwas von einer Schlacht verlautete; dann kam die Nachricht, sie sei geschlagen, die Franzosen hätten große Verluste erlitten. Es war der Sieg der österreichischen Armee bei Aspern. Unbegreiflicher Weise gieng diese Nachricht dem Bulletin im Moniteur voran, was sonst nie geschah. Es erwachten in uns die größten Hoffnungen, welche leider später durch die dann folgende Schlacht bei Wagram vernichtet wurden.

Ich lernte in Paris einen trefflichen Mann kennen, den Oldenburgischen Gesandten, Freiherrn von Lützow. Er nahm sich seiner deutschen Landsleute auf's Freundlichste an. Bei ihm konnten wir unser beschwertes Herz frei ausschütten. Er wohnte auf dem Boulevard parterre, einmal erklärte er aber: ihr jungen Freunde sprecht so laut und heftig, daß jeder Mouchard (Polizeispion) alle eure patriotischen franzosenfeindlichen Ergießungen

hören kann. Ich will drum auf's Land nach Chaillot ziehen, da könnt ihr euch nach Gefallen auslassen. Er zog nach Chaillot. Als wir zum erstenmal bei ihm waren, tractirte er uns mit norddeutschem Backobst und Klößen.

Napoleon, als König von Italien, ließ in seinem Namen durch den Minister Mareschalchi in den Champs elysées eine große Maskerade geben. Das ganze diplomatische Corps war eingeladen, Lützow war so gütig, mich mitzunehmen. Alle erschienen maskirt, nur Einer nicht — Talleyrand. Ich sah ihn mir sehr genau an, im Masken-Incognito konnte ich es ganz bequem. Es war der leibhaftige Mephistopheles, mit der höhnischsten Miene sahe er auf alle herab.

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?

fiel mir sogleich ein, da ich ihn mit seinen Klumpfüßen watscheln sahe. Nach und nach demaskirten sich alle. Bei trefflicher Musik tanzte die Königin von Holland mit sieben andern Damen in russischer Bauerntracht eine Quadrille.

Ich sagte, daß wir das Theater fleißig besuchten, auch deßhalb, um uns mit der französischen Conversation vertrauter zu machen. Im théâtre français sahen wir Stücke von Molière, Racine, Shakespeare. Komödien wurden vortrefflich gegeben, man konnte glauben, man befinde sich in der feinsten Gesellschaft.

Als ich aber die erste Tragödie sah, da meinte ich, die Schauspieler seien toll. Solch Schreien und Brüllen, solche wüthende Gestikulationen. Der berühmte Talma mäßigte sich etwas, und weil er ein schöner Mann war, so entstellte ihn die

Art Affect nicht so sehr; desto mehr entstellte sie eine häßliche Schauspielerin Mademoiselle Duchesnois, die im Schweiß des Angesichts Applaus erarbeitete mit angestrengtem, unaufhörlichem, gewaltsamem Armewerfen.

Ich sah Hamlet und Macbeth so, wie sie ein gewisser Ducis den Franzosen mundgerecht gemacht hatte. Talma spielte den Hamlet, unter anderm deklamirte er, indem er den Aschenkrug seines Vaters umarmt hielt, einen überschwenglich sentimentalen Monolog. Das Original war fast nur nach den Namen der Personen zu errathen. Von dem ebenfalls durch Ducis verunstalteten Macbeth galt, was Macbeth selbst sagte: je ne me reconnais plus moi même. Bei der Aufführung des Stücks ward am Schluß des ersten Actes der Vorhang gegen die Gewohnheit herab gelassen. Als er wieder aufgieng, sah das gebildete Publikum zum größten Erstaunen die Scene verändert und gerieth über diese Verletzung der Einheit des Orts ganz außer sich und schrie und brüllte à bas les coulisses. Lady Macbeth trat mit großem Gefolge auf die Bühne, sie wartete und wartete, daß der Lärm aufhören sollte, da er aber immer fortdauerte, zog sie sich mit dem Gefolge zurück. Das Theater war nun leer, man schien sich zu beruhigen. Als aber Lady Macbeth wieder auftrat und das Geschrei von Neuem begann, so erklärte ein Schauspieler dem Publikum, die Veränderung der Scene sei nothwendig, wolle man sie durchaus nicht, so bliebe nichts übrig, als nach Hause zu gehen, ein anderes Stück zu geben, sei heute unmöglich. Man beruhigte sich und blieb. In der großen Oper herrschte derselbe Charakter, wie in der Tragödie des théâtre français. Der am meisten bewun-

derte Sänger erwüthigte sich in Glucks Alceste dermaßen, daß man ihm hätte mit Tiecks Kapitän zurufen mögen: Willst du denn gern die Schwerenoth kriegen, Kerl? — Im Theater Feydeau sah ich die liebenswürdigen Opern von Méhul, Boyeldieu und andern. Zwei Sänger — Elleviou und Martin spielten und sangen vortrefflich: Elleviou, Tenorist, machte den Eindruck eines schönen gebildeten Mannes von Stande, Martin war ein jovialer Baryton. Beide giengen einst auf dem von Spaziergängern wimmelnden Boulevard. Ein Armer bat sie um ein Almosen. Sie sagten ihm, er solle warten, und sangen dann ein Duett. Eine Unzahl Menschen wurden von dem trefflichen Gesang angezogen, Theaterfreunde erkannten sogleich die Sänger. Nach geendetem Duett sammelte Elleviou im Hut von den Umstehenden überaus reiche Gaben für den Armen.

Ich könnte noch manches vom Theater erzählen, so vom théâtre des variétés, wo der ausgezeichnete Komiker Brunet spielte. Es ist derselbe, dem ein Arzt, der ihn nicht erkannte und gegen welchen er über Hypochondrie klagte, rieth, er solle statt alles Medicinirens Brunet sehen, der werde ihm alle Hypochondrie vertreiben. Leider, sagte der Consultirende, bin ich selbst der Brunet.

Als man im théâtre français Kotzebues Menschenhaß und Reue gab, flossen in den Logen Thränen der Rührung. Ein junger Mensch, der unter dem überfließend gerührten Personal einer Loge stand, spannte seinen Regenschirm über sich aus, und im Moment waren alle Rührungsthränen getrocknet.

Doch ich muß abbrechen, unwillkührlich verrathe und bekenne ich wieder meine frühere Leidenschaft für das Theater.

Dagegen will ich von meinem wiederholten Besuch des Nationalinstituts sprechen. Wie viele eminente Männer waren hier versammelt! Laplace, Haüy, Cuvier, Thénard, Fourcroi, Vauquelin, Montgolfier, Gay-Lussac — und unter allen diesen Ein Deutscher, Alexander Humboldt. Dieser und Laplace nahmen bei ihrer Universalität an den verschiedensten Discussionen Theil. Laplace, ein großer imponirender Mann, der sich fühlte und in die Brust warf; Haüy, ein kleiner alter bescheidener Abbé, Montgolfier mit schlichtem ehrlichem gescheutem Gesicht; Cuvier edel, sehr bedeutend, er machte mir den Eindruck eines Deutschen, stammte er doch aus Mömpelgard, und ward auf der Karlsschule in Stuttgart gebildet.

Ich erinnere mich besonders zweier Sitzungen des Instituts, in der einen gieng eine Druckschrift von Dalberg herum, welche das von ihm zu stiftende Regensburger Monument Keplers betraf. Gegen dies Monument hatte ich vergebens geschrieben und nachgewiesen, wie viel besser es sei, das dazu gesammelte Geld zu einer Ausgabe der Kepler'schen Schriften — gedruckter und ungedruckter — zu verwenden. Später drang ich in der A. Allgem. Zeitung noch einmal auf eine solche Ausgabe, indem ich auf die wiederholten italienischen Editionen von Galileis Werken zur Beschämung der Deutschen hinwies. Seit vier Jahren endlich erscheinen die so lange ersehnten Werke des unsterblichen Mannes, und zugleich setzt ihm seine Vaterstadt Weil ein würdiges Denkmal.

Einer zweiten merkwürdigen Sitzung des Instituts erinnere ich mich. Napoleon hatte sich für Chladnis Klangfiguren sehr interessirt und einen Preis für die beste Bearbeitung dieser

merkwürdigen Entdeckung ausgesetzt. Das Institut besprach die Sache. Chladni war in der Sitzung, man nöthigte den kleinen unscheinbaren Mann nicht einmal zum Sitzen, er schlich hinter den Stühlen herum! —

Durch einen Freund, Maler Hummel aus Kassel, erhielt ich den Zutritt zur Gemäldegallerie, leider waren aber wegen eines Baues die meisten Gemälde abgenommen oder umgekehrt. 1814 erst sahe ich die ganze Bildergallerie. Ein Bild Rafaels aus seiner Jugendzeit zog mich sehr an, es ist Maria, welche von Christus gekrönt wird, Engel in regenbogenfarbigen zarten Gewändern spielen Violinen, Engelkinder sehen aus allen Wolken. Um den Sarg Marias, auf welchem blühende Rosen und Lilien, stehn die Apostel und sehen zum Himmel Maria nach. Wie sich der siebzehnjährige Maler durch dies Bild an seinen Lehrer Perugino anschließt, so durch sein spätestes von jenem höchst verschiedenes Bild die Transfiguration an seinen Schüler Giulio Romano.

Was meine Arbeiten in Paris betrifft, so beschäftigte mich zuerst die Darstellung unserer bisherigen geognostischen Erfahrungen, verbunden mit einer scharfen kritischen Scheidung dessen, was wir bestimmt wußten, von dem, worüber wir nur halb klar oder ganz im Dunkeln waren. Ich entwarf hier zuerst den späterhin herausgegebenen Aufsatz über den Syenit im Erzgebirge, und einen zweiten über das Flötzgebirge, aus welchem ich dem Publikum nur Bruchstücke mitgetheilt. Ich schloß mit einer Reihe Fragmente über Gebirgskunde und Gebirgsforschungen. Der Leser, welcher vielleicht über meine geschichtlichen Schwärmereien mitleidig gelächelt hat, mag aus einigen

jener Fragmente und einer an Engelhardt und Przystanowski gerichteten Nachschrift, die ich hier mittheilen will, ersehen, wie ich durch die Erfahrungen des letzten Jahres schmerzlich gewitzigt worden war. Ich fühlte es tief, daß ich aus dem Paradiese kindlicher Ahndungen vertrieben; nur durch männliche Arbeit im Schweiß des Angesichts ein neues Paradies erkämpfen kann. Ja, wie es zu gehen pflegt, aus übermäßigem Glauben war ich, wie ich schon bekannte, zum Theil in verwerflichen Unglauben verfallen.

Fragmente. 1809.

1.

Der erste Erwerb ist überall der schwerste, der redlichste Fleiß wird blind geboren, und alle kindischen Anfänge stehn unter Leitung des Glücks. Wenn wir uns reifer fühlen, möchten wir gerne das Kindische ablegen, dem Glücke nichts mehr verdanken, sondern mit festem wachen Willen selbst erwerben. Es ist nicht frech, sich vom Gängelbande losmachen und mit verständigem Operationsplane selbstständig handeln zu wollen.

2.

Richtige Würdigung seiner Kräfte ist die Basis jedes guten Operationsplans. Darum bemühte ich mich, den Grad der Klarheit und die Gränzen unserer geognostischen Kenntnisse darzulegen, damit wir einsähen, was durch künftige Untersuchung aufgehellt und erweitert werden müsse.

3.

Mit wenigen Mitteln viel zu gewinnen, muß das Wesentliche, das Gesetzliche, das Einfache ins Auge gefaßt werden.

4.

Die Unendlichkeit der Dinge verfolgen wollen, statt ihr Gesetz zu suchen, ist unergründlicher Wahnsinn; den Dingen Gesetze aufdringen wollen, ist Narrheit.

5.

Hypothesen sind die Brücken aus dem Chaos der Kenntnisse in die gebildete Welt der Erkenntniß, Versuche, zu organisiren, unumgänglich bei allen Anfängen der Wissenschaft.

6.

Warnend ist das Irren so vieler Gebirgsforscher. Einige durchschweifen die Gebirge großer Erdstriche, ohne ein einziges genau zu kennen, andere dagegen an eine Gegend von geringem Umfange gefesselt, untersuchen in dieser mikrologisch jedes Steinchen. Jene sprechen in großen unbestimmten Worten von großen Verhältnissen, die meist bei genauerer Untersuchung ungültig erfunden werden; diese beschreiben mit der langweiligsten Genauigkeit jede Thon- und Mergelart, und erlangen bei einer solchen mißschaffenen Genauigkeit nicht einmal einen geognostischen Ueberblick ihrer beschränkten Gegend.

7.

Wenige Gattungen — Quarz, Feldspath, Glimmer, Hornblende, Schillerstein, Augit, Kalkspath, Gyps, Steinsalz —

bilden einzeln oder mehrere verbunden fast die ganze Mannigfaltigkeit der Gebirgsarten. Diese Gattungen sind die Elemente des Geognosten, auf diese müssen, so viel möglich, fast alle Gebirgsarten zurückgeführt werden. Aus dichtem, schiefrigem, porphyrartigem Gestein müssen Folgen diese oryktognostischen Elemente entwickeln. Z. B. Folgen aus Feldspathporphyr in Granit und Syenit, aus Serpentin in Schillerfels u. s. w. Verwittertes Gestein führe man durch Folgen auf frisches zurück.

8.

Nach dem Gebirge, welches jeder untersucht hatte, urtheilte er kühn über andere Gebirge. Mußte man nicht ahnden, ein allgemeines Maaß und Gesetz gefunden zu haben, einen Prototypus der Gebirge gleich den Prototypen in der Thier- und Pflanzenwelt? Mußte man nicht das untersuchte Gebirge nur als eine individuelle Erscheinung jenes allgemeinen Gesetzes ansehen? an Gebirgsindividuen glauben, an geschlossene Gebirgsganze mit eigenthümlichen festen inneren Verhältnissen, in denen sich ein Gesetz offenbart, welches ihnen, wie anderen ihrer Art, zum Grunde liegt?

9.

Was bestimmt ein Gebirge als Individuum? Als eine Tradition erscheint die Bezeichnung der Gebirge mit Eigennamen — Harz, Schwarzwald, Riesengebirge.

Nachschrift an Engelhardt und Przystanowski.

Es war eine schöne Zeit, da ich zuerst von den Gebirgen, den stummen schlafenden Zeugen früher Geschichten der Erde träumte. Zuweilen könnte ich wünschen, nie aus dem Traum erwacht zu sein. Weil ich es aber bin, will ich lieber die schwerste Morgenarbeit thun, als mich dem Schlafe wieder hingeben, der mich nie zurück in eine Welt ahndungsvoller Träume führt. Denn die verworrenen Gestalten, welche ich beim ersten Aufschlagen der Augen erblickt, würden, wenn ich sie wieder schlösse, wie dämmernde feindselige Riesengespenster um mich schwärmen.

Doch vergebt mir um der Ahndungen, in denen ich glücklich war und die ich aufgab, als ich zuerst Hand ans Werk legte, wenn die Sehnsucht mich zuweilen verführte, den frühern Glauben in Schauen verwandeln zu wollen, da ich doch noch unreif und in Stückwerk der Erfahrung befangen bin. Ich fühle wohl, wie weit diese Versuche entfernt sind, die erste Freude wieder zu erwecken. — Aber die Erfahrung wird wachsen und mit ihr das Wort. Und wenn einst die Riesenglieder in Einem Planetenbilde klar vor des Geistes Auge treten und in dem Bilde vergangene Zeiten der Erde und Ahndungen ihrer Zukunft — dann werden die Schmerzen des Erwachens gesegnet werden.

* *
*

Außer dieser schriftlichen Arbeit beschäftigte mich in Paris — und zwar gemeinschaftlich mit Engelhardt — Folgendes. Erst-

lich nahmen wir die Conchyliensammlung im Pflanzengarten (Jardin des plantes) durch. Zweitens untersuchten wir die Gebirgsbildungen der Pariser Gegend. Wenn wir bei früheren Untersuchungen, vornämlich im Erzgebirge, oft mühsam entblößtes Gestein aufsuchen mußten, so sind die Pariser Gebirgsbildungen durch eine Unzahl Steinbrüche so aufgeschlossen, daß der Beobachter den Wald kaum vor Bäumen sieht. Wir haben das Ergebniß dieser Arbeit in unsern geognostischen Versuchen bekannt gemacht. Sie hatte für uns einen ernsten Reiz, weil sie uns in eine Zeit zurückversetzte, da die steinbildenden Kräfte ermatteten, thierbildende erstarkten, süßes Luftgewässer mit steinschwangerem sich mischte, — an die Grenzscheide ungeheurer menschenloser und menschlicher Zeiten. — Eine dritte Arbeit war die Katalogirung der geographisch-mineralogischen Sammlung in der Bergschule (école des Mines), von welcher ich weiter unten sprechen werde. —

Uebrigens lebten wir in Paris sehr eingezogen. Haüy besuchte ich nur einmal. Ich war so ganz in Gebirgsforschung vertieft, daß ich mich unmöglich mit Krystallkunde hätte befassen können; um so weniger, weil mich bei der größten Achtung für Haüys Verdienste doch mein ganzes Wesen zu der Wernerschen Art, ihre Entwicklungsfähigkeit inbegriffen, hinzog und noch hinzieht.

Hier in Paris gieng in mir eine große Umwandlung vor, welche von zweien Seiten vorbereitet war. Einmal hatte ich aus Erfahrung gelernt, wie wenig der Einzelne auch beim besten Willen und mühsamsten Fleiße für die Gebirgsforschung zu wirken im Stande sei, daß es vielmehr der vereinigten,

verständigen, ausdauernden Arbeit vieler bedürfe, um aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgesetze durchzudringen. So überzeugte ich mich, man müsse nicht bloß selbst für die Wissenschaft arbeiten, sondern nach zurückgelegten Lehrjahren Andere unterrichten und für die Wissenschaft erziehn. Wie viel mehr, dachte ich, ist es nicht, Einen neuen Arbeiter als Eine einzelne neue Arbeit zu liefern, da jener ja viele Arbeiten ausführen, ja selbst wieder Arbeiter erziehen kann. Wenn mich diese Ueberlegung auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen hinwies, so noch mehr ein Zweites. Die traurige Zeit seit 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menschenscheu gemacht und ganz gestimmt, mich der einsamsten Gebirgsforschung zu ergeben. In Paris steigerte sich diese Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutschen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerst eine Hoffnung aufgieng, ein einsames Licht in der finstern Nacht entgegen leuchtete. Ich las Pestalozzi und das, was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation über Erziehung und Pestalozzi sagt. Der Gedanke: es müsse ein neues besseres Deutschland auf den Trümmern des alten emporwachsen, reine Jugendblüten auf verwitterter Pflanzenerde, ergriff mich mächtig. So erwachte der Entschluß, nach Iferten zu Pestalozzi zu gehen.

Fichtes Reden [1]) hatten auf mich den größten Einfluß. Von Franzosen umgeben, zeigte der tapfere Mann seinen Berliner Zuhörern, auf welche Weise sie das französische Joch abschütteln und ihre Nationalität erneuen und stark machen könnten.

---

[1]) Reden an die deutsche Nation. 1808.

Besonders versprach er Rettung durch eine Nationalerziehung der Deutschen, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umschaffung des Menschengeschlechts bezeichnete, durch welche der Geist die volle Herrschaft über das Fleisch erringen sollte. Auf die Frage: „an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung sich anknüpfen solle?“ antwortete Fichte: „an den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang.“

Er charakterisirt nun Pestalozzi, vergleicht ihn mit Luther, besonders in seiner Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Dem habe er zunächst durch Erziehung helfen wollen, aber statt Volkserziehung habe er etwas Größeres, eine alle umfassende Nationalerziehung gegeben.

Weiterhin äußert er sich auf seine eigenthümliche Weise über Pestalozzis Methode, und kritisirt sie. Er spricht gegen dessen irrige Ansicht der Sprache, „als eines Mittels unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben“; auch gegen das Buch der Mütter. Dringend empfiehlt er dagegen die von Pestalozzi in Anregung gebrachte Entwicklung der körperlichen Fertigkeiten [1]; auch um die ganze Nation kriegsfertig zu machen und dadurch die stehenden Heere zu beseitigen. Das Geschick, sich sein Brot zu verdienen, stellt er, wie

[1] Ich will hier nicht auf Bestreitung der Fichteschen Ansicht von der ursprünglichen sittlichen Güte der Menschennatur eingehen, während er mehr als irgend einer von dem gänzlichen Verderben der Erwachsenen überzeugt ist. Ich verweise auf das, was ich hierüber in meiner Geschichte der Pädagogik gegen Rousseau gesagt.

Pestalozzi, hoch als Bedingung eines ehrenfesten bürgerlichen Daseins.

Besonders legt er dem Staate die Verpflichtung auf, sich der Erziehung anzunehmen. Er sprach im Jahre 1808; er sprach in der, durch den unglücklichen Krieg der vorangehenden Jahre tief gedemüthigten Hauptstadt Preußens, in der hoffnungslosesten Zeit Deutschlands.

„Möchte der Staat, sprach er zu preußischen Zuhörern, unter denen sich hohe Staatsbeamte befanden, möchte der Staat und alle, die denselben berathen, es wagen, seine eigentliche, dermalige Lage ins Auge zu fassen und sie sich zu gestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übrig gelassen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat, ursprünglich und selbstständig, sich bewegen und etwas beschließen könne, außer diesem, der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieses thun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm ungeschmälert und unbeneidet überlassen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend und von jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigen Nachkommenschaft machen, und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hin-

gestellt haben. Jenes ersten Lebenszwecks verlustig, was könnten wir dennoch anders thun? Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bedürfnisse und die Anwendungen unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urtheilsspruch und Ausübung derselben wird man uns bisweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde. Ich hoffe — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen, zu hoffen — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeuge und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andere Mittel: es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken, oder einigen Glauben beimessen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Belustigung für die Leser ihrer Journale gedeihen werde, wenn sie je erfahren, daß sich jemand von der Erziehung so große Dinge verspreche."

Man kann sich denken, welch tiefen Eindruck solche Worte auf mich machten, als ich sie, tief melancholisch über die schmähliche Knechtschaft meines geliebten armen Vaterlandes, in Paris,

im Kaiserſitz der Tyrannei las. Dort auch vertiefte ich mich in Peſtalozzis: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Die tiefgemüthlichen Stellen des Buchs ergriffen mich gewaltig, die neuen großen Gedanken erregten große Hoffnungen, auf ihren Flügeln ſchwebte ich damals über Peſtalozzis Mißgriffe und Irrthümer hinweg, auch mangelte es mir an Erfahrung, um dieſe leicht herauszufinden und kritiſch zu würdigen.

Um dieſelbe Zeit las ich den erwähnten Bericht an die Eltern über den Zuſtand der Peſtalozziſchen Anſtalt; er benahm mir jeden Zweifel an der Möglichkeit, meine kühnſten Hoffnungen realiſirt zu ſehen. Darauf hin entſchloß ich mich ſogleich, nach Iferten zu gehen, das mir als eine grüne Oaſe voll friſcher lebendiger Quellen mitten in der großen, unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüſte meines theuren Vaterlandes erſchien.

Mein treuer Engelhardt, welcher die edelſte Theilnahme für alles, was nur immer aus der elenden Knechtſchaft zu erretten und eine ſchöne Zeit Gott gefälliger Freiheit herbeizuführen verſprach, er billigte ganz meinen neuen Lebensplan, wiewohl er mich von Mineralogie und Geognoſie abzubringen ſchien.

Ich war des Aufenthalts in der Napoleoniſchen Capitale längſt ſatt. Bei dem drückenden Gefühl, unter ſtolzen Verächtern meines Vaterlandes zu leben, ergriff mich das heftigſte Heimweh. Seltſamer Weiſe ward ich zum Franzöſiſchſprechen mit jedem Tage unfähiger, es war und iſt meiner Natur zuwider, franzöſiſch zu denken. Schon früher ſchrieb ich aus

Paris: Amusement genug, aber Freude, reine herzliche Freude habe ich hier noch nie gehabt, — in den einsamsten Thälern des Erzgebirges hatte ich mehr wahre Freude als hier.

Das damalige kleine Paris — Kassel — machte denselben Eindruck auf meine Braut. Es kommt mir vor, schrieb sie mir, als wenn wir in einer Wüste lebten, und nie ist mir ein Ort, der doch so freundliches Aussehn hat, so kalt und unfreundlich erschienen.

Im Juni 1809 verließ ich mit Engelhardt Paris und eilte nach Deutschland. In den Ardennen wurden wir von Gensdarmen angehalten, wir seien Conscribirte, welche desertiren wollten. Kaum erkannten sie unsere Pässe an.

In der Nähe von Aachen hörten wir zu unserer Freude zuerst wieder deutsch sprechen. Wie ward aber diese Freude getrübt, als wir in Aachen Schills Tod erfuhren. Eine Harfenistin sang bei der table d'hôte: „Es kann ja nicht immer so bleiben," aber die entsetzliche Gegenwart benahm alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am 25. Juni, an Rikchens Geburtstage kam ich nach Giebichenstein. Wie schwere Zeit hatte die Reichardt'sche Familie im letzten Jahre erlebt! Ich kann es hier nur kurz andeuten. Reichardt war natürlich der französischen Regierung in Kassel verdächtig. Bei seiner innigen Vaterlandsliebe und großen Freimüthigkeit konnte es nicht fehlen, daß er den Franzosen Anstoß gab. Er machte eine Reise nach Wien, während seiner Abwesenheit verfiel die gute Mutter in ein heftiges Nervenfieber. Nicht genug, als die Töchter, welche die Mutter aufs Treuste pflegten, am bestimmten Tage nach dem Gehalt schick-

ten, bekamen sie zur Antwort, Reichardt sei seines Amts entsetzt, mithin falle der Gehalt weg. Man denke sich in die Lage der Familie. Doch ward es ihnen möglich, nach Wiederherstellung der Mutter nach Giebichenstein zurückzukehren, wohin dann auch Reichardt kam. Die Gebrüder Grimm, ihre nächsten und liebsten Freunde, welche sie in Kassel gewonnen hatten, standen der Mutter bei wie treue Söhne, und Wilhelm Grimm begleitete sie nach Giebichenstein.

Ich theilte nun der Familie mit Begeisterung meinen Plan mit, zu Pestalozzi zu gehn und Lehrer in seiner Anstalt zu werden. Meine Braut erschrack zuerst über den Plan, doch widersprach sie nicht. Zugleich ward beschlossen, mir den achtjährigen Fritz, den Bruder meiner Braut, anzuvertrauen und mir denselben unter Aufsicht des Herren Dreist, welcher von der preußischen Regierung nach Iferten bestimmt war, nachzusenden.

Ich gieng nämlich nicht direct zu Pestalozzi, sondern untersuchte vorher noch einmal mit Engelhardt, Przystanowski und Schenk, dem nachmaligen Chef des bayerischen Bergwesens, das Syenitgebirge. Wir suchten unsere früheren Beobachtungen zur vollsten Klarheit und Darstellbarkeit zu steigern.

Dresden bis Iferten 1810.

In Dresden trennte ich mich von meinem lieben, wahrhaft väterlichen Freunde Engelhardt, mit welchem ich vier Jahre aufs Treueste vereinigt gelebt und gearbeitet hatte. Seitdem trat ich Przystanowski immer näher und lebte mit ihm Jahre

lang brüderlich verbunden. Ich gieng mit ihm zuerst nach Nürnberg, wo wir einige Tage bei dem treuen Schubert blieben. Diesen drückte damals ein Mißverständniß mit dem Physiker Ritter, er bat mich, in München die Sache friedlich beizulegen. Ich kannte Ritter aus seinen genialen Schriften voll großer Ahnungen und war gespannt, ihn persönlich kennen zu lernen. Aber es schaudert mich heute noch, denke ich an diesen Besuch zurück. Ich traf Ritter in einem wüsten düstern Zimmer, in welchem alles mögliche: Bücher, Instrumente, Weinflaschen — durch einander lag. Er selbst war in einer unbeschreiblich aufgeregten Stimmung voll verbissener Feindseligkeit. Hinter einander stürzte er, ja stürzte er Wein, Kaffee, Bier und was alles für Getränke in sich, als wenn er in seinem Innern ein Feuer löschen wollte. In diesem Zustande theilte er mir Stücke aus seiner letzten eben erschienenen bittern Schrift mit. Dieser betrübende Besuch fällt kurze Zeit vor Ritters Tode. Ich fühlte das tiefste Mitleid, den einst so reich begabten Mann in solcher Qual, in solchem Leib- und Seelenleiden zu sehen. Nach Ritters Tode nahm der treue Schubert aus großer Liebe dessen Tochter Adeline zu sich, die später den berühmten Theologen Winer heirathete, jetzt aber Wittwe ist.

Da der Tyroler Krieg von 1809 sich bis in die Nähe von München zog, so waren die Kunstsammlungen nicht zu sehen. Damals sahe ich in München meinen redlichen Freund Gehlen zum letztenmal. Es war nahe daran, daß ich nach München gerufen wurde, man hatte schon eine Arbeit im Auge, die ich gemeinschaftlich mit Gehlen übernehmen sollte. Wir

giengen nun über Augsburg, Konstanz, Zürich, den Rigi, Luzern, Bern, Murten nach Iferten.

Es war am Abend eines kalten Regentages, wir traten im rothen Hause ab. Am andern Morgen giengen wir in das alte von Karl dem Kühnen erbaute Schloß, das mit seinen vier großen runden Thürmen einen Hof einschließt. Hier trafen wir eine Menge Knaben; man führte uns zu Pestalozzi. Er war im nachlässigsten Aufzuge, im alten grauen Ueberrock, ohne Weste, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das schwarze, starke, struppige Haar ungekämmt und wüst. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald sanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität strotzende Mann häßlich sei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in seinen seltsamen Gesichtszügen. — Bald darauf sahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholischen Geistlichen machte; Krüsi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid, wo möglich noch cynischer als Pestalozzi im Anzug, mit scharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.

Damals wohnten 137 Zöglinge von 6 bis 17 Jahren im Schlosse, 28 außerhalb desselben in der Stadt, die aber auch zu Mittag im Schloß aßen, zusammen also 165. Unter ihnen waren 78 aus der Schweiz, die übrigen aus Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien und Nordamerika. Im Schlosse wohnten 15 Lehrer, worunter 9 Schweizer, welche in der Anstalt gebildet waren. Dazu kamen 32 Erwachsene, welche die Methode studierten; 7 davon waren Schweizer. Das Innere des Schlosses machte einen düstern Eindruck, desto schöner

war die Lage. Eine große Wiese trennt es von dem Südende des herrlichen Neuenburger Sees, an dessen Abendseite sich der mit Weingeländen bedeckte Bergzug des Jura erhebt. Auf den Jurahöhen, über dem durch Karl des Kühnen Niederlage berühmten Granson, überblickt man die ganze Alpenkette vom Pilatus bei Luzern bis zum Montblanc, auch sieht man weit weit in Frankreich hinein. —

Kurze Zeit nach meiner Ankunft zog ich in das Schloß, schlief und aß mit den Kindern. Wollte ich für mich arbeiten, so geschah es an einem Stehpult mitten im Getümmel einer Klasse. Kein Lehrer hatte eine eigene Wohnstube. Ich war nun fest willens, forthin alle meine Kräfte der Anstalt zu widmen, weßhalb ich auch, wie erwähnt, Fritz Reichardt, den Bruder meiner Braut, einen Knaben von 8 Jahren, mit mir genommen hatte und der Anstalt übergab. Meine Lage war ganz geeignet, um den Bericht über das Institut mit dem zu vergleichen, was ich täglich sah und erlebte. Je höher meine Erwartungen durch jenen Bericht gesteigert waren, um so tiefer war freilich der Schmerz, als ich allmählich enttäuscht wurde; ich wähnte ja, die letzten Hoffnungen meines Vaterlandes schwinden zu sehen. —

Kaum brauche ich diese Enttäuschungen näher zu charakterisiren; ergeben sie sich doch aus Pestalozzis Anmerkungen zum spätern Abdruck seines Berichts, vornehmlich aber aus dem Buche: „Meine Lebensschicksale“. Doch will ich einige Hauptpunkte herausheben.

Vor Allem das, was im Bericht über den innersten Geist der Anstalt gesagt ist, der ein Geist der reinsten Familienliebe

sei. [1]) „Wir dürfen, heißt es, öffentlich mit gutem Gewissen es sagen: die Kinder unserer Anstalt sind froh und glücklich, ihre Unschuld wird bewahrt, ihre Religiosität genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wissen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür bestehen, haben eine stille, innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unseres Hauses auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterstützt ist. Im Ganzen herrscht der Geist eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfniß eines solchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen sich frei, ihre Thätigkeit findet in ihren Beschäftigungen selbst einen lebendigen Reiz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth." „Das Leben des Hauses ist Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zusammenhangs in einem seltenen Umfange." [2]) „Alle Lehrer gemeinsam als ein organisirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die sorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut." [3]) Die Masse der Lehrer „erhebt sich zur vollkommensten Einheit des Sinns und Thuns und erscheint den Kindern nur als eine Person." [4])

„Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß wir allenthalben den Geist des Friedens, der Liebe und gegenseitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren suchen. Die Masse unseres Hauses ist gut. Ein Geist der Kraft, der Ruhe und der

---

[1]) Bericht 138. 139. In Pestalozzis Werken. Th. 11.
[2]) Ebend. — [3]) Ebend. 140. — [4]) Ebend. 142.

Anstrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet sich in unserer Mitte sehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt sich im Ganzen unsers Thuns und unsers Seins nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da ist, in unserer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das sanftschonende der liebevollsten Haushaltung hat in unserer Mitte den ungestörtesten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahingelenkt, sich mit den Stärkern, sondern mit sich selbst zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: kannst du was ein Anderer? Wir fragen ihn nur: kannst du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannst du sie vollkommen? Zwischen Zögling und Zögling findet so wenig Collisionsstreit statt, als zwischen liebreichen Geschwistern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben." [1])

„Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh nebeneinander und sind für das, was wir für das einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es sagen: Unsere Zöglinge sind mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; sie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh sind, ihnen zu dienen; sie fühlen, daß wir sie nicht bloß unterrichten; sie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Mensch ist, zu ihrer Bildung in

---

[1]) Ebend. 149. 150.

Bewegung und ins Leben setzen. Auch hangen sie mit ganzem Herzen an unserm Thun. Sie leben in stetem Bewußtsein ihrer Kraft.“ [1])

Mußte nicht selbst ein nüchterner Leser der mitgetheilten Stellen glauben, daß in der Pestalozzischen Anstalt auf seltne Weise ein Geist der herzlichsten Liebe und Eintracht walte? Wie viel mehr mußte ich dieß glauben, der ich tief betrübt vom Unglück jener Tage, durch Fichte begeistert, in Iferten die in Liebe starken Anfänge einer bessern Zeit erblickte und zu erblicken mich sehnte. Wer jene Schmerzensjahre, in denen die Ungerechtigkeit zunahm und die Liebe in Vielen erkaltete, wer sie nicht mit durchlebt hat, der mag vielleicht über den Enthusiasmus der Verzweiflung spotten.

Pestalozzi selbst sagt von der Anstalt, sie habe schon, als sie von Buchsee nach Iferten verlegt ward, „die Keime ihres innern Verderbens — es sind seine Worte — [2]) in der Ungleichheit und im Widerspruche der Neigungen, Gesinnungen, Kräfte und Ansprüche ihrer Glieder in sich selbst getragen; obgleich diese Entzweiung sich noch nichts weniger als allgemein frei und grell ausgesprochen.“ Viele Glieder seien jedoch noch für den Frieden, andere gemäßigt gewesen. „Doch die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle ab-

[1]) Ebend. 188.

[2]) Meine Lebensschicksale, 28.

gelenkt, unter uns selbst in unserm Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten zum Voraus unfähig gemacht, jemals im Geist und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend, nebeneinander und wandelten unglücklicherweise, und zwar jeder Einzelne nach seiner Art, mit festen und zum Theil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten." [1])

Hiemit stimmt Ramsauer ganz überein. In Burgdorf, sagt er, habe ein gemüthliches Leben geherrscht. „Dieß hörte auf, als das Familienleben sich mehr in ein verfassungsmäßiges Staatsleben im Institut ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren: dadurch entstand denn der Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schrofferen Formen hervor. Neid und Mißgunst wucherten in vielen Herzen." [2])

„Man sprach zwar viel von einem ‚Familienleben', das in einer Erziehungsanstalt vorherrschen müsse, wie man stets gar viel von ‚einer harmonischen Entwicklung aller Kräfte der Zöglinge' sprach und schrieb, — beide existirten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war zwar im Allgemeinen viel gemeinschaftliche Theilnahme, den Einzelnen ließ man aber

---

[1]) Ebend. 28, 29. — [2]) Ramsauer 22.

doch ziemlich gehen und stehen, wie er eben gerade stehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauses war mehr ein Ton des Haschens und Treibens, als ein häuslicher Ton." [1])

Im Bericht heißt es: [2]) „In Rücksicht der Ausübung der Sache, in Rücksicht auf das Institut, dürfen wir bestimmt sagen: sie hat die Feuerprobe 8 strenger Jahre bestanden und ist darin bewährt erfunden worden."

Hierzu bemerkt Pestalozzi im Jahr 1823: [3]) „Das was zur Bestätigung dieser Ansicht (das Institut sei in der Feuerprobe 8 strenger Jahre bewährt erfunden worden) hier gesagt wird, ist allgemein eine Folge der in diesem Zeitpunkt stattgefundenen großen Täuschung, daß alles das, wozu wir freilich einen sehr belebten Willen und einige klare Ansichten in uns selbst trugen und was durch äußere glückliche Umstände uns noch doppelt irre führte, wirklich so sei, wie es hätte sein sollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einseitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns selbst trugen, wurden durch Mangel an genugsamen Kräften, Kenntnissen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführung in unserer Mitte allgemein stille gestellt, verwirrt und zum Samen eines vielseitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unserm Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erstickte. Auch haben wir es in diesem Zeitpunkt nicht erkannt, und konnten es, wie wir in demselben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen."

---

[1]) Ebend. 25, 26. — [2]) Seite 137—139.
[3]) Seite 137.

Ich weiß wohl, daß man diese spätern Aeußerungen Pestalozzis theils seiner Altersschwäche, theils dem Einflusse Schmids hat beimessen wollen. Dem kann ich nicht beipflichten. Sagte Pestalozzi ja schon am Neujahrstage 1808, zu derselben Zeit, als jener Bericht erschien, zu seinen Lehrern: „Mein Werk war durch Liebe gegründet; die Liebe schwand in unserer Mitte; sie mußte schwinden. Wir täuschten uns über die Kraft, die diese Liebe fordert; sie mußte schwinden.[1]) — Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unsres Werkes nagt, häuft sich in unsrer Mitte. Die Weltehre wird dieses Gift stärken. O Gott! gib, daß wir unserer Täuschung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns streut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufsetzt. Ich sehe das Todtengerippe meines Werks, in sofern es mein Werk ist, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen stellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Haus ist, belorbeert vor meinen Augen erscheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehen sehen. Er mag das Feuer der Trübsale, die über mein Haus kommen werden und kommen müssen, nicht ertragen; er wird verschwinden; er muß verschwinden. Mein Werk wird bestehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung ist mein Grab. Ich gehe hin, Ihr aber bleibet. Möchten diese Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euern Augen stehn! — Freunde! werdet besser, als ich war, damit Gott sein Werk durch Euch vollende, da er es durch

---

[1]) Pestalozzis Werke 11, 257.

mich nicht vollendet. Werdet besser, als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ. Ihr seid zu hoher, Ihr seid zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht. Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberste Höhe gestiegen; aber gedenket, daß sie verschwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blühet, bald aber verschwindet." [1])

Welche Widersprüche! Quillet auch aus einem Brunnen süß und bitter? Wollte man durch den Bericht die Welt geradezu täuschen? —

Nimmermehr, war auch Pestalozzi nicht ganz frei von einer unglücklichen berechnenden, meist aber sich verrechnenden Weltklugheit. Immer voll von Gedanken, durch seine Erziehungs- und Unterrichtsweisen in kürzester Zeit über viele Länder Glück zu verbreiten, lag ihm Alles daran, daß man vom Institut die beste Meinung hegen solle. Das Institut erschien ja dem größern Publicum als der faktische Beweis für oder gegen die Güte und Ausführbarkeit seiner pädagogischen Ideen, diese standen und fielen ihm mit demselben. — Wie viel Pestalozzi nun am Rufe seiner Anstalt gelegen war, das trat vorzüglich hervor, wenn Fremde, besonders Hochgestellte, nach Iferten kamen. „So viele hundert Fremde jährlich, erzählt Ramsauer, [2]) das Pestalozzische Institut besuchten, so viele hundertmale ließ

---

[1]) Ebend. 258, 259. — [2]) S. 42, 43.

sich Pestalozzi in seiner Begeisterung von denselben täuschen. Bei jedem neuen Besucher der Anstalt gieng er zu den vertrautesten Lehrern und sagte: ‚das ist eine wichtige Person, die Alles kennen lernen will. Zeige ihr, was wir leisten, nimm deine besten Schüler, nimm deine ‚Cahiers‘ (über die Fächer ausgearbeiteten Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen u. s. w.‘ Hundert und hundertmal kamen neugierige, alberne, oft ganz ungebildete Personen, die nun einmal kamen, weil es ‚Mode‘ war. Dieser wegen mußten wir gewöhnlich den Klassen-Unterricht unterbrechen und eine Art von Examen halten. 1814 kam der alte Fürst Esterhazi; Pestalozzi rannte im ganzen Haus herum und schrie: Ramsauer, Ramsauer, wo bist du? Komm schnell mit deinen besten Schülern (in der Gymnastik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) ins rothe Haus (das Absteigequartier des Fürsten), das ist eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat tausende von Leibeigenen in Ungarn und Oestreich, der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene frei geben, wenn er für die Sache eingenommen wird ꝛc.“ Ich nahm etwa 15 Schüler in den Gasthof, Pestalozzi stellte mich dem Fürsten vor mit den Worten: „Das ist der Lehrer dieser Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern Armen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam, er wurde aber frei und ungehindert nach seinen individuellen Kräften elementarisch geführt. Jetzt ist er selbständiger Lehrer, hier sehen Sie, wie in Armen ebensoviel, oft noch mehr Kräfte liegen, als im Reichsten, bei ersteren werden sie aber selten und dann auch nicht methodisch entfaltet. Daher ist das Verbessern der

Volksschulen so sehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles besser zeigen, als wie ich es könnte, was wir leisten, ich empfehle mich daher unterdessen.“ Nun examinirte ich die Schüler, sprach, erklärte, und schrie mich im Eifer ganz heiser, glaubend, daß der Fürst von Allem vollkommen überzeugt sei. Nach einer Stunde kam Pestalozzi wieder, der Fürst bezeugte ihm seine Freude über das Gesehene ꝛc. Wir verabschiedeten uns und Pestalozzi sagte auf der Treppe: „Er ist ganz überzeugt, ganz überzeugt und wird gewiß Schulen auf seinen ungarischen Gütern einrichten.“ Unten am Hause sagte Pestalozzi: „Donnerwetter! Donnerwetter! was hab ich am Arm, er thut mir so weh, ja sieh! er ist ja ganz geschwollen, ich kann ihn nicht mehr biegen,“ und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge geworden. Ich sahe den ½ Zoll dicken Hausthürschlüssel des Maison rouge an und sagte zu Pestalozzi: ‚Ja seht, Ihr habt Euch, als wir vor einer Stunde zum Fürsten giengen, an diesen Schlüssel angeschlagen‘, — und bei näherer Besichtigung hatte Pestalozzi denselben mit dem Ellbogen wirklich krumm geschlagen und es in der ersten Stunde im Eifer und vor Freude nicht gemerkt. So feurig und eifrig war der damals schon 70jährige Mann, wenn er glaubte, Gutes wirken zu können. Und solche Beispiele könnte ich viele anführen. — Es war im Sommer nichts Seltenes, daß an demselben Tage 4—5mal Fremde ins Schloß kamen, und daß wir dieserwegen 2—3—4mal den Unterricht unterbrechen mußten.“

Ich theile diese höchst charakteristische Erzählung mit, und frage nun den Leser: ob er gegen den liebenswürdigen enthusiastischen Greis einen Stein aufheben will? Ich will es gewiß

nicht, wenn ich auch herzlich wünschte, daß er, im Kleinen getreu, des Senfkorns eingedenk, sein Werk still gepflanzt hätte und daß es kerngesund langsam, wenn auch nur von Wenigen beachtet, gewachsen wäre. —

Die Quelle des innern Widerspruchs, welche durch das ganze Leben Pestalozzis geht, war, wie wir aus seinen eigenen Bekenntnissen ersahen, daß er, trotz seiner großen, die ganze Menschheit umfassenden Ideale, nicht Fähigkeit und Geschick besaß, um nur der kleinsten Dorfschule vorzustehen. Bei einer höchst regen Phantasie ward von ihm das, wonach er sich sehnte, was er auch über kurz oder lang realisirt zu sehen hoffte, als in der Anstalt schon existirend gedacht und beschrieben. Im gegenwärtig Geleisteten sah seine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und muthete auch Andern zu, solche Entwicklungen wohlwollend schon im Gegebenen zu schauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, besonders auf die Lehrer des Instituts. Dieß scheint es zu erklären, wie in dem Bericht über die Anstalt bona fide so Manches gesagt werden konnte, was ein nüchterner Beobachter geradezu unwahr nennen mußte. [1])

Aber diese Selbsttäuschung des Enthusiasmus ist nie auf die Dauer; der überschwenglichen Stimmung folgt eine hoffnungslose, verzagende. Ist das Herz des Menschen ja ein trotzig und verzagt Ding! Solch eine wechselnde Ebbe und Fluth von hoher Begeisterung und verzweifelter Verstimmung

---

[1]) Man vergleiche die schon mitgetheilte Bemerkung Pestalozzis über die große Selbsttäuschung, in welcher er und seine Lehrer in Iferten gelebt.

zieht durch Pestalozzis ganzes Leben, und die desperate Bußrede, welche er im Jahre 1808 an seinem Sarge hielt, erscheint fast als das caput mortuum des sublimirenden Berichts, als nothwendige Ergänzung desselben; die im Bericht verschwiegene Wahrheit macht sich reuevoll Luft. Ruhiger beichtet Pestalozzi später in seinen „Lebensschicksalen" über die erste Zeit in Iferten. Mehr als 16 Jahre sind verflossen, die Leidenschaft hat sich abgekühlt; er erkennt nüchtern, was er in der frühern Zeit gewaltsam enthusiastisch sehen und durchsetzen wollte, erkennt, wie er sich selbst getäuscht und kann daher nun so wahr und klar die Geschichte des Instituts erzählen, so treffend urtheilen. Die ihm näher stehende Zeit wirkt dagegen noch zu gegenwärtig auf sein Gemüth, ist seinem leidenschaftlich afficirten Auge noch zu nahe, als daß er sie in jenem Werke mit derselben historischen Klarheit schildern könnte. —

Ueber den Unterricht im Institut wird im „Bericht" auf eine Weise gesprochen, daß Leser, welche nicht enthusiastisch für Pestalozzi eingenommen waren, entschieden hätten Anstoß nehmen müssen. Man höre: [1]) „Was sich in Hinsicht auf die Gegenstände des Unterrichts im Allgemeinen sagen läßt, ist Folgendes: Das Kind lernt sich selbst, d. h. seine körperlichen, intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anschauen, kennen und üben. Diesem Anschauungsunterrichte an und über sich selbst steht der Anschauungsunterricht an und über die Natur gegenüber, und hält mit dem ersten gleichen Schritt. Von sich selbst

---

[1]) Pestalozzis Werke Th. 2. S. 162, 163.

und seinen häuslichen Umgebungen aus erweitert sich dieser Unterricht auf die menschliche Natur nach allen obigen Rücksichten überhaupt. Und ebenso erweitert er sich von seinem sinnlichen Erfahrungskreise aus über die ganze äußere Natur. Vom ersten Punkt aus wird es zur Einsicht der wesentlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Verhältnisse; vom zweiten aus zur Einsicht der Verhältnisse, in denen es und das Menschengeschlecht zur äußern Natur und diese zu jenem steht, geführt. Der Mensch, die Natur, das gegenseitige Verhältniß beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntniß für die Bildung und Veredlung der Kinder in jeder Hinsicht hervorgeht, machen also die Grundansicht und den Urstoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln sich alle einzelnen Kenntnisse und Bildungsfächer. Allein es muß hier als die Hauptsache und als die durchaus wesentliche Grundlage unsers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede ist, die Natur, den Menschen und ihre gegenseitigen Verhältnisse bloß äußerlich und sinnlich aufzufassen, d. h. bloß in soferne sie abgerissene empirische Merkmale darbieten, die man nach der ersten besten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logischen Verknüpfung zusammenstellte. Die Rede ist davon, die Dinge und ihre Erkenntniß selbst als ein lebendiges und organisches, nach nothwendigen und ewigen Gesetzen harmonisch in einander greifendes, und als solches von etwas Einfachem und Ursprünglichem aus sich darstellendes und entwickelndes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht. Nicht von irgend einer Form,

sondern vom Wesen und Leben selbst geht das Ganze aus, und jede Form erscheint bloß als der Ausdruck und die Darstellung dieses angeschauten Wesens und Lebens."

Eine Anmerkung, welche Pestalozzi 15 Jahre später zu dieser Stelle schrieb, überhebt mich jeder Kritik derselben. [1]) „In diesen und mehrern andern Stellen, sagt der Greis, spreche ich mich nicht sowohl in der ursprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Ansichten des Erziehungswesens als in mir unreifen und wesentlich fremden und unverständlichen philosophischen Ansichten aus, bei denen damals, aller unserer guten Absichten ungeachtet, die Köpfe der meisten Glieder unseres Hauses und auch der meinige schwindeln mußten, und welche mich persönlich im Wesen meiner Bestrebungen verwirrten und stille stellten, auch den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln verfaulen machten und eigentlich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das seit diesem Zeitpunkt in der Anstalt über mein Haupt zusammengeflossen, anzusehen sind."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Bericht in der Charakteristik der einzelnen Unterrichtsfächer folgen. Ueberall will man sich ganz neu zeigen, und eben dadurch versieht man es. Als Beispiel folgendes über den Unterricht [2]) in der Erdbeschreibung. „Die Behandlung derselben, heißt es, geht von der Anschauung und Auffassung des Gesichtskreises und seiner geographischen Verhältnisse, oder dessen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt sich dann 1) in den Ele-

---

[1]) Ebend. 163. — [2]) S. 167.

mentarunterricht, der für einmal in die physische, mathematische, physikalische, klimatische und politische Ansicht zerfällt wird, und 2) in den topographischen Theil, in welchem jede einzelne Ansicht der geographischen Auffassung des Gesichtskreises in geordneter Stufenfolge und in systematischem Zusammenhang durchgeführt, ihre gegenseitigen Verhältnisse entwickelt, und die Zöglinge durch dieses Fundament zu einer reinen und umfassenden Ansicht der Erd- und Menschengeschichte und ihres gegenseitigen Einflusses auf einander, der Menschen-, der Staats- und Volksverhältnisse, des Culturganges unsers Geschlechts, und endlich der Naturwissenschaft in ihren größern Umrissen und Beziehungen vorbereitet werden. Der statistische Theil, d. h. die Produkte, Einwohnerzahl, Verfassung u. s. w. werden tabellarisch in Uebersichten den Kindern bekannt gemacht."

Ist es nach dem Mitgetheilten irgend zu verwundern, wenn Pestalozzi in seinen „Lebensschicksalen" über die frühere Zeit in Iferten so urtheilt: „Die an sich unnatürlichen Gelüste zum Regieren wurden in diesem Zeitpunkte in unserer Mitte, einerseits durch den noch nach unserer Rückkunft in Iferten allgemein sich immer vermehrenden Ruf unserer Unterrichtsmittel und das unsinnige Taumelglück, das in diesem Zeitpunkte bald jedem Thoren zuströmte, der den Wortschild einer, in der Realität noch gar nicht existirenden Elementar-Methode aushängte, andrerseits durch die Frechheit unsers Benehmens gegen alle Welt und gegen alles, was in der Erziehung geschah, und nicht in unser Modell passen wollte, belebt. — Die Sache ist traurig; aber sie ist wahr. Wir armen Nestvögel maßten uns beim Brüten unsrer unausgeschloffenen Eier Hochflüge an, die die

stärksten Vögel nur mit gereiften und ausgewachsenen Jungen versuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft noch Mittel, sie zu vollbringen, in unsern Händen hatten. Ich mag von hundert und hundert dieser Großsprechereien nicht reden." [1])

Kein Wunder, daß sich bei dieser Sachlage eine entschiedene Opposition gegen das Institut bildete. Besonders in der Schweiz, erzählt Pestalozzi, [2]) fiengen Journale an, „entschieden gegen unsere Anmaßungen zu sprechen, unser Thun sei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. — Aber anstatt in uns selbst gehend zur Bescheidenheit zurückzukehren, setzten wir uns diesen Oppositionen mit Derbheit entgegen. Ich selbst fieng mitten in der Theilnahme an diesen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß Vieles in unserer Mitte in der Wahrheit nicht so sei, wie es sein sollte und wie wir suchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

Andere Glieder des Instituts dachten ganz anders; sie drangen voll Selbstvertrauen auf eine feierliche Prüfung des Instituts; man wandte sich deßhalb im Mai 1809 an die in Freiburg versammelte schweizerische Tagsatzung. Die Bitte ward gewährt und der Land-Ammann d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Basel, Trechsel, Professor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg mit der Untersuchung. —

Im November 1809, als ich eben in Iferten angekommen

---

[1]) Meine Lebensschicksale S. 37, 38. — [2]) Ebend. 39—41.

war, traf diese Untersuchungscommission ein und blieb fünf Tage. Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer; man fühlte durch, daß die Commission, welche sich einzig an das wirklich Geleistete hielt, keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde. Pater Girard schrieb den Bericht französisch. Professor Trechsel übersetzte ihn in's Deutsche, am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Pestalozzi von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, damit hatte die Sache ihr Bewenden. [1])

Ich glaube, daß die Commission unparteiisch geurtheilt hat, der Schluß des Berichts spricht dafür. „Die Bildungsmittel der Anstalt, heißt es, stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unsern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Institut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit diesen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entschieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzusprechen, um ihre Entwicklung nach seinen Grundsätzen zu leiten, hat es nur seine eigenen Ansichten zu Rathe gezogen, und verräth die unwiderstehliche Begierde, sich neue Bahnen zu öffnen, sollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dieß war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorsatz, der die Uebereinstimmung unmöglich machte. Das Institut schreitet auf seinem Wege fort; die öffentlichen Anstalten verfolgen den

---

[1]) Nach Henning (S. 64 rc.), welcher auch den Schluß des Commissionsberichts mittheilt.

ihrigen und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide sobald zusammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn Pestalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Absicht, den edlen Anstrengungen, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beispiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängniß über einem Manne schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will." [1])

Nach Publikation des Berichts entspann sich eine lange, literarische, widerlich heftige Fehde, durch welche das Ansehen des Instituts nichts weniger als gewinnen konnte. [2]) Zu diesem Kriege gegen äußere Feinde gesellte sich leider ein innerer Krieg, welcher damit endete, daß Schmid und einige andere Lehrer das Institut verließen.

Ein Biograph Pestalozzis erzählt: Schmids Stolz und

---

[1]) Ebend. 65—67.

[2]) Der bekannte K. L. von Haller zeigte nämlich den Commissionsbericht in den göttingischen gelehrten Anzeigen vom 13. April 1811 sehr lobend an, indem er zugleich das Pestalozzische Institut anklagte, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Dagegen schrieb Niederer: „Das Pestalozzische Institut an das Publikum." Neu bearbeitet erschien diese Schrift 1812 unter dem Titel: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur." Gegen erstere Schrift schrieb Bremi in Zürich; gegen Bremi wiederum Pestalozzi und Niederer. Letzterer will dem Bremi 92 Lügen, 36 Verfälschungen und 20 Verleumdungen nachgewiesen haben.

Anmaßung seien gewachsen, so daß er gegen Pestalozzi, Niederer und Krüsi mit der größten Härte aufgetreten sei. „Veranlassung dazu," fährt der Biograph fort, „gaben ihm einige Ideen, die er von zwei wissenschaftlich gebildeten Männern, die sich damals bei Pestalozzi aufhielten (einer von ihnen lebt jetzt als ein angesehener Mann in Schlesien) einseitig aufgefaßt hatte. Vielleicht hatten jene Männer diese Ideen damals selbst in keiner Klarheit." [1])

Der Biograph meint mich und meinen Freund [2]); es werde mir deßhalb nicht mißgedeutet, wenn ich in der Kürze das Betreffende mittheile.

Ich war gekommen, um zu lernen und zu dienen. Deßhalb zog ich ganz in das alte Institutsgebäude, schlief in einem der großen Schlafsäle, aß mit den Kindern, besuchte die Lehrstunden, das Morgen- und Abendgebet und die Lehrerconferenzen. Schweigend sah ich und hörte ich aufmerksam, war aber weit entfernt daran zu denken, sogleich selbst lehren zu wollen. Mein Urtheil über Alles, was ich sah und hörte, ward sehr durch die Rücksicht auf den mir anvertrauten achtjährigen Knaben bestimmt, nach dem, was ihm zum Frieden diente oder nicht. Mehrere Wochen verflossen so, als ich eines Abends mit Pestalozzi und den übrigen Lehrern im Gasthof zum wilden Manne war, wo man sich, ich meine alle 14 Tage versammelte. Nach dem Essen rief mich Pestalozzi in ein Nebenzimmer, wir waren ganz allein. Meine Lehrer scheuen dich, sagte er, weil du

---

[1]) Henning im Schulrath. S. 71. Vgl. Mönnich S. 63.

[2]) Rudolf von Przystanowski. Er starb in Mexiko.

schweigend nur zuhörst und zuschaust, warum unterrichtest du nicht? ich antwortete: vor allem Lehren wolle ich lernen, schweigend lernen. Nachdem das Gespräch noch dieß und jenes berührt, sprach er sich gegen mich mit einer Offenheit über mehrere seiner Lehrer aus, die mich in Erstaunen setzte, und mit dem, was ich im Bericht gelesen, in schroffem Widerspruch stand, nicht aber mit dem, was ich selbst schon beobachtet oder geahnet hatte. Diesen Eröffnungen schloß Pestalozzi den Antrag an: ich und mein Freund solle in Gemeinschaft mit Schmid, den er, besonders in Bezug auf seine praktische Tüchtigkeit und Thätigkeit sehr lobte, zur Erneuung des Instituts Hand anlegen.

Der Antrag kam mir so unerwartet, daß ich mir Bedenkzeit ausbat und die Angelegenheit mit meinem Freunde besprach, der eben so sehr überrascht war, wie ich. Natürlich traten wir beide hierdurch in ein näheres Verhältniß mit Schmid, lernten die arcana imperii in kurzer Zeit kennen, und überlegten redlich: was dem Gedeihen der Anstalt im Wege stehe und wie geholfen werden könne.

Zuvörderst war es die Vermengung deutscher und französischer Knaben, welche mir doppelt wehe that, da ich ja von Paris kam. Anders dachten die Eltern der Kinder, welche eben in dieser Vermengung ein glückliches Zusammentreffen erblickten, um ihre Kinder auf die leichteste Weise zur Zweizüngigkeit zu bilden, während diese zuletzt weder deutsch noch französisch konnten. Das Institut war bei solchem Kindermang ohne herrschende Muttersprache und nahm die Charakterlosigkeit zwitterhafter Grenzprovinzen an. Hielt doch Pestalozzi jedes Morgen- und Abendgebet zuerst deutsch dann französisch! Ich fand franzö-

sische Kinder in den auf deutsche berechneten deutschen Sprachstunden, welche die gewöhnlichsten deutschen Worte nicht verstanden. Dieß und so vieles, was sich sonst noch gegen diese Vermengung sagen ließ, ward nun mit Pestalozzi besprochen und darauf der Antrag gegründet: nicht etwa die französischen Kinder aufzugeben, sondern die eine Anstalt in zwei, eine deutsche und eine französische zu trennen. Nur auf solche Weise könne jede gedeihen. — Der Vorschlag gieng nicht durch, vorzüglich äußerer Hindernisse wegen, die jedoch zu überwinden gewesen wären. Daß Pestalozzi späterhin mit uns ganz harmonirte, bezeugt eine Stelle in seinen „Lebensschicksalen". Er nennt es dort [1]) einen unnatürlichen Umstand, daß die Anstalt von Burgdorf nach Iferten „von deutschem auf französischen Boden" versetzt ward. „Im Anfang unseres Hierherkommens, fährt er fort, waren unsere Zöglinge fast insgesammt nur Deutsche; jetzt aber kam sehr bald eine fast eben so große Anzahl französischer Zöglinge hinzu. Die meisten deutschen wurden jetzt ohne bedeutende Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung uns übergeben, um in einem deutschen Hause französisch zu lernen, und das war eigentlich das, was wir am wenigsten gut konnten; ebenso thaten es die meisten der französischen Eltern, die uns ihre Kinder übergaben, ohne Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung, um sie in unserem deutschen Hause deutsch lernen zu lassen: und wir standen in der Mitte dieser beiden Ansprüche, gleich unfähig sie genugthuend zu befriedigen, da. Indeß waren diejenigen Per-

[1]) S. 17.

sonen, die uns von beiden Seiten ihre Kinder anvertrauten, so wenig bei sich selbst klar, was sie eigentlich in der Wahrheit bei uns suchten und wollten, als wir auch über den Grad unserer Unfähigkeit, sowohl die einen als die andern in dem, was sie eigentlich von uns wünschten, zu befriedigen, in uns selbst heiter dachten. Aber da es nun einmal auf deutschem und französischem Boden Mode war, uns Kinder von allen Seiten zuzuschicken, so gieng es eine beträchtliche Zeit in Rücksicht auf Geldresourcen und ehrenhaftes Lobgeschwätz forthin seinen alten Schein- und Trug- und Glanzweg." [1])

Ein zweiter Uebelstand war dieser. So viel auch im Bericht davon die Rede ist, das Leben in der Anstalt habe ganz den Charakter eines gemüthlichen Familienlebens, ja übertreffe dieses in vieler Hinsicht, so war doch nichts ungemüthlicher als dieß Leben. Abgesehen von Pestalozzis Wohnung, gab es in dem alten Schlosse wohl Schlafsäle, Eßsäle, Lehrsäle, aber die von Pestalozzi mit Recht gepriesene Wohnstube fehlte den Kindern durchaus. Größere Knaben, welche, wie man es unzart ausdrückt, schon in den Schlingeljahren waren, mochten diesen Mangel weniger empfinden, desto mehr aber war dieß bei den jüngsten, bei Kindern von 6—10 Jahren der Fall. Ich fühlte dieß tief in die Seele meines achtjährigen Fritz hinein, der, bis er in die Anstalt kam, unter der Pflege einer höchst sorgsamen Mutter im schönen Familienkreise aufwuchs. Seine jetzige unheimliche, ja wüste Existenz bekümmerte mich sehr und beunruhigte mein Gewissen. Für ihn und zugleich für die

---

[1]) Ebend. 17. 18.

übrigen Kleinen baten wir Pestalozzi eine schöne Wohnung in der Nähe von Iferten zu miethen, wo die Kinder einen freundlichen Ersatz für die verlorene häusliche Lebensweise im Familienkreise fänden. Wir erboten uns, bei ihnen zu bleiben.

Auch dieser Vorschlag gieng nicht durch. Man kann denken, daß bei Berathung desselben die schwache Seite des Instituts, die mangelnde Wohnstube, ja die Unersetzlichkeit des Familienlebens sehr zur Sprache kam. [1])

Unvergeßlich bleiben mir viele Unterredungen, welche ich mit Pestalozzi hatte. Eine betraf die Lehrer des Instituts, besonders die Unterlehrer. Ich sah, wie viele unter ihnen mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit arbeiteten, ja sich wahrhaft für die Anstalt aufopferten. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf die Selbstbiographie des redlichen tüchtigen Ramsauer zu verweisen. Aber etwas fehlte den meisten Lehrern, Pestalozzi selbst mußte das fühlen. In der Neujahrsrede von 1811 [2]) sprach er zu ihnen: „Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu können, keinen größern Werth, als sie im Ganzen der Erziehung gewiß hat. Ihr habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Lasten getragen, das hat die Lieblichkeit eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber ihr bedürfet ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr müßt sie in Euch

---

[1]) Einen dritten Vorschlag thaten wir, weil es uns unmöglich schien, daß Pestalozzis Ideen in Iferten unter den obwaltenden Umständen realisirt werden könnten. Wir forderten ihn auf, im Aargau die längst versprochene Armenanstalt zu stiften und erboten uns, nach Kräften Hand anzulegen. Als er auch hierauf nicht eingieng, so hielt ich es, besonders um des mir anvertrauten Knaben willen, für Pflicht, die Anstalt zu verlassen.

[2]) Werke 11, 322.

wieder herstellen. Ich verkenne Eure Kraft, Euren Verdienst nicht, aber eben darum, weil ich sie erkenne, möchte ich ihnen die Krone des lieblichen Wesens aufsetzen, das Euren Werth erhöhen und Eure Kraft selber zum Segen machen wird."

Wo fehlte es nun bei den Lehrern? Eins bezeichnet Pestalozzi: viele im Institut aufgewachsen, hatten zu früh Steine und Lasten getragen und waren in ununterbrochener Anspannung geblieben. „Besonders streng," [1]) erzählt Ramsauer, „hatten es diejenigen Lehrer, welche Zöglinge Pestalozzis gewesen waren; denn von diesen forderte er zu jeder Zeit viel mehr, als von den andern Lehrern; sie sollten ganz dem Hause leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauses und der Zöglinge besorgt sein. Alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen sollten sie tragen helfen, für Alles verantwortlich sein. So mußten sie z. B. in freien Stunden (d. h. wenn sie keinen Unterricht zu ertheilen hatten) bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz spalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abschreiben u. s. w." „Es [2]) gab Jahre, in denen Keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr." [3]) Fast alle Arbeit war für das Lehramt, es blieb weder Muße noch frische Kraft, einigermaßen an die eigene Ausbildung zu denken. Ein zweites kam hinzu. Die meisten Lehrer des Instituts konnte man als Autodidakten betrachten, welche zwar den ersten

[1]) Ramsauer 26, 27. — [2]) Ebend. 29.

[3]) Man vergleiche ebend. S. 35 den Stundenzettel Ramsauers; von Morgens 2—3 Uhr bis Abends 9 Uhr hatte er fast nur Amtsgeschäfte.

Unterricht dort empfangen hatten, aber allzufrüh vom Lernen zum Lehren übergiengen und sehen mochten, wie sie sich durchschlugen. Von eigentlichen pädagogischen Vorlesungen war nie die Rede. Bei einem solchen Bildungsgange der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß nicht eigenthümliche Wege hier und da eingeschlagen worden wären, wovon Schmid ein Beispiel gab. Allein eben so nothwendig mußte sich die gewöhnliche Beschränktheit der Autodidakten geltend machen: ein großer Mangel an Selbsterkenntniß und richtiger bescheidener Würdigung dessen, was man geleistet.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen;

ich muß wissen, was Andere in meiner Wissenschaft geleistet, um meinen Leistungen den rechten Platz und Rang anzuweisen. Es ist unglaublich, wie viele Mißgriffe und Mißurtheile Pestalozzis und seiner Lehrer aus dieser Quelle flossen.

Es war aber ein Drittes, was ich gegen Pestalozzi hervorhob: seine Ansicht von den Lehrern und ihrem Verhältniß zur Methode und den methodischen Lehrbüchern. Sollten doch, wie erwähnt, die Lehrbücher alle Lehrgabe und alle Lehrfertigkeit so gut als entbehrlich machen. Diese methodischen Lehrbücher glichen Dressirmaschinen, welche unglücklicher Weise ihren Platz nicht ganz ausfüllten, doch noch einen Menschen brauchten, wie etwa auch bei der vollkommensten Druckerpresse immer ein Mensch angestellt werden muß, der freilich kaum den gewöhnlichsten Menschenverstand nöthig hat.

Nicht viel besser war Pestalozzis Ideal eines Lehrers; ein solcher hatte nach ihm nichts zu thun, als pedantisch genau

das Lehrbuch mit seinen Schülern der Gebrauchsvorschrift gemäß durchzugehen, ohne etwas davon noch dazu zu thun. Er brauchte den Schülern immer nur um einen Schritt voraus zu sein. Wie wenn dem zur Nachtzeit Reisenden ein Führer mit einer Laterne zugegeben würde, der aber nicht bloß dem Reisenden leuchten, sondern mit Hilfe der Laterne selbst erst den Weg auskundschaften müßte. Dem rechten Lehrer muß Ziel und Weg so lebendig vor der Seele stehen, daß er ohne Laterne — ohne Methodenbuch — die Schüler führen kann. La méthode c'est moi, spricht er.[1]) — Kann man sich aber eine elendere Sklavenarbeit ersinnen, als die eines Lehrers, der streng an ein Pestalozzisches Lehrbuch gebunden ist? Ist nicht damit jede eigenthümliche, freie Lehrgabe durchaus gefesselt, jede frische, lebendige, geistesgegenwärtige, entschlossene Bewegung und Verständigung abgewiesen, jedes liebevolle Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler unmöglich gemacht?[2]) — In trüben Augenblicken erschien mir damals das Institut wie eine große lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maschinenlärm nahmen viele für eine Aeußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen. —

Die Ansicht von der Aufgabe der Lehrer gieng zu sehr aus der pädagogischen Totalansicht Pestalozzis hervor, sie war im Institut zu sehr realisirt, als daß an eine Aenderung zu

---

[1]) „Jeder Lehrer, sagt Herder, muß seine eigene Methode haben, er muß sie sich mit Verstande erschaffen haben, sonst frommt er nicht." Herders Werke. Philosophie und Geschichte 10, 254.

[2]) Als ich Iferten 1810 verließ und nach Berlin kam, wohnte ich in der Plamannschen Anstalt einem Examen bei. Wie stach das freie, selbständige und selbstbewegliche Lehren von Friesen und Harnisch gegen das kalte, methodisch genirte vieler Pestalozzischer Lehrer ab! —

denken gewesen wäre, wiewohl der Greis schmerzlich fühlte, daß meine Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen sei. — Späterhin, als der Glanz des Instituts mehr und mehr abnahm, mußte Pestalozzi es erleben, daß seine Unterlehrer, wie er erzählt, im Jahre 1817 „plötzlich wie insurgirende englische Fabrikarbeiter zusammen standen, allgemein aufhörten, ihre Pflichten zu erfüllen und sich in Masse erklärten, keine Unterrichtsstunden mehr zu geben, sondern in vollem Insurrektionsmüssiggang zu bleiben, bis einem jedem sein Sold verdoppelt werde."

Pestalozzi drang in mich, Mineralogie zu lehren und dabei eine kleine Steinsammlung, welche die Anstalt besaß, zu benutzen. Ich wandte ein, daß ich, wenn ich es thäte, ganz von der Lehrweise des Instituts abgehen müsse. Wie so? fragte Pestalozzi. — Nach jener Lehrweise, erwiderte ich, müßte ich nichts thun, als eine Stufe der mineralogischen Sammlung nach der andern den Knaben hinhalten, bei jeder den Namen nennen, z. B. das ist Kalkstein, und hierauf unisono von der ganzen Klasse dreimal nachsprechen lassen: das ist Kalkstein. — So glaube man zugleich für reale Anschauung und Sprachbildung zu sorgen. — Ich suchte nun klar zu machen, daß eine solche Weise nur auf den Schein arbeite, Worte gebe, ehe die Bilder der Steine eingebildet seien; daß dieser Einbildungsprozeß, dieses sinnlich-geistige Concipiren überdieß durch Hineinreden der Lehrer und Redenlassen der Schüler nur gestört werde, daher am besten schweigend geschehe. — Als Pestalozzi dagegen sprach, fragte ich ihn: warum die Kinder doch sprachlos geboren würden, erst etwa nach ¾ Jahren reden lernten;

warum man dem 8 Tage alten Kinde ein Licht hinhalten und nicht dreimal, sondern hundertmal vergeblich „Licht" vorsagen würde, weil es gewiß nicht versuchen werde, das Wort nachzusprechen. Ob wir hierdurch nicht von hoher Hand den Fingerzeig erhielten, daß Zeit nöthig sei, wenn die äußere, sinnliche Anschauung innerlich angeeignet werden solle, so daß das Wort erst als eine reife Frucht der ausgetragenen innern Anschauung hervortrete? — Was ich vom Schweigen der Kinder sagte, frappirte Pestalozzi. —

So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nun das Wichtigste mitgetheilt, was zwischen Pestalozzi, Schmid und mir verhandelt wurde. Ich möchte heute noch meine damaligen Ansichten vertreten, aber, durch so manche Erfahrungen belehrt, vielleicht mit größerer „Klarheit" als damals.

Hier will ich aber keineswegs mich als rein hinstellen, andere anklagen. Wenn ich sachlich Recht zu haben meine, so fehlte ich persönlich in mehrerer Hinsicht, was nur durch die unglücklichen Verhältnisse im Institut einigermaßen entschuldigt wird. Ich will nur dieß andeuten. Leider stunden schon damals Niederer und Schmid durch Gaben, Leistungen, Richtung in völliger Opposition; beim besten Willen war eine Vermittlung zwischen beiden unmöglich, man mußte sich dem einen oder dem andern anschließen. Pestalozzi selbst verband mich mit Schmid, dessen entschlossene, rastlose Thätigkeit mir Bürge war, daß er bei Reformen kräftig helfen würde. — So kam ich fast unwillkürlich mit Niederer in Opposition. Wenn ich auch seinen Ansichten nicht überall beipflichtete, so hätte ich doch seinen aufopfernden Enthusiasmus entschieden anerkennen sollen. Zu Krüsis

mildem Wesen fühlte ich mich hingezogen, allein auch er stand gegen Schmid.

Den jüngern Lehrern war mein schweigendes Beobachten unheimlich: kann ich es ihnen verdenken? Während sie mit unerhörter Anstrengung vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, auf solche Weise schon Jahre lang gearbeitet hatten, sah ich ihrem mühsamen Leben mit kritischem Blick zu. Ich erschien ihnen als ein fremder, recensirender, unthätiger Eindringling und mußte ihnen so erscheinen. Sie wußten ja nicht, daß ich mit einer so hohen Meinung von den Leistungen des Instituts gekommen war, daß ich zuerst nur zusehen, nur lernen wollte, um später zu lehren und zu helfen, wo ich könnte.

Jene hohe Meinung hatte ich besonders durch den Bericht eingesogen. Er verführte mich, das Institut zu überschätzen, und dieß Ueberschätzen verführte mich wiederum in Iferten, die Leistungen in der Anstalt zu gering zu achten. Ich hätte den redlichen, gewissenhaften, mühsamen Fleiß mehrerer Lehrer z. B. Ramsauers auch dann anerkennen sollen, wenn sie gleich nicht immer lauter Neues zu Tage förderten; durch den Bericht mißleitet, hoffte ich freilich nur Neues zu finden.

Aller Uebelstände ungeachtet wäre ich aber gewiß länger in Iferten geblieben und hätte ausdauernd geduldig in Hoffnung gearbeitet, wofern ich es nicht für Pflicht gehalten, den mir anvertrauten Knaben zu entfernen. Ich verließ mit ihm im Mai 1810 Iferten.

Iferten zum Rigi. Wechsel. 1810.

Meine Lage war unbeschreiblich drückend und traurig. Hatte ich doch geglaubt, Iferten sei eine grüne Oase voll frischer lebendiger Quellen mitten in der großen unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüste meines theuren Vaterlandes. Ist denn auch hier kein Grün, keine frische Quelle, schwindet so meine letzte Hoffnung? — In dieser trüben Stimmung erhielt ich einen Brief meiner lieben Mutter, welche bis dahin wohlwollend und vertrauensvoll meine Kreuz- und Querzüge bei meinem Vater vertreten. Sie schrieb: Pfarrer Häfeli — (ein Freund Lavaters und Hamanns) 9 Jahre lang Prediger in Wörlitz, — dieser habe den Vater besucht. — Unglücklicher Weise erkundigte sich der Mann nach mir, da er mich als Knaben gekannt und ich ihn im Herbst 1801 in Bremen besucht hatte. Der Vater sagte ihm, ich sei bei Pestalozzi, und erschrack nicht wenig, als Häfeli erwiederte: „Was? bei dem alten Narren? Will er auch auf neue Weise rechnen und lesen lernen?" Der Vater, schrieb die Mutter, sei sehr unzufrieden mit mir, seit er das gehört, und sie selbst wisse auch nicht, wo hinaus es wolle mit mir, da ich wieder zur Elementarschule zurückgekehrt sei.

Das Zusammensein mit den Lehrern in Iferten war höchst peinlich, sahen sie doch in mir einen Feind des Instituts, — Pestalozzi selbst war natürlich verletzt.

Um mich der traurigen Gedanken zu entschlagen und still zu werden, ergriff ich ein seltsames Mittel: ich begab mich bei

einem Drechsler in die Lehre und brachte es auch so weit, daß ich für die Knaben Kegel und Kugeln drehte. Wirklich that es mir wohl, beim Drechsler die fort und fort quälenden Gedanken los zu werden und mich ganz in meine Arbeit zu verlieren.

Eine Frage drängt sich dem Leser auf, warum ich mich doch nicht ganz einfach aus der drückenden Lage riß, indem ich abreiste? Der Grund lag in einem Wechsel, der eine große Rolle in meinem Leben spielt.

Mein treuer väterlicher Freund Engelhardt sagte mir beim Abschied, er werde mir einen Wechsel nach Iferten senden, damit ich im Stande sei, meinen Lebensplan auszuführen. Diesen Wechsel erwartete ich. Mein Geld gieng auf die Neige, ebenso Przystanowskis, da hielten wir es fürs Beste, daß Przystanowski im Februar nach Graubünden gieng; ihn begleitete Sigrist aus Luzern, welcher ebenfalls das Institut verließ. Ich aber wartete und wartete vergebens, wiewohl die Absendung des Wechsels von Riga mir berichtet war. Endlich machte ich mich doch mit dem noch übrigen Gelde auf den Weg, etwas hatte ich aus dem Verkauf der Betten gelöst. Ich nahm für mich und Fritz Reichardt Plätze auf einem Wagen, der nach Luzern fuhr. Ein lieber Luzerner Freund, Fluri, der sich mir anschloß, war schon vorausgegangen, um uns ein gutes, vor Allem ein wohlfeiles Unterkommen zu besorgen.

Wir fuhren nach Bern zu. Der Kutscher hatte den Koffer, welcher mein und des Knaben Habe und Gut enthielt, sicher untergebracht, wie er mir versicherte. Ich hatte keinen geringen Schreck, als sichs beim Stillhalten unterwegs ergab, daß der

Koffer verloren sei. Ich gieng in Bern sogleich zu einem Bekannten, Herrn von Tscharner, mit dem ich zusammen in Freiberg war, und erzählte ihm mein Unglück. Er versprach, alle Maßregeln zu treffen, um den Koffer wieder zu erhalten. Er hielt Wort, aber erst nach vier Monaten bekam ich denselben, es fehlte nichts vom Inhalt, aber desto mehr fehlte dieser Inhalt uns während der vier Monate.

Fluri hatte uns in Wäggis am Fuß des Rigi am Ufer des Vierwaldstädter Sees eingemiethet. Es war ein reinliches Landhäuschen, das zu einem Bauergute gehörte, bei dessen Besitzer wir uns in Kost gaben, so daß wir mit ihm und seiner Familie aßen. Unterweilen war Przystanowski mit Sigrist gekommen, sie hatten sich auf dem Rigi — beim kalten Bade — im grünen Baum eingemiethet. Von da an kamen die Beiden bald zu uns und wir machten zusammen Wasserfahrten auf dem See, bald besuchten wir sie auf dem Berge. Es war das in der zweiten Hälfte des Mai und im Juni. Das Wetter war sehr schön, der Reichthum an Blumen unaussprechlich. Und welche Blumen! Was in der Ebene niedrig und kümmerlich, das war hier hoch aufgeschossen und frisch mit prächtigen Blumen. Besonders erinnere ich mich der schönen Saxifragen, des Trollius europaeus.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Juni war Schnee gefallen, wir bestiegen früh den Kulm. Auf der ganzen Alpenkette, vom Sentis bis zu den Berner Alpen, zur Jungfrau und dem Finster-Aarhorn waren alle hohen Spitzen blendend weiß vom nächtlichen Schneefall. Auch der Kulm war schwach beschneit; als die Sonne aufstieg, schmolz die leichte Schnee-

decke und wunderfrisch kamen die schönsten blühenden Blumen hervor: so die Soldanella alpina.

Ein andermal erblickten wir in der Frühe vom Kulm ein breites, weites, herwandelndes Wolkenmeer, aus welchem die höchsten Alpenspitzen herausragten. Erst gegen Mittag kam das Meer in Bewegung, durch große Wolkenrisse hindurch sahen wir in der Tiefe den Vierwaldstädter See.

In dieser Gottesherrlichkeit ward unser Herz fast frei von der Qual drückender Gedanken. Die Menschen, bei denen wir bald oben, bald unten wohnten, waren auch freundlich gegen uns, wir lebten ganz mit ihnen, aufs Einfachste, so daß unser weniges Geld noch ausreichte. Aber der Wechsel kam nicht und kam nicht. Doch hatten wir den Muth, einen kleinen Ausflug zu machen. Wir giengen über Einsiedeln, wo zu Pfingsten eine Unzahl Wallfahrer zusammen waren, weiter auf Mollis in Glarus. Regenwetter nöthigte uns, hier zwei Tage zu bleiben. Wir baten den Wirth um Bücher, da brachte er uns zu unserer nicht geringen Verwunderung einige Bände der Eschenburgischen Uebersetzung des Shakespeare. Als sich das Wetter aufheiterte, giengen wir das Glarner Thal hinauf bis Partenbruck am Fuß des mächtigen Dödi, dann über den Urner Boden nach dem Tellschen Bürgel und Altorf, von da zurück nach unserm Wäggis, aber kein Wechsel fand sich hier vor, dagegen kam eine Antwort vom Riga'schen Banquier, bei dem ich vor einigen Wochen wegen des ausbleibenden Wechsels angefragt. Dieser, war die Antwort, sei längst an Bethmann in Frankfurt geschickt. Ich schrieb sogleich an Bethmann; man antwortete, der Wechsel sei nach Neufchatel an Franceson

gesandt, und dieser erklärte, er habe denselben nach Iferten übermacht. Von hier aus aber kam die trostlose Nachricht, sie hätten den Wechsel zurückgehen lassen. Wir standen ganz rathlos. Ein Brief aus Frankfurt a. M. meldete mir auch, daß das Geld nach Livland zurückgeschickt sei. Erst im September klärte sich die Sache ganz auf durch einen Brief vom Bureau in Iferten und einen zweiten von Pestalozzi, der sich entschuldigte, wiewohl er gewiß unschuldig war. Sie mußten, durch die Ausweise der Banquiers genöthigt, zugeben, daß sie den Wechsel schon am 30. März in Händen gehabt, und dieß mir trotz mündlicher Anfragen (im April war ich ja noch in Iferten) und schriftlicher verheimlicht. Erst da von Riga aus Lärm geschlagen wurde und der Banquier in Neufchatel das Geld zurückforderte, erst da bekannte der Rechnungsführer in Iferten den schlechten Streich, und das Geld ward nach Riga zurückgeschickt. Nun ward aber unsere Lage verzweifelt, unser weniges Geld war zu Ende. Der gute Fluri verschaffte uns glücklicher Weise ein Anlehen von einigen Louisd'or. Ich berieth mich mit Przystanowski. Da eine weite Fußreise mit dem neunjährigen Fritz nicht zu unternehmen, jedenfalls auch durch ihre lange Dauer kostspielig war, so beschlossen wir, Tag und Nacht zunächst eiligst über Zürich und Schaffhausen nach Nürnberg zu unserm lieben Schubert zu fahren, wo wir den 2. Juli 1810 ankamen.

Nürnberg. Druck. Reise nach Giebichenstein.

Wir schieden von den lieben Reisegefährten, die ich nie wieder gesehen. Von Sigrist hörte ich, er lebe in Luzern als sehr geachteter Geistlicher, von Fluri vernahm ich, daß er nach Wien gegangen, später nie wieder etwas. Eine solche Entfremdung ist recht traurig.

Der treue liebevolle Schubert nahm uns sehr freundlich in sein Haus hinter der Aegidienkirche auf. Wir bildeten eine eigne Gesellschaft: Schuberts vortreffliche Frau, ihre Selma, Adeline Ritter das Adoptivkind, Wilhelm Wesselhöft aus Jena, der vor einiger Zeit in Nordamerika starb, endlich mein Fritz Reichardt. Es war ein lustiges Treiben der vier Kinder.

Aber sehr ernsthaft war die Ueberlegung, was ich anfangen sollte. Schubert drang ernstlich in mich, ich solle meine geognostischen Resultate drucken lassen, und ich hatte doch einen so großen Widerwillen gegen das Druckenlassen! Aber Noth hat kein Gebot. Das in Luzern geborgte Geld mußte dankbar zurückgezahlt werden, es war nichts davon übrig, zugleich aber bedurften wir Geld zur weitern Reise. So entschloß ich mich denn, zu schreiben. In etwa fünf Wochen beendete ich meine „Geognostische Fragmente". Schubert erwirkte mir als Honorar 1 Louisd'or für den Bogen. Przystanowski reiste nun zu Fuß voran, später fuhr ich mit Fritz nach Jena. In einer Vollmondsnacht kamen wir durch den Thüringer Wald, unsere beiden Postillone bliesen so schön auf ihren Posthörnern.

Giebichenstein 1810.

Ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, — eben so wie dem Don Quixote, als er ganz zerschlagen von seinem Heldenabenteuer nach Hause kam. Es waren etwa 9 Monate verflossen, seit ich von Giebichenstein auszog, voll Enthusiasmus die Meinigen für Pestalozzi enthusiasmirt hatte, so daß man mir Fritz anvertraute. Statt in Iferten, als Lehrer zeitlebens zu bleiben, kam ich nach kurzer Zeit ganz abgekühlt und verzweifelt zurück.

Aber wie ward ich Armer aufgenommen! Kein leisestes Wort des Vorwurfs, geschweige denn des Spottes bekam ich zu hören, nur das herzlichste Bedauern über meine bittern Erlebnisse. Auch keinen Zweifel an der Richtigkeit meiner Ansicht vom Institut, wiewohl dies damals hochberühmt war. Was ich hier sage, gilt vorzüglich von meiner Braut, aber auch Louise und die Eltern trösteten mich nur. Das Schlimmste, was ich zu hören bekam, war, daß die gute Mutter einmal ganz freundlich fallen ließ, es sei doch Schade, daß ich das schöne Bett von Fritz habe verkaufen müssen. Meine Rückkehr machte einiges Aufsehen. Niemeyer kam, um von mir Näheres über die Mängel des Instituts zu erfahren, das er nicht liebte. Ich schwieg aber möglichst und ließ mich gegen ihn nicht aus über die Gebrechen der Anstalt. Allein nach Verfluß kurzer Zeit wurden ja diese Gebrechen in aller Welt bekannt.

So tröstlich mir nun einerseits das edle und liebevolle Benehmen der ganzen Familie war, so mußte es andererseits

in mir recht traurige Betrachtungen wecken. Ich fühlte mich ganz ohne Hoffnung, nicht die kleinste Aussicht auf irgend einen Wirkungskreis; keine Anstellung zeigte sich, und ich hatte eine so herzlich geliebte Braut, welche mit mir litt.

Nach Berlin. Anstellung.

Da erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Friedrich, welcher damals in Berlin beim Staatskanzler Hardenberg arbeitete; er lud mich freundlich ein, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, ich nahm es herzlich dankbar an.

In jenem für Preußens innere Organisation so wichtigen und so schweren Jahre 1810 ward auch das Bergwesen umgestaltet. An die Spitze desselben berief man den Berghauptmann Gerhardt aus Rothenburg. Diesen hatte ich vor meiner Reise nach Paris kennen gelernt, und er hatte mir eine Anstellung an einer Bergschule angeboten. Ich schlug seinen Antrag jedoch aus, weil mir zu meiner mineralogischen Ausbildung die Reise nach Paris durchaus nöthig sei.

Ich hatte die Sache fast vergessen, Gerhardt nicht (er hatte mich auch später zu einer Anstellung dem Könige empfohlen). Wie groß war mein Erstaunen, als er mir eines Tages den Posten eines geheimen expedirenden Sekretärs anbot. Der Antrag versetzte mich in die größte Unruhe. Ich hatte ja keine Ahnung, welche Gaben und Leistungen das angebotene Amt verlange; je mehr ich mir die Sache überlegte, um so mehr wuchs meine Angst und Scheu, gewissenlos etwas

zu übernehmen, dem ich nicht ganz gewachsen wäre. Kurz, ich schrieb dem Oberberghauptmann, dankte ihm von Herzen für das mir geschenkte Vertrauen, fügte aber hinzu, daß und warum ich das Amt nicht annehmen könne. Der Oberberghauptmann Gerhardt gieng darauf zu meinem Bruder, dem ich von der Sache nichts gesagt, und erzählte ihm, was er mir geschrieben und wie ich so unbegreiflich darauf geantwortet. Meinem Bruder, der selbst mit der größten Leichtigkeit und Fertigkeit seine Amtsarbeiten machte, erschien meine Antwort als das Resultat einer thörichten hypochondrischen Anwandlung. Er schalt mich ernstlich deshalb, machte mir klar, daß die Aufgabe zunächst nur verlange, die kurz gefaßten Gedanken meines Chefs in guten Geschäftsstil zu übertragen. Ich hätte mich doch mehrere Jahre mit dem Bergwesen beschäftigt, könne auch deutsch schreiben und daher sachlich und formell (sprachlich) das mir angebotene Amt versehen. Auf das derbe brüderliche Zureden hin, das ich sehr dankbar erwähne, erklärte ich dem Oberberghauptmann die Annahme seines freundlichen Anerbietens. Im December 1810 erhielt ich das königliche Bestallungsdecret als geheimer expedirender Secretär mit 600 Thaler Besoldung. In meiner großen Freude schrieb ich meinem guten Vater den folgenden übermüthigen Brief, dem ich die so sehr freundliche väterliche Antwort beifüge.

Berlin, den 26. November 1810.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen, lieber Vater, nicht eher Nachricht von mir zu geben, bis etwas bestimmtes über mein Schicksal entschieden wäre. Jetzt bin ich so weit. — Schon

vor 3 Jahren that mir der Berghauptmann Gerhardt den Antrag, in westphälische Dienste zu treten. Ich lehnte dieß damals ab, weil ich es für unumgänglich nothwendig hielt, mich erst noch durch mehrere Reisen zu bilden. Unterweilen ist Gerhardt hieher als Chef des ganzen Salz-, Berg- und Hüttenwesens berufen worden. Als ich ihm bei meiner Hierherkunft den Besuch machte, erklärte er mir sogleich, daß er einen Plan, mich hier fest zu halten, habe. Nach mehreren Erwägungen von meiner Seite bin ich nun zum „Geheimen Sekretär des Berg- und Hütten-Departements" mit 600 Thaler fixum ernannt worden. Zudem ist mir baldige Zulage und Diäten, wenn es auf Reisen geht, versprochen worden.

So sehen Sie denn, lieber Vater, Ihren verlornen Vagabunden in der Uniform des Bergdepartements, und ich dürfte nun wohl fragen, ob ich, wenn ich Ihrem Rathe vor 4 Jahren gefolgt wäre und mich hätte anstellen lassen, schon jetzt so weit gediehen wäre. Wenigstens kann ich Ihnen versichern, daß von meiner ausgebreiteten Universitäts-Bekanntschaft keiner von allen, die selbst seit 6 und 7 Jahren hier arbeiten, so weit gediehen ist, daß vielmehr die meisten noch ganz umsonst dienen.

Nun, ich will nicht im Geringsten groß thun. Weil ich so lange bürgerlich betrachtet ganz unterdrückt und verstoßen gelebt habe, kann ich es kaum lassen, bei dieser Gelegenheit etwas aufzuducken.

Nun aber erlauben Sie mir eine kleine Nachschrift. Da ich seit dem Monat Juni so ziemlich von nichts gelebt habe und zudem auf Reisen war, da ich zweitens keinen rothen Heller habe und hier zur Equipirung, noch dazu für eine Uniform,

Moeublirung u. s. w. große Ausgaben machen muß, da ich drittens, fürs erste Quartal des Dienstes, wegen Chargegebühren u. s. w. auf soviel als nichts rechnen kann, und endlich viertens, da Sie mir zwar, so lange ich ohne Dienst blieb, nichts weiter geben wollten und ich auch standhaft nichts von Ihnen gefordert, mit meinem Bruder Fritz aber ausgemacht, daß Sie mich, sobald ich einen Dienst erhalten, wie es erforderlich wäre, für die erste Einrichtung unterstützen würden, — so bin ich so frei, Sie, weil es wirklich dringend nothwendig ist und Fritz bei seiner sonstigen Liberalität gegen seine Geschwister nicht von mir behelligt werden kann, um eine Unterstützung, — wenn es sein könnte, von 200 Thaler zu bitten. Sie sehen selbst, daß ich in meinem jetzigen Verhältniß die frühere Studentenwirthschaft nicht mehr führen kann, daß ich leidlich wohnen und gut gekleidet sein muß. Unter 50 Thaler werde ich auf keinen Fall die Uniform anschaffen können. Meine Stelle bringt es mit sich, daß ich einzig für den Chef arbeite und diesen auf allen seinen Reisen begleite. In ein paar Monaten brechen wir nach Preußen auf, von wo wir vermuthlich über Warschau und Krakau nach Oberschlesien gehen werden.

Leben Sie recht wohl, ich bitte alle zu grüßen, und wenn ich Ihnen endlich einmal eine kleine Freude habe machen können, soll es mir die größte Freude sein. Von Ihnen aber bitte ich mir nur als eine kleine Wiedervergeltung aus, daß Sie mir's in Bausch und Bogen vergeben, wenn ich oft entsetzlich böse auf Sie gewesen bin, — wozu ich freilich meine Ursachen hatte.

Ihr Karl.

Mein Vater antwortete:

„Lieber Karl! Tausend Dank zu Gott und eben so viel Glück zu der Anstellung, der Himmel gebe ferner seinen Segen dazu. Da ich versichert bin, der gute, rechtschaffene, auch kluge Mann, wie Du bist, wird es am Uebrigen nicht fehlen lassen. Lieber Karl, Du thust dem Vater unrecht, wenn Du glaubst, er habe Dich nicht leiden können oder hege Groll gegen Dich; nein bei Gott nicht. Ich habe Dich jederzeit während dieser Krisis so lieb gehabt wie eins meiner Kinder; aber ich gestehe es, ich hielt eine gewisse Bestimmtheit, ein Beharren für unumgänglich nothwendig, um Dich auf der Bahn des Lebens dergestalt zu erhalten, daß Du lernen solltest, mit Wenigem auszukommen, nicht im Punkt des Geldes in die Welt hinein zu leben, so daß Du Dein Verderben herbeigeführt hättest, wenn der Vater dem lieben Sohn immer mit Geld beigestanden hätte. Ich kann und darf nicht sagen, Du habest das Geld auf liederliche, unnütze Weise durchgebracht, nein, immer war ich überzeugt, daß dieß der Fall nie war; aber immer und immer wollte es nicht zulangen, und Alles war vorgegessenes Brot. Wer noch nie durch eignen Fleiß sich sein Brot erwerben mußte, dem kann man freilich nicht verdenken, wenn er dieß von einer andern Seite betrachtet, wenn Jemand zu ihm sagt, dieß will sich nicht thun lassen. Denn er sieht das Geld nur als eine Nebensache an. Tritt aber erst der Fall ein, daß die Pflichten kommen, wo der Hausvater für sich selbst und für seine Familie sorgen muß, nun dann geht dem jungen Mann ein Licht auf und er sieht, daß, wenn er jenes Nebenwerk nicht in Ehren hält, er dann um Ehre und guten Ruf kommen kann. Daher,

lieber Sohn, bitte ich Dich um alles, was Dir lieb ist, lerne mit dem, was Du einnimmst, eine gute Einrichtung machen; denn der Mensch mag auch wissen, was er will, so ist er verloren, wenn er durch Vernachlässigung des Innern seines Hauswesens dahin kommt, daß er sich und Andere betrügt und unerachtet alles Wissens am Ende guten Namen, Ehre und Glückseligkeit verliert und dadurch ganz gegen die Pflichten eines guten Ehegatten und Vaters handeln muß. Folge nun und glaube, daß 600 Thaler nicht viel ist, daß diese nicht zureichen, wenn Du, wie fast immer, das Quartal schon verzehrt hättest, wenn es zahlbar wäre. Alles dieß aus wahrer treuer Liebe gegen Dich und ohne Groll.

Damit Du aber auch in Stand gesetzt werdest, in der Art anzufangen, so habe ich die Tante Gerlach gebeten, Dir 150 Thaler zu zahlen. Sei in Kleidern ordentlich, aber im Mobilier nicht brillant, denn das ist unnütz. Hast Du noch Schulden, so sammle und suche sie vor der Verheirathung los zu werden; denn geschieht das nicht vorher, so geschieht es nie. Folge hierin des Bruders Beispiel und Rath, sonst bist Du verloren; denn wenn es noch einen Platz gäbe, wo Kollegia darüber gelesen und die Hörer es sich recht angelegen sein ließen, zu folgen, so erlaubte ich noch einen Kreuzzug auf ein halbes Jahr und zahlte willig Geld, weil dieß reichliche Zinsen tragen könnte.

Nun, lieber Sohn, Gott segne Dich und stehe Dir bei, sei Mann und tritt als Mann auf, doch tritt der Bescheidenheit nicht zu nahe gegen Obere und Vorgesetzte. Laß die Zuvorkommenheit, womit Du jederzeit ausgerüstet warst, stets

Deine Begleiterin sein; ehre Gott und weiche nicht von seinen Geboten. Ist dieß, so bleibt Jeder, auch Du, auf geradem Wege. Vergiß alles Vergangene, wie ich auch das, was vielleicht gegen mich nicht recht war, lange vergessen habe.

Alles grüßt und freut sich über Dein Glück. Lebe wohl!

Dein treuester Freund:

Dessau, den 6. December 1810. G. F. v. Raumer.

Ich möchte hier still stehen und einen Rückblick thun, doch ich will dieß anstehn lassen, bis meine Erzählung zum 26. September vorgeschritten sein wird.

Meine Anstellung verband mich nun genau mit Gerhardt, täglich war ich in seinem Hause. Sitzungen, denen ich beiwohnte, wurden durch öftere Geschäftsreisen unterbrochen, auf denen ich Gerhardt begleitete. Es war ihm vorzüglich daran gelegen, sich in sein neues, das Berg- und Hüttenwesen von ganz Preußen umfassendes Amt einzuleben, durch Selbstsehen der ihm untergebenen Menschen und Dinge.

Das Bergdepartement stand in vielen Beziehungen zur Artillerie. Beim Probiren einer andern Art Achsen, bei dem ich zugegen sein mußte, lernte ich den General Scharnhorst kennen, dieses Muster eines deutschen Mannes von imponirendem Ernst, wenigen Worten: er machte den Eindruck der muthigsten zuverlässigsten Ehrenhaftigkeit.

Der Kreis meines damaligen Umgangs war nicht klein, schon durch die Menge der Verwandten. Bei meinem spätern Schwager Pistor war ich Abends oft mit Arnim und Brentano

zusammen. Dann kam ich zu Schleiermacher, Savigny, Reimer. Die Noth des Vaterlandes erweckte das tiefste Bedürfniß, sich untereinander zu besprechen, zu trösten und zu stärken.

Breslau. Das Riesengebirge.

1811.

Im Mai 1811 begleitete ich den Oberberghauptmann nach Breslau, wo es genug Arbeit und übergenug Schmausereien gab, bei denen viel Ungarwein floß. Man feierte ja den ersten Besuch des neuen Chefs. Mir lagen dabei eine Menge Adjutantendienste ob. So mußte ich z. B. Massen von Besuchenden unterhalten, bis sie bei Gerhardt nach einander vorgelassen werden konnten. — Eines Morgens trug er mir auf, eine Instruction für einen Geognosten zu schreiben, welcher das Riesengebirge untersuchen sollte. Ich nahm es sehr genau mit solcher Untersuchung und machte daher in der Instruction strenge Anforderungen an den designirten Geognosten. Gerhardt las meine Schrift, äußerte sich zufrieden und gab sie mir dann zurück. „Die Instruction ist für Sie," sagte er, „Sie sollen das Riesengebirge untersuchen." Wer war froher als ich, daß ich vom Aktenlesen, Protokolliren, officiellen Briefschreiben u. s. w. befreit wieder in die Berge zurückkehren konnte. Mein gütiger Chef hatte wohl bemerkt, daß das Secretariat mir nicht zusagte und ich eine wahre Sehnsucht nach dem Gebirgsleben hatte, wie ich das ja selbst gegen ihn äußerte. Nun gewährte er meinen Wunsch und auf der Stelle reiste ich von Breslau ins Gebirge.

Es war der heiße Kometensommer 1811, aber trotz aller Hitze trieb ich mich rastlos in den Bergen herum. Eines Tages traf ich in Waldenburg mit Gerhardt zusammen, dem mein ausdauerndes Fußreisen unbegreiflich war, er könne kaum im Wagen die Hitze aushalten.

Bergrath und Professor.

In meiner Gebirgseinsamkeit erhielt ich die gewisse Nachricht, daß ich zum Professor der Mineralogie an der erneuten Universität Breslau und zum Bergrath beim dortigen Oberbergamt mit einem Gehalt von c. 1300 Thalern bestimmt sei. Ich konnte mich kaum hinein finden, daß mir nach so entsetzlich drückenden Erlebnissen ganz unverhofft so großes Glück werden sollte; mir wars wie einem Träumenden.

Hier will ich einen Augenblick ruhen und still auf die letzte Zeit meines so bewegten Lebens zurückblicken, auf das schwere Jahr, welches zwischen meiner Abreise von Iferten und meiner Ankunft in Berlin liegt. In Armuth war ich gesunken und gedemüthigt, wie tief gedemüthigt! Das Ausbleiben jenes Wechsels war Quelle meines Unglücks, und o! der Wunderwege Gottes, es ward die Quelle meines Glücks. Es nöthigte mich, die Schweiz zu verlassen, alles weitere Reisen aufzugeben, nach Nürnberg zu gehen und da die „Geognostischen Fragmente" zu schreiben. Ich wollte nach Italien reisen. Geschah dieß, so schrieb ich mein Buch nicht, wenigstens nicht zur rechten Zeit. Ueberdies hätte ich bei meiner Rückkehr nach Deutschland die Stellen, welche ich beim Oberbergamt und der Uni-

versität erhielt, gewiß schon besetzt gefunden. Aber auf den Grund dieser in so großer Noth verfaßten Schrift ward ich zum Professor und Bergrath ernannt und dadurch in eine Lage gesetzt, daß ich am 26. September 1811 meine Hochzeit feiern konnte. Wie soll ich dem treuen Gott danken, der mich auf dem so ganz dunkeln Lebenswege mit Mutterhänden leitete und zuletzt zu einem Ziele führte, von dem ich keine Ahnung hatte. Lobe den Herren, meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat. — Ihm allein die Ehre!

Tod der lieben Mutter.

Im August war ich aus dem Riesengebirge nach Breslau zurückgekehrt. Hier erhielt ich brieflich die erschütternde Nachricht, daß meine herzlich geliebte treue Mutter gestorben sei. Ich kann nicht sagen, was ich der frommen Mutter verdanke seit meiner frühesten Kindheit, da sie Morgens und Abends, beim Aufstehen und Zubettegehen, mit mir betete, bis an ihr seliges Ende. Wie treu und verständig ermahnte sie mich zu allem Guten, warnte vor Sünden, sorgte thätig für leibliche Bedürfnisse und vertrat mich bei meinem Vater, wenn dieser an meinem Treiben irre werden wollte. Fern von der thörichten Mutterliebe, welche die Kinder blind vergöttert, hatte sie doch ein großes Vertrauen zu mir, da sie den Ernst meiner Arbeit sahe. Dafür ward ihr auf dem Sterbebette die große Freude, zu erfahren, daß ich zum Bergrath und Professor bestimmt sei.

Wäre ich versucht gewesen, mich thöricht meines Glücks zu überheben, statt dem treuen Gott allein die Ehre zu geben, so würde mich der tiefe Schmerz über den Tod der geliebten Mutter vor der undankbaren verblendeten Eitelkeit bewahrt und den heiligen Ernst des Lebens und Sterbens gepredigt haben.

Breslau.

1811—1813.

Ich stehe hier am Wendepunkt meines Lebens, am Anfang meiner Ehe, beim Eintritt in zwei Aemter und in völlig neue Lebensverhältnisse. —

Zuerst muß ich von meinem Amte als Professor der Mineralogie sprechen, da es nur zu sehr in meine häusliche Einrichtung eingriff.

Behufs meiner Vorlesungen waren mir Mineralien zugewiesen, welche in einem kalten feuchten Gartensaal des Oberbergamts standen. Es war der Rest von Stufen, welche der Minister Graf Reden in England gesammelt, der Rest, sage ich, da Karsten, der Mineralog, die besten Stücke für das Mineraliencabinet der Berliner Akademie ausgesucht hatte; die zurückgebliebenen waren zudem ganz eingestaubt und eingeschmutzt.

Man dachte nicht entfernt daran, anderweitig Mineralien für die Universität zu kaufen, ebenso wenig ein geeignetes Lokal für eine Sammlung anzuweisen. Zudem konnte ich nicht auf Abwendung dieser Uebelstände hoffen, weil der Mann, in dessen Händen vorzüglich die Organisirung der Universität lag — Geheimerrath Schulz — mir ganz abgeneigt war, weshalb? weil ich gegen Werner geschrieben.

Der Winter war vor der Thür; es war nicht möglich, die eingestäubten Steine in dem kalten Gartensaale zu reinigen, noch viel weniger, in demselben Vorlesungen zu halten. Ich war durchaus an mich selbst gewiesen, ich selbst mußte Hilfe schaffen, wollte ich nicht den Winter ganz müßig sein und mir und meinem Amte Schande machen.

Dieß abzuwenden, entschloß ich mich, eine Wohnung zu miethen, in welcher ein bedeutender Saal sich befand; in diesem wollte ich die zugewiesenen Mineralien reinigen und aufstellen.

Die Miethe war im Verhältniß zu meiner Einnahme viel zu hoch.

Und als ich nun meiner lieben jungen Frau die schönen Zimmer und den Saal zuerst zeigte, so war nur eins an der trefflichen Wohnung auszusetzen; es fand sich kein Tisch, kein Stuhl . . ., gar kein Hausrath in derselben. Da ich mich auf diese Dinge nicht verstand, so wollte ich der Einsicht und dem Geschmack meiner Frau durch unverständigen Ankauf nicht vorgreifen.

Aber wir hatten dem Ankauf auf andere Weise vorgegriffen. Mein lieber Vater gab uns zu demselben eine Summe, wir gaben sie guten Theils einem Freunde, der in großer Geldverlegenheit war. —

So ward denn der in die Augen fallende Uebermuth der vornehmen Wohnung durch höchst einfache Meubel, die fast zu wenig in die Augen fielen, ausgeglichen.

Auch konnte ein Professor schwerlich bescheidener seine Amtsthätigkeit beginnen, wie ich. Steine abstäuben, bürsten, abwaschen nahm mich ganz in Anspruch, ich hatte keinen Gehilfen

bei meiner Arbeit, der ich mütterliche Sorgfalt widmete. Dafür ward mir aber die Freude, daß nach sorgfältigster Säuberung oft die schönsten Krystalle mir entgegen lachten. Ueberstäubt waren sie dem Blick Karstens entgangen.

Da die Säuberung erst mit dem Wintersemester zu Ende kam, so konnte ich, weil mir ein nur einigermaßen ausreichender Lehrapparat fehlte, natürlich nicht lesen. Im Sommersemester ebenso wenig, da ich durch meine Stellung als Bergrath verpflichtet war, die Untersuchung des schlesischen Gebirgs fortzusetzen.

Das Personal der radical erneuten Universität war seltsam zusammengesetzt aus drei sehr von einander verschiedenen Gruppen. Die erste bestand aus den katholischen Professoren der alten Breslauer Universität. Die gehörten zum Theil dem aufgehobenen Jesuiterorden an. Die zweite Gruppe bildeten die nach Breslau übergesiedelten protestantischen Professoren der aufgehobenen Frankfurter Universität. Zu ihnen gehörten der berühmte Philolog Schneider (Saxo), der Verfasser des griechischen Lexikons, dann der Theolog David Schulz, der tüchtige Mediciner Behrend. Die dritte bunteste Gruppe bestand meist aus jungen Professoren, die von den verschiedensten Gegenden Deutschlands in Breslau zusammentrafen. Zu ihnen gehörten Passow, Bartels (der Mediciner), Hagen (der Altdeutsche), Wachler, Steffens, Link, endlich die zwei Brüder Raumer. Diese dritte Gruppe bildete im besten Sinne — die Fortschrittspartei; der vollkommenste Gegensatz war die höchst reactionäre katholische Gruppe.

Von den Breslauer Honoratioren — den Beamten,

adlichen Gutsbesitzern und Kaufleuten — wurden die Professoren mit einer Zuvorkommenheit aufgenommen, die manches Bedenkliche hatte. Wir waren willkommen, weil man in uns ein belebendes Element des geselligen Lebens erblickte. Auch erhielten wir Einladungen über Einladungen. Da ergab es sich aber bald, daß der Adel einen für uns nicht schmeichelhaften Begriff vom Amte eines Professors hatte. Erlebten wir es doch, daß ein alter katholischer Prof. ordinarius an der Tafel des Grafen S. abgesondert unter den Kindern saß, ihnen die Servietten umband, das Fleisch zerschnitt, als wäre er ihr serviler Hofmeister. Dieß veranlaßte Steffens und mich, der gräflichen Familie aufs Unzweideutigste zu erkennen zu geben, wie weit wir entfernt seien, uns irgend servil unterzuordnen. Wir wurden hier nicht wieder eingeladen, dagegen erhielten die Professoren viele Einladungen von Kaufleuten. Bei diesen gieng es hoch her, Essen und Trinken in entsetzlichem Ueberfluß. Bald verriethen sie aber einen Geldstolz, der auf uns Professoren als auf arme Schlucker herabsah. Mein und meiner Frau Entschluß war bald gefaßt, — wir schlugen alle Einladungen aus, weil wir sie bei unsern Mitteln nicht gleichmäßig erwiedern konnten. Doch nicht einzig darum, wir hätten uns jedenfalls von den widerwärtig mühsamen Strapazen eines solchen Schwelgerlebens zurückgezogen, wären wir auch steinreich gewesen.

Den Sommer 1812 bereiste ich das Riesengebirge und traf in Schmiedeberg mit meiner Schwiegermutter und meiner Schwägerin Sophie zusammen. Wir wohnten beim Kaufmann Alberti, dem Bruder meiner Schwiegermutter, einem höchst

wohlwollenden Mann, dem nichts mehr am Herzen lag, als seine Gäste mit den schönsten Punkten des Gebirgs bekannt zu machen. — Vor allen zeichnete sich unter diesen das dem Minister Reden gehörige, nahe Schmiedeberg gelegene Buchwald aus. Graf Reden, ein geborener Hannoveraner, war ganz einheimisch in England, er machte auch den Eindruck eines edeln Engländers. Um den preußischen Bergbau hatte er die größten Verdienste. Oberschlesien, das gegenwärtig besonders durch seinen Steinkohlenreichthum so berühmt ist, es war früher ein armes Land, sein Bergbau war ganz unbedeutend, bis Reden zuerst denselben auf eine bedeutende Höhe brachte. Er bewirkte es unter Anderm, daß Friedrich II. eine halbe Million Thaler zur Wiederaufnahme des längst aufgegebenen Bleibergbaus in Tarnowitz bestimmte, welcher nach kurzer Zeit große Ausbeute gab. Der würdige Mann interessirte sich sehr für meine Untersuchung des schlesischen Gebirgs. Er lud mich freundlich ein, bei ihm zu wohnen, in einer Droschke fuhr er mit mir nach bedeutenden geognostischen Punkten. Früher hatte er selbst das Gebirge untersucht. Eines Tages begieng er, so erzählte er mir, den hohen Gebirgskamm und schlug sehr viele Stufen, die er seinem Boten zu tragen gab; heimlich wunderte er sich über die Tragkraft des Mannes. Da er Abends ins Quartier kommt, verlangt er vom Boten die gesammelten Steine. Der gibt ihm einen einzigen. Und die andern? Ja die habe er weggeworfen, weil er gemeint, Se. Excellenz möchten die zuerst geschlagenen Steine nicht, bis Ihnen endlich der zuletzt geschlagene so gefallen, daß Sie ihn mitnehmen wollten.

Die Gräfin Reden, Gemahlin des Ministers, welche erst

vor wenigen Jahren starb, war eine treffliche Frau. Wie sie ernst christlich gesinnt viel, sehr viel Gutes gethan, ist bekannt. Unter Anderm nahm sie sich auf's Treueste der Tyroler an, welche aus dem Zillerthale um des Glaubens willen auswanderten und sich im Gebirge in der Nähe von Buchwald ansiedelten.

Die Untersuchung des Riesengebirgs war sehr mühsam; es ist keine leichte Aufgabe, mit Sicherheit ein klares Bild von den Gebirgsverhältnissen vieler Quadratmeilen zu gewinnen. Dazu kam, daß ich bei schwerer Tagesarbeit gewöhnlich elende Herbergen, besonders in den meisten Bauden fand. Glücklicher Weise hatte ich einen treuen starken Boten, der schon viele warmbrunner Badegäste durch das Gebirg geführt und es genau kannte. Er lief trotz des mit spitzen Steinen übersäeten Gebirgsrückens barfuß und trug immer vergnügt unglaublich viele Steine in seiner Hucke. Einmal machte er plötzlich einen Sprung, — barfußig hatte er auf eine Schlange getreten.

Einst wollte ich den hohen, höchst einsamen Theil des Gebirgs untersuchen, wo der Queiß entspringt; hier war mein Führer ganz unbekannt. Da erfuhr ich, in Schreiberhau sei ein Wilddieb, ein angesessener Gastwirth —, der wisse dort genau Bescheid. Ich nahm ihn an und fand in ihm einen sehr gescheidten Mann, der auch gar nicht um des Gewinns willen Rehe schoß, sondern von einer unüberwindlichen Leidenschaft für die Jagd beherrscht als Jäger im Gebirge ganz zu Hause war. Ende Juli unterbrach ich meine Untersuchungsreise, im Herbst wollte ich sie fortsetzen. Jetzt aber eilte ich nach Bres-

lau voll fröhlicher Hoffnung — meine Frau erwartete ihre Entbindung.

Aber der Erfüllung jener Hoffnung sollten schwere, sehr schwere Tage vorangehen — eine äußerst schwere Entbindung, wobei das Leben der Mutter an einem Haar hieng und das neugeborne Kind ohne den leisesten Athemzug dalag, bis der verborgene schwache Lebensfunke in ihm durch die ärztlichen Mittel geweckt wurde.

Meine liebe Frau erholte sich bei ihrer ausgezeichnet kräftigen Constitution bald, die Freude an dem Kinde beförderte die Herstellung.

Nachdem ich dieser gewiß war, gieng ich noch einmal ins Gebirge. Unterweilen ward das frühere Convict-Gebäude der Jesuiten für Zwecke der Universität eingerichtet, so daß der erste Stock für Steffens und die physikalische Sammlung, der zweite Stock aber für das Mineraliencabinet und zu meiner amtlichen Wohnung bestimmt wurde. Nachdem alle Einrichtungen fertig waren, bezogen die beiden Familien nebst den Sammlungen die Wohnung.

Viele Ueberlegung kostete es mir, anzugeben, wie die früheren für Jesuitenzöglinge bestimmten Zimmer der neuen Bestimmung gemäß umzuschaffen seien. Nur Eins zu erwähnen. Im großen Schlafsaal der Jesuitenzöglinge sollte fortan die Mineraliensammlung aufgestellt werden. Aber in welchem Zustande war dieser Saal! Die Dielen mußten herausgerissen werden, ebenso mußte man die Wände tief abkratzen und neu bewerfen, darnach ließ ich sie mit schönem ungarischen Grün anstreichen.

So sehr mich nun häusliche und amtliche Angelegenheiten in Anspruch nahmen, so wurden dennoch bald meine Gedanken zu den großen Ereignissen in Rußland hingezogen. Napoleon war mit seinem ungeheuern Heere, das für unüberwindlich galt, bis Moskau vorgedrungen. Da kam der Brand von Moskau, der durch Winterkälte entsetzliche Rückzug der Franzosen, der Uebergang über die Beresina, Napoleons eilige Rückkehr nach Frankreich.

Da hoben wir die Häupter auf, die Erlösung nahte. Am 30. December trat York in Tauroggen zu den Russen über.

1813.

In welcher Aufregung traten wir dies verhängnißvolle Jahr an, wie gespannt sahen wir der ungeheuersten Zukunft entgegen! — In diesem Jahre mußte ja über Sein oder Nichtsein unseres geliebten deutschen Vaterlandes entschieden werden. Es mußte sich entscheiden, ob wir das theure Land feig den Franzosen überlassen sollten, um für immer eine französische Provinz zu werden, wie das unglückliche Elsaß; oder ob wir das Leben einsetzen würden, um das Leben zu gewinnen, das Leben eines freien, selbständigen Volks, das muthig den Posten behauptet, auf welchen Gott es gestellt hat. —

Die Gedanken waren so mächtig auf diese großen Weltereignisse gerichtet, daß es fast Selbstüberwindung kostete, an den verhältnißmäßig so unscheinbaren Beruf zu denken.

Allein dieser forderte gerade damals meine Thätigkeit. Auf meine immer und immer wiederholten Schreiben an das Ministerium des Cultus, in welchen ich auf den Ankauf einer

Mineraliensammlung drang, erhielt ich endlich den Bescheid, ich solle nach Berlin reisen und aus der dortigen höchst reichen akademischen Sammlung die entbehrlichen Doubletten erhalten.

Im Anfang des März fuhr ich mit meinem Bruder Friedrich, der einen Auftrag des Staatskanzlers Hardenberg auszuführen hatte, mit Extrapost nach Berlin.

Wir verließen Breslau am 10. März Abends; in der Nacht kamen wir nach Neumark. Hier fanden wir in der Poststube Offiziere; einer von ihnen zog durch sein außerordentlich imponirendes Ansehn meine Blicke auf sich. Es war, wie ich erfuhr, Gneisenau, der nach Breslau eilte. Damals konnte ich nicht entfernt ahnen, daß ich das Glück haben würde, diesem großen Manne näher zu treten.

Um Mitternacht (den 11. März) kamen wir nach Berlin. Hin und wieder brannten noch die Lichter der Illumination, welche dem Einzuge des russischen Generals Grafen Wittgenstein zu Ehren stattgefunden hatte. In den folgenden Tagen sah ich den Grafen öfters, einmal unter den Linden, wo das Grodnosche Husarenregiment aufgestellt war. Ich erstaunte über die Menge nicht bloß von Offizieren, sondern auch von Gemeinen dieses Regiments, welche Orden — besonders den Wladimirorden — trugen, und meinte, das Regiment müsse sich gewiß vor allen ausgezeichnet haben. Späterhin erfuhr ich erst, wie freigebig die Russen bei Ertheilung der Orden, vornehmlich der untersten Klasse des Wladimirordens, verfahren.

In Berlin angekommen gieng ich sogleich an die höchst unangenehme Aufgabe, aus der überreichen Mineraliensammlung Doubletten für die überarme Breslauer auszuwählen.

Allein Professor Weiß erklärte bei allen nur einigermaßen guten Stücken, es seien keine Doubletten, er könne sie nicht missen. Da es in Gottes Schöpfung wirklich keine Doubletten gibt — sind doch nicht zwei Blätter eines und desselben Baumes einander vollkommen gleich — so mußte ich bei diesen Discussionen nothwendig gegen Weiß den Kürzeren ziehen. Ich sah bald, daß ich höchstens eine sehr kleine Zahl sehr mittelmäßiger Stufen von ihm erpressen würde, ich sahe aber auch, daß, wenn ich diese zufrieden hinnähme, das Ministerium alle ferneren Bettelbriefe zurückweisen würde, da ja durch die Berliner Doubletten meine Wünsche erfüllt seien. Ich gab daher sehr gern alle Ansprüche an Doubletten auf, schloß mit Weiß den freundlichsten Frieden, und ganz einstimmig erklärten wir dem Ministerium, es sei nicht daran zu denken, aus Berliner Doubletten eine Breslauer akademische Mineraliensammlung zu bilden.

Ein unvergeßlicher Tag bleibt mir der 17. März, es war der Tag, da York mit seinem Corps in Berlin einzog. Eine Menge war ihm schon entgegen gegangen und geritten, auch Prinz Heinrich von Preußen und mehrere russische Generale. Schleiermacher und Buchhändler Reimer drängten sich mit mir so nahe als möglich zu York, wir begleiteten ihn bis in einen der Schloßhöfe, wo er abstieg. Ein grimmiger Ernst war auf sein Gesicht geschrieben; hatte der König gleich vor einigen Tagen seinen entscheidenden Schritt gut geheißen, so lastete doch die ungeheure Aufgabe auf ihm, jenen Schritt durch Besiegung des mächtigen Feindes thätlich zu legitimiren.

Abends führte man York zu Ehren im Opernhause Reichardts

Liederspiel: „Liebe und Treue“, dann Wallensteins Lager auf. Daß man im zweiten Stück eine Menge Beziehungen auf York und sein Heer fand, versteht sich von selbst; in das Reiterlied stimmte die ganze Versammlung begeistert mit ein. — Wir wußten in Berlin nicht, daß an demselben Tage (in Breslau) endlich der sehnlichste Wunsch aller, die ihr Vaterland herzlich liebten, in Erfüllung gieng. Es waren freilich schon an sechs Wochen vergangen, daß der König die Freiwilligen zum Kriegsdienst aufgerufen hatte. Auf dem Wege von Breslau nach Berlin begegneten wir Unzähligen, welche dem Rufe folgend nach Breslau zu Fuß und zu Pferde zogen, meist unterm muthigen Singen des Schillerschen Reiterliedes. Alle ohne Ausnahme wollten gegen die französische Tyrannei kämpfen. Aber der König schwieg und schwieg. Die Ungeduld wuchs von Tage zu Tage, jeder Verständige sah, daß die flüchtige Gelegenheit rasch und entschlossen ergriffen werden müsse und durch Zögerung Alles verloren gehen könne. Ja es ließen sich Stimmen der Ungeduldigsten vernehmen: wofern sich der König nicht bald erkläre, so müsse man seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm auf den Thron setzen. Abgesehen davon, daß dieser ehrenfeste ritterliche Prinz einen solchen Antrag mit Abscheu von sich gewiesen haben würde, so sieht auch Jeder, daß durch dieß revolutionäre Auftreten ganz Preußen in sich zerfallen und seine Macht völlig gebrochen worden wäre. Ich selbst wurde damals gefragt: ob ich Muth hätte, gegen den König aufzutreten; mein Eid war meine kurze entschiedene Antwort, es bedurfte kaum der vielen andern Gründe. Nichts ist in unsern Zeiten gefährlicher, als sich durch trügerische Ideale zum Jesuitismus

verlocken zu lassen, schlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anzuwenden. Das Gift einer bösen Handlung vergiftet Alles, was sich aus dieser Handlung weiter entwickelt. Wer könnte auch behaupten: der heilige Gott fordere von uns je ein Bosheitsopfer?

Doch ich komme auf den merkwürdigen 17. März zurück. An diesem Tage erschien auch der wichtige königliche Befehl zur Bildung der Landwehr. — Der Aufruf des Königs „An mein Volk" ward „einer höhern Aufforderung zufolge" in allen Kirchen Berlins von den Kanzeln verlesen. Ich war zugegen, als Schleiermacher diesen Aufruf verlas, eine herrliche Predigt schloß sich an.

Diese Predigt Schleiermachers machte den tiefsten Eindruck auf mich, wie gewiß auf alle Anwesende. Sieben Jahre früher, kurz vor der Schlacht bei Jena, hörte ich in Halle seine Kriegspredigt — wie hatte sich seitdem in diesen sieben schweren Jahren Alles verwandelt, in seinem tiefsten Wesen verwandelt!

Rückkehr nach Breslau. Bedenken. Eintritt in die schlesische Landwehr. Das königliche Hauptquartier. Waffenstillstand.

Was Großes in denselben Tagen in Breslau geschah, ist weltbekannt: die Stiftung der Landwehr, die Kriegserklärung an Frankreich. Und noch vor dieser Erklärung Steffens' Kriegserklärung in einer eminenten Rede von der durchgreifendsten Wirkung. Sämmtliche Studenten meldeten sich nach Anhörung derselben zum Kriegsdienst, nur leiblich ganz unfähige blieben zurück. Zugleich wurden alle Vorlesungen geschlossen.

Als ich nach Breslau zurückkam, hatte sich das kriegerische Ansehen der Stadt vermehrt. Man kann denken, welche Aufregung um die Zeit dieses Frühlingsanfangs 1813 in Breslau herrschte, des Frühlingsanfangs unsres Vaterlands nach langer, harter Winterzeit. Der Kaiser Alexander und der König von Preußen mit seinen größten Helden — Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, — Stein — waren in Breslau; hier wurden die Vorbereitungen zum Kriege gegen Napoleon getroffen. Durch die Stiftung der Landwehr drängte sich vielen die Frage auf: bin ich auch gemeint?

Leider waren nicht wenige, welche diese Frage in ihrem Dünkel überklug zurückwiesen und es für die beschränkteste Thorheit hielten, mit unsern wenigen ungeübten Truppen, beim Mangel an tüchtigen Generalen, dem einzig durch die Elemente, nicht aber in Schlachten besiegten Napoleon entgegentreten zu wollen.

Ich stand am Scheidewege. Sollte ich den Fahnen folgen oder mich denen zugesellen, welche, nach Schleiermachers Ausdruck, daheim Krieg gegen das Schlechte und Ungerechte führen sollten? Was mich zweifelhaft machte, war vor Allem die Frage: ob ich denn zum Kriegsdienst irgend tauglich sei. Doch dies Bedenken trat bei näherer Erwägung zurück. Seit dem Jahre 1800 hatte ich alljährlich Fußreisen gemacht, besonders geognostische Untersuchungsreisen, durch welche ich einen großen Theil Deutschlands mehr oder minder genau kennen gelernt. Ich hegte die stille Hoffnung, ein Freund bestärkte mich in derselben, daß ich durch diese Kenntniß des Vaterlandes im Kriege nützen könne. Ueberdies war ich durch jene Reisen ab-

gehärtet und an Entbehrungen gewöhnt — die so allgemeinen Bedürfnisse: Kaffee, Tabak, geistige Getränke fielen auch für mich weg.

Meine Frau sah, wenn ich in den Krieg gieng, einer sehr schweren Zeit entgegen. Aber mit keiner Einrede trat sie je meinem Entschluß entgegen, der aus treuer Vaterlandsliebe entsprungen war. Diese Vaterlandsliebe beseelte auch sie.

So reifte mein Entschluß, aber ein neuer Zweifel stieg auf. Lützows Freischaar ward in Breslau organisirt, ihr schlossen sich die trefflichsten Männer und Jünglinge, Jahn, Friesen, Lange, Körner u. A. an, zum Theil mir nah Befreundete, sollte ich mich ihnen nicht zugesellen?

Es wurde aber zu gleicher Zeit die schlesische Landwehr ausgerüstet, Breslau stellte zwei Bataillone, sollte ich mich diesen anschließen?

Lange schwankte ich, zuletzt entschied ich mich für die Landwehr. Der Aufruf des Königs zur Bildung derselben bestimmte mich, auch das Bedenken, ob es überhaupt nicht besser wäre, wenn jene trefflichen Männer der Lützow'schen Freischaar, statt sich abzusondern, in die Landwehr träten als ein Salz der Masse.

Man war genöthigt, die Offizierstellen bei der Landwehr großentheils an Civilisten zu geben, und diese, nach Maßgabe ihrer Aemter, höher oder niedriger zu stellen. Ob jeder seiner neuen Stelle gewachsen und werth sei, darüber mußte er sich freilich erst im Kriege ausweisen.

Als Bergrath ward ich so Hauptmann. Einige unbedeutende eitle Männer hielten sich nicht etwa gegen mich, sondern überhaupt für zurückgesetzt.

Es empörte mich, daß in solch ernster Zeit eitle persönliche Ansprüche sich laut machten; meinen vollen Widerwillen recht entschieden an den Tag zu legen, erklärte ich: daß ich der Capitänstelle entsage und eben so gerne Premierlieutenant sein wolle. Da dies nicht half, so degradirte ich mich zum Secondelieutenant — sie hätten mich bis zum Gemeinen in kürzester Zeit bringen können; doch besannen sie sich nun. Eins bedingte ich mir nur aus: daß ich in die Compagnie des als dramatischer Dichter bekannten Hauptmann Schall einträte und mit mir zugleich 10 Seminaristen aus dem protestantischen Schullehrerseminar, dem mein lieber Freund Harnisch vorstand. Dieser war im Begriff selbst einzutreten, als ihm vom Ministerium mit Recht befohlen wurde, in seinem so wichtigen Amte auszuharren, weil er nicht ersetzt werden könne. Wir Universitätslehrer dagegen waren zu Hause entbehrlich, da die Auditorien schon längst geschlossen waren. —

Nun folgte eine Zeit, in der wir auf die Probe gestellt wurden: ob unser Entschluß in den Krieg zu ziehen nur aus der Aufregung des Moments hervorgegangen, oder ob es uns ausdauernder Ernst sei. Wir wurden nämlich einexercirt. Die Zeit brachte es so mit sich, daß von uns jenes Wort galt:

Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren.

Doch um uns nicht Unrecht zu thun, es hieß: das müssen sie morgen schon lehren; wir exercirten die Gemeinen ein. Dazu hörten wir einige Vorlesungen über den Kriegsdienst. Ich entsinne mich, daß in denselben Gründe angegeben wurden, warum beim Zielen ein Punkt fixirt werden müsse, der etwas

höher als das Ziel — dann aber andere Gründe, warum man tiefer halten müsse. Es war wohl nicht Frucht dieser Vorlesungen, daß ich beim Scheibenschießen der Offiziere zweimal den zweiten Schuß that, — worauf ich mir heute noch etwas einbilde und mich gedrungen fühle, es hier zu erwähnen. Einmal mußten wir auch ein großes praktisches Examen bestehen, indem uns nämlich ein Offizier der Garde, welcher es sehr genau nahm, auf dem Schweidnitzer Anger exerciren ließ.

Während wir nun in Breslau eingeübt wurden, fielen die Schlachten von Lützen und Bautzen, in deren Folge die verbündeten Heere sich aus Sachsen nach Schlesien zurückzogen. So muthig und ehrenvoll unser Heer auch kämpfte, so war es doch, was oft übersehen wird, der Uebermacht Napoleons nicht gewachsen; in beiden Schlachten standen 80,000 Verbündete gegen 120,000 Franzosen. Nur das glückliche Cavalleriegefecht bei Haynau (am 26. Mai) stärkte unsere Hoffnung.

Es war zu Ende des Mai, als das Bataillon Borwitz, bei welchem ich stand, Auftrag erhielt, eine Kriegskasse nach Neisse zu escortiren. Ohnehin melancholisch durch die rückgängigen Bewegungen des Heeres, verstimmte mich jener Auftrag noch mehr. — Als ich eben beschäftigt war, meinen Tornister zu packen, kommt ein junger Bekannter, der im Lützow'schen Corps stand, zu mir und frägt: was ich vorhabe. Da ich es ihm gesagt, so erwiedert er: ach, Raumer, das ist nichts für Sie, Sie gehören ins Hauptquartier. Ich weiß nicht, was ich antwortete; natürlich gab ich aber gar nichts auf seine Aeußerung. Ich wills schon machen, sagte er und gieng fort.

Kaum hörte ich drauf, meine bescheidenen Gedanken waren nur auf den Marsch nach Neisse gerichtet.

Bald darauf kommt der junge Mann zurück und sagt: ich habs gemacht, Sie sollen sogleich zum General Goetz kommen. Ich konnte nicht glauben, daß es Ernst sei; will der General mich sprechen, antwortete ich, so muß er eine Ordonnanz schicken. — Sie sind ein Pedant, antwortete der Lützower, ich will aber Ihren Willen thun. Er gieng, kurz darauf kam die Ordonnanz und beschied mich zu Goetz, bei welchem der damalige Generalmajor und Generaladjutant des Königs v. Knesebeck war. Dieser fragte mich: ob ich das schlesische Gebirg kenne. Ich bin (konnte ich mit gutem Gewissen antworten) sehr viel in demselben herumgekommen. Darauf fragte er mich, die Frage bleibt mir unvergeßlich, wie ich von Waldenburg nach Mark Lissa mit Infanterie, wie mit Artillerie marschiren würde? Das Bild des Gebirgs stand mir lebendig vor der Seele, so daß ich ohne Bedenken und mit Sicherheit antwortete. Sie gehen morgen ins königliche Hauptquartier nach Schweidnitz, war Knesebecks lakonische Erwiederung, mit welcher er mich entließ.

Mir wars als träumte ich. So urplötzlich der Landwehr entnommen, in welche ich nach reiflicher Ueberlegung getreten, ward ich nun in ein Verhältniß gewiesen, in welches zu treten ich nicht von fern gehofft.

Doch es war damals keine Zeit zu träumen, ich reiste sogleich nach Schweidnitz (30. Mai), wo sich das königliche Hauptquartier befand. Dort würde ich mich ganz fremd gefühlt haben, hätte ich nicht zwei werthe Bekannte getroffen,

den (nachmaligen) General v. Valentini und den Major v. Roeder. Jenen hatte ich öfters in Dessau, bei dem Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst, dem alten vielerfahrenen Bärenhorst gesehen. Major Roeder nahm sich aufs Freundlichste meiner an und orientirte mich in der mir ganz fremden Welt. Freilich theilte er mir auch manches sehr Niederschlagende mit, vor Allem, daß noch gar nicht abzusehen sei, wie weit nach Osten die rückgängigen Bewegungen unsres Heeres gehen würden.

In den ersten Tagen des Juni kam das Hauptquartier nach Ober-Grödiz (zwischen Schweidniz und Reichenbach). Ich lag mit Roeder in einem reinlichen Bauernhause in Quartier; da jedoch im Dorfe für die Menge von Prinzen, Generälen rc. wenig Platz war, so mußten wir befürchten, bald ausquartirt zu werden; durch eine Schalkheit blieben wir jedoch unangefochten. Roeder war nämlich dem russischen Fürsten Wolchonski, Generaladjutanten des Kaisers, beigegeben, welcher bei Alexander viel galt. Nun schrieben wir an die Hausthür mit kleinen Buchstaben: Major v. Roeder, dagegen mit sehr großen weit sichtbaren den Namen des Fürsten. Lasen Quartier Suchende diesen Namen von ferne, so kehrten sie sogleich resignirend um. Leider gieng Roeder bald darauf nach Böhmen. Ich sah ihn nie wieder, er blieb bei Culm.

Am 5. Juni ward in Ober-Grödiz der zwischen Napoleon und den Verbündeten Tags vorher geschlossene Waffenstillstand durch den König von Preußen und den Kaiser von Rußland vollzogen; bis zum 20. Juli sollte er dauern. Da die Demarcationslinie der Armeen das schlesische Gebirge durchschnitt

und deshalb zu vermuthen war: dies Gebirge werde beim Wiederausbruch des Krieges Schauplatz desselben sein, so erbot ich mich dem General Knesebeck, mit einem Offizier des Generalstabs jene Linie zu bereisen. Es geschah nicht, weil kein Offizier disponibel war, worauf ich für die Zeit des Waffenstillstands um Urlaub bat und nach dem nur eine Tagreise entfernten Breslau zurückkehrte.

Wiederausbruch des Krieges. Nach Glatz. Zu General Gneisenau. Gefecht bei Plagwitz. Zum Obristlieutenant v. Krauseneck geschickt. Schlacht an der Katzbach. Nachtfahrt. Nach Teplitz. Graf Moltke. Görlitz.

Die Zeit des Waffenstillstands war eine höchst peinliche, die Zukunft mehr als je ungewiß; bald wollte alle Hoffnung schwinden, bald ermannte man sich wieder. In jenen Tagen dichtete Körner: Herz laß dich nicht zerspalten — es entspricht ganz dem damaligen Gemüthszustande derer, die ihr Vaterland liebten. — Um das Herz zu stillen, beschäftigte ich mich mit Botanik. — Der Waffenstillstand ward bis zum 16. August verlängert. Oesterreichs Anschluß an die Verbündeten entschied vorzüglich über die Fortsetzung des Krieges.

Am 15. August verließ ich Frau und Kind zum zweitenmale, am 16. kam ich nach Glatz. Die verschiedenen Corps der großen Armee waren schon auf dem Marsch nach Böhmen, der König von Preußen gieng durch Glatz nach Prag. Böhmen, so schien es, sollte der Schauplatz werden, auf welchem man den entscheidenden Kampf mit Napoleon ausfechten würde.

Große Hoffnungen regten sich wieder, frische Lebenskeime nach den freudlosen dunkeln Tagen des Waffenstillstands. Ich sah es jetzt als ein großes Glück an, daß ich durch Versetzung in das königliche Hauptquartier die großen welthistorischen Entwicklungen mit erleben würde.

Allein es kam ganz anders als ich gehofft und gewünscht.

Ich besuchte den Commandanten von Glatz, Obrist Blumenstein, den ich in Breslau kennen gelernt, und sagte ihm meine Absicht nach Prag zu gehen, wie jedoch noch nichts über mich bestimmt sei. Bleiben Sie hier, sagte Blumenstein; ich erwarte den Adjutanten des Königs, Obristlieutenant Thiele, welcher Sie bescheiden wird. Thiele kam; nachdem er mit Blumenstein sich besprochen, bat ich ihn, über mich zu verfügen. Das Corps des Generals Blücher, antwortete Thiele, bleibt als Observationscorps in Schlesien, darum gehen Sie sogleich zum General Gneisenau.

Ich schäme mich der Gedanken, welche mir bei dieser Antwort durch den Kopf giengen. Anstatt, dachte ich, mit der großen Armee zu ziehen, welche das Größte auszuführen bestimmt ist, soll ich also bei einem unrührigen Observationscorps bleiben — es ist nicht viel besser, als würde ich zur Blokade von Glogau commandirt. —

So thöricht waren meine Gedanken, ich ahnete nicht entfernt, wie über alle Maaßen freundlich in diesem für mich entscheidenden Augenblick mein Lebensgang von einer höhern Hand geleitet ward. —

Ich reiste auf der Stelle ins Blücher'sche Hauptquartier,

es war, wenn ich nicht irre, in Neudorf, wo ich den 19. August eintraf und mich beim General Gneisenau anmeldete.

Hier würde ich wieder ganz einsam gestanden haben, hätte ich nicht mehrere alte Bekannte angetroffen, — so den Hauptmann Stosch, Adjutanten Gneisenaus, einen Schulgenossen, den Referendarius Focke, mit welchem ich in Halle studirt, Gerlach, Blüchers Adjutanten, meinen Vetter. Zugleich mit mir kam Kammergerichtsrath Eichhorn an, mit welchem ich bald näher bekannt wurde.

Im Blücher'schen Hauptquartier gieng es freilich anders her, als im Königlichen, in welchem ich überdies nur die Zwitterzeit zubrachte, da man über den Waffenstillstand verhandelte. Hier war lauter Leben und kriegerisches Treiben.

Zwei Tage nach meiner Ankunft (am 21. August) traf Napoleon in Löwenberg ein und warf sich mit aller Macht auf Blücher. Es kam zu dem blutigen Treffen bei Plagwitz, dem ersten, welchem ich beiwohnte. Mag man sich auch nach Beschreibungen und Gemälden das möglichst lebendige Bild von einer Schlacht gemacht haben, es reicht nicht entfernt an die Wirklichkeit. Ich war von dem Schauspiele so hingerissen, daß ich mich darüber selbst ganz vergaß.

Das Gefecht wurde abgebrochen, wir zogen uns vor der Uebermacht Napoleons zurück, am 23. August kam das Hauptquartier nach Nieder-Krain. Hier erhielt ich von Gneisenau den Auftrag, dem General Sacken eine Ordre zu bringen, eine zweite dem Obristlieutenant v. Krauseneck in Liegnitz, träfe ich diesen nicht dort, so müsse ich ihn sonst aufsuchen und scharf zureiten. — Nachdem ich an Sacken die Ordre gebracht, ritt

ich nach Liegnitz, gieng auf das Rathhaus, wo man mir als officielles Geheimniß mittheilte: Krauseneck sei nach Profen marschirt. Ich reite in gutem Trab nach Profen, der Schulz in Profen weiß nichts von Krauseneck, ich reite nach Jauer, auch hier erfahre ich nichts. In der Nähe von Strigau ist mein Pferd todmüde, ich muß absteigen und es mühsam in die Stadt ziehn. Hier ließ ich das Pferd, nahm Extrapost nach Schweidnitz, wo ich endlich Krauseneck fand und ihm um Mitternacht — er lag im Bett — die Ordre übergab. Bedroht von den Franzosen, hatte er seine Truppen — etwa 10,000 Mann — nicht auf den gewöhnlichen Straßen, sondern auf Seitenwegen geführt.

Nachdem ich mich etwas ausgeruht, fuhr ich nach Strigau zurück, und fand leider mein Pferd in einem Zustande, daß ich es nicht mitnehmen konnte, da es wenigstens für die nächsten Tage, das heißt im Kriege, gar nicht mehr zu brauchen war. Ich mußte es verkaufen und fuhr nach Jauer, wohin man das Hauptquartier verlegt hatte. Der General war mit der Ausführung meines Auftrags um so mehr zufrieden, als zwei andere, die an Krauseneck geschickt wurden, denselben nicht aufgefunden hatten. — Ich bedurfte fast einer solchen Ermunterung, weil mir der Verlust meines Pferdes aus mehr als einem Grunde sehr zu Herzen gieng. Vergebens erkundigte ich mich bei vielen nach einem Pferde, das zu verkaufen sei; da sich keines fand, so fragte ich eben so vergebens bei meinen Bekannten, ob sie mir kein Pferd leihen könnten. Eine Schlacht sei vor der Thür — es war am 25. August — da müsse man Reservepferde haben, war die Antwort.

So kam der 26. August, alles zog in die Schlacht, und ich Unglücklicher mußte in Jauer bleiben. Der gewaltigste Kanonendonner, so daß den ganzen Tag die Fenster klirrten, Regen in Strömen, dazu keine Nachricht, wie es in der Schlacht stehe. Endlich gegen Abend kam die Hiobspost: Langeron ziehe sich zurück und zugleich der Befehl, daß die Bagage des Blücher'schen Hauptquartiers auf Dromsdorf — nach Breslau zu — sich zurückziehen sollte. Mir blieb nichts, als auf offenem Leiterwagen, ohne Mantel im kältesten herunterströmenden Regen den Rückzug mit anzutreten, gegen Mitternacht kamen wir nach Dromsdorf.

Alles lagerte hier in einem großen Saale auf der Streu; wer nicht Bagagetroß kennen gelernt hat, wird sich kaum einen Begriff von der Gesellschaft machen, in der ich mich befand. Und dazu der peinigende Gedanke: wir seien völlig geschlagen, und die Aussicht, am folgenden Tage mit dem Troß nach Breslau zu retiriren. Waren wir ja seit dem 2. Mai fast immer retirirt, ja es war bei einigen zur fixen Idee geworden, jede Schlacht müsse man im rechten Moment abbrechen und sich zurückziehen. — Und jetzt nach Breslau einziehn!

Auf der Streu, ohne Decke in ganz naßkalten Kleidern und dazu so schwarze Gedanken die ganze Nacht hindurch. — Es war eine entsetzliche Nacht. — Aber welch' schöner Morgen folgte dieser Nacht! — Eine Ordonnanz brachte uns die Siegesnachricht und den Befehl zur Rückkehr in's Hauptquartier. Solche Freudenaugenblicke werden uns nur in großen Zeiten, ich vergaß die Nacht und konnte es selbst verschmerzen, der Schlacht nicht beigewohnt zu haben. —

Durch diese Schlacht war es vorzüglich, daß in den Deutschen die Meinung von der Unüberwindlichkeit der Franzosen den Todesstoß erhielt, dagegen frischer Lebensmuth und kühne Hoffnung auflebte. Gneisenau schrieb unmittelbar nach der Schlacht folgende Briefe an Graf Münster, aus jedem Wort spricht Heldenmuth und Heldenkraft.

Brechtelshof, 26. August 1813.

[1]) Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Disposition zum Angriff gemacht und wollten sie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Colonnen seien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unsern Angriffsplan, verbargen unsere Colonnen hinter sanften Anhöhen, zeigten nur unsere Avantgarde und stellten uns, als ob wir in die Defensive verfielen. Nun drang der Feind übermüthig vor. Auf einmal brachen wir über die sanften Anhöhen hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillstand. Wir brachten mehr Cavallerie in's Gefecht; zuletzt unsere Infanteriemassen; griffen die feindlichen mit dem Bajonett an und stürzten sie den steilen Rand des Flusses, der Katzbach, hinunter. Der General (russische) v. Sacken hat uns vortrefflich unterstützt. Nicht so der russische General Graf Langeron. Er hatte eine ungeheuer starke Position, und wollte sich dennoch nicht schlagen. Er verlor einen Theil dieser Position durch Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit, und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feind in den Rücken

---

[1]) Lebensbilder von Hormayr 2, 288.

giengen, retteten wir ihn. Viel Geschütz ist in unsern Händen. Es ist jetzt Mitternacht, wir wissen also nicht dessen Zahl. Die Schlacht heißt die Schlacht an der Katzbach. Gott erhalte Sie.

Holstein bei Löwenberg, 30. August 1813.

Unser Sieg am 26. ist weit vollständiger, als ich E. E. in meinem letzten Bericht darüber anzeigen konnte. In den beholzten steilen Thalrändern der wüthenden Neisse und der Katzbach wurden des andern Tages die hinabgestürzten Geschütze und Kriegsfuhrwerke gefunden. Wir haben über 100 Kanonen erobert, 300 Munitionswagen und Feldschmieden; 15,000 Gefangene sind eingebracht, mehrere derselben kommen stündlich ein; alle Straßen zwischen der Katzbach und dem Bober tragen die Wirkungen des Schreckens unserer Feinde; Leichname übergefahren und in den Schlamm gesenkt; umgestürzte Fahrzeuge, verbrannte Dörfer. Der größte Theil der Macdonaldschen Armee hat sich aufgelöst. Von den Uebergängen der angeschwollenen Flüsse abgeschnitten, irren die Flüchtlinge in den Wäldern und Bergen umher und begehen aus Hunger Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke gegen sie läuten lassen und die Bauern aufgeboten, sie zu tödten oder gefangen zu nehmen.

Gestern fand hier in der Nähe die Division Puthod ihr Ende. Sie ward ereilt und mußte sich, mit dem Rücken gegen den Bober aufgestellt, schlagen. Man kartätschte sie anfänglich und griff sie dann mit dem Bajonett an. Zum Theil ward sie getödtet, zum Theil in das Wasser gestürzt; der Rest, Generale, Offiziere und Adler gefangen gemacht und erobert.

Das Wetter ist abscheulich, der Regen unaufhörlich; während der Schlacht schlug uns der Sturm in's Gesicht. Der Soldat bringt die Nächte unter freiem Himmel zu.

N. v. Gneisenau.

In Holstein (bei Löwenberg) stießen wir wieder zum Hauptquartier. Ich hörte, General Gneisenau habe nach mir gefragt. Als ich zum General kam, bedauerte er, daß ich aus Mangel eines Pferdes nicht der Schlacht hätte beiwohnen können, er habe mich dem Obristen Grafen Moltke beigeben wollen, der die Siegesnachricht dem Könige von Preußen nach Teplitz bringe. Doch sollte ich mich gleich bereit machen, mit neuen Aufträgen dorthin zu gehen; welchen Weg ich nehmen würde? Auf meine Frage: wie frühere Couriere gegangen? erfuhr ich, daß sie den großen Umweg über Schatzlar und Trautenau gemacht. Ich erklärte dem General: ich würde geraden Weges übers Gebirg gehen — Aber dort läuft keine Straße — Ich gehe zu Fuß, die dortigen Fußwege kenne ich. — Der General war damit um so zufriedener, als er mir nun zugleich den Auftrag geben konnte, im Gebirge den Grafen Neipperg aufzusuchen. —

So lieb mir die Reise war, so that es mir Unzufriedenem doch leid, daß ich nicht mit Moltke die Siegesnachricht überbringen konnte. Ich schickte mich sogleich zur Abreise an, aber noch ehe ich mich in den Wagen setzte, kam die Nachricht: Moltke sei bei Arnau in der Elbe und zwar in seiner Kutsche ertrunken. Diese Nachricht machte den tiefsten Eindruck auf mich. Es war klar: hatte ich am Tage der Schlacht ein Pferd, so wäre

ich, wenn auch in der Schlacht erhalten, doch mit Graf Moltke in der Elbe ertrunken. Nach des treuen Gottes Willen sollte ich noch leben und bessere Tage sehen, darum mußte ich einige schwere Tage haben, die ich, blind für das Zukünftige, in verzweifelnder Ungeduld durchlebte. —

Ich fuhr nach Greifenberg, wo mir der russische General Graf S. Priest einen Kosacken zur Begleitung mitgab. Von da nach Kloster Heindorf, das nahe dem Badeort Liebwerda, am Fuße des stark ansteigenden Gebirges liegt. Hier fand ich Bauern, welche Lebensmittel für Poniatowskis Corps aufluden. Ich sagte ihnen vom Siege an der Katzbach, und rieth, die Zufuhr ja zu verzögern, da die Polen sich gewiß bald aus dasiger Gegend zurückziehen müßten. Als sie hörten, daß ich von Heindorf zu Fuß übers Gebirge nach Reichenberg gienge, so riethen sie mir gegenseitig zu großer Vorsicht, da ganz in der Nähe, in Engelthal, noch Polen ständen.

Ich schickte meinen Wagen zurück und stieg nun mit meinem Kosacken das Gebirg hinauf, ich der Offizier zu Fuß, er zu Pferde. So was Unnatürliches hatte er noch nicht erlebt, in sehr deutlicher Zeichensprache drang er in mich, sein Pferd zu besteigen. Endlich that ich's ihm zu Gefallen. Aber an deutsche Pferde gewöhnt, welche ja dressirt werden, die Nase hoch zu tragen und nicht auf den Weg zu sehen, konnte ich auf steilem Wege voll großer und kleiner Granitblöcke nicht völliges Vertrauen zum vorsichtigen Kosackenpferde fassen, ich meinte jeden Augenblick, es müsse stürzen oder ein Bein brechen. —

Nachts blieben wir in einem einsamen Gebirgsdorfe, am Morgen fand ich den Feldmarschallieutenant Neipperg in Rei-

chenberg. Er war ein schöner Mann, jedoch einäugig; späterhin machte sein Verhältniß zu Napoleons Wittwe Aufsehen. Durch ihn erhielt ich zuerst die frohe Nachricht vom Siege bei Culm. Ich schrieb den Schlachtbericht ab und bat den Grafen, diese Abschrift baldmöglichst in das Blücher'sche Hauptquartier zu senden. Nachdem ich mich noch durch ein gutes Frühstück gestärkt, setzte ich meine Reise weiter fort. Ueber Leitmeritz kam ich am Abend des folgenden Tages nach Teplitz. Ehe ich hineinfuhr, hatte ich den großartigsten Anblick. Am Abfall des Erzgebirges lagerte die Armee, unzählige Lagerfeuer brannten und erleuchteten das Gebirg; Teplitz selbst war hell wie ein Feuerklumpen. — Ich eilte, meine Depesche dem General Knesebeck zu bringen. Der General war ein sehr nüchterner besonnener Mann, um so mehr rührte mich der Enthusiasmus, mit welchem er mir die so ganz einzige verwickelte Geschichte des glänzenden Sieges bei Culm erzählte, welchem der traurige Tag bei Dresden zur Folie diente.

Ich hatte die Freude, hier meinen jüngern Bruder Heinrich zu treffen, der als Hauptmann bei der Heinauer Landwehr stand, und mit dieser an der Schlacht bei Culm tapferen Antheil genommen hatte.

Eilig reiste ich nun über Zittau nach Görlitz, wo sich das Hauptquartier befand. Es war spät Abends als ich dort ankam; eine große Masse russischer Truppen marschirte in die Stadt. Da keine Möglichkeit war, zugleich mit ihnen hinein zu fahren, so stieg ich aus, um den General Gneisenau aufzusuchen. Dem Postillon übergab ich meinen Mantelsack. Da ich denselben am folgenden Morgen abholen wollte, so wußte

Niemand um ihn, ich sah ihn nie wieder und mein ganzes Besitzthum beschränkte sich für längere Zeit auf das, was ich am Leibe trug. —

Herrnhut. Bautzen. Schlacht bei Wartenburg.

Den größten Theil des Septembers war die Lausitz das Kriegstheater des Blücher'schen Heeres. — Am 4. September wurden wir von Napoleon mit großer Uebermacht angegriffen, und zogen uns am 5. bis Lauban zurück. Am 8. gieng es wieder vorwärts, das Hauptquartier kam nach Herrnhut, wo es bis zum 14. blieb. — Das Blücher'sche Hauptquartier und Herrnhut, ein größeres Widerspiel, sollte man denken, sei kaum zu finden. Und doch! — Zuerst erwähne ich dankbar, daß wir auf's Freundlichste aufgenommen wurden. Ich kam mit Eichhorn bei einem Bäcker in's Quartier, den wir nur bitten mußten, er möge uns doch nicht mit Kuchen und Wein in solchem Ueberfluß versehen, und durch freundlich dringendes Nöthigen verlocken, ganz gesättigt an Gneisenaus Tafel zu kommen. Eine in Heeren ungewöhnlich ernste Gesinnung mußten die Herrnhuter ihrerseits darin sehen, daß Blücher mit seinem ganzen Hauptquartier ihrem Gottesdienst beiwohnte. Das Lied: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, hätten wir freilich gern aus vollem Herzen mit kräftiger Posaunenbegleitung gesungen, aber der Organist hatte das Flötenregister gezogen.

Wir hatten ja wahrlich Grund, Gott zu preisen und zu danken, für Alles was er uns binnen 3 Wochen verliehen, für die Siege bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Culm.

Und hier in Herrnhut erhielten wir am 10. eine neue Veranlassung: die Nachricht, daß Bülow die glorreiche Schlacht bei Dennewitz gewonnen, welche ein Rittmeister vom schwedischen Husarenregiment Mörner überbrachte. Wir Enthusiasten konnten nur damals noch nicht begreifen, warum der Mann mit seinen Husaren so still einritt.

Die Herrnhuter hatten, aus religiösem Grundsatz, keine Soldaten gestellt, dagegen auf alle Weise sich unserer Verwundeten angenommen. Besonders zeichneten sich drei ihrer Aerzte durch die liebevollste Thätigkeit aus; um sich ihnen erkenntlich zu beweisen, lud sie General Gneisenau zur Tafel. Bei dieser ward über den Krieg gesprochen, da wandte sich der General zu mir und forderte mich mit heiterm Ernst auf: den Gästen zu beweisen, daß der Krieg nicht unchristlich sei. Ich berief mich, wenn ich mich recht entsinne, auf eine von den Herrnhutern anerkannte Autorität, auf den geistlichen Großvater Zinzendorfs, Spener. Er legt die Worte des Apostel Paulus: die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, dahin aus, daß dieselben keineswegs bloß vom Criminalrecht gälten, vom Recht der Obrigkeit über Leben und Tod der Verbrecher, sondern auch vom Recht gerechte Kriege zu führen. Daß aber unser Krieg gegen Napoleon ein gerechter sei, brauchte wahrlich nicht erst bewiesen zu werden. —

Am 15. September ward das Hauptquartier nach Bautzen verlegt, wo es zehn Tage lang blieb, während welcher nichts Bedeutendes geschah.

Hier war es, wo sich eines Mittags, als wir bei Gneisenau aßen, eine Harfenistin meldete. Sie sang ein Lied zu

Ehren der Kriegsthaten des letzten Jahrs. Unter Anderm entsinne ich mich, daß es hieß: alle Völker, bis zu Afrikas Strand, hätten vor Freuden gejauchzt über Moskaus Brand, diesen Anfang der Befreiung. Der Gesang lenkte das Gespräch auf die nahe und ferne Zukunft. Der General, dessen edlem Gemüth nichts so fern lag, als Prahlen, sagte mit prophetischem Ernst: meine Herren, sie sollen noch Trauben am Rhein essen. Das sagte er in Bautzen, in der Mitte des Septembers, da jeder meinte: hätten wir nur erst Dresden genommen, das so stark befestigt und von einer großen Armee vertheidigt, dem böhmischen Heere Verderben brachte.

Am 27. September brachen wir von Bautzen auf, nicht gegen Dresden, vielmehr marschirten wir rechts ab über Königsbrück und Elster, nach Herzberg, wo uns die Leute nicht genug von der Flucht der französischen (u. a.) Truppen nach der Schlacht von Dennewitz erzählen konnten. Weiter gieng es — am zweiten Oktober — nach Jessen; eine russische Pontonbrücke ward über die Elbe geschlagen.

Am dritten Oktober giengen wir mit dem Corps von York über den Fluß, uns entgegen stand der General Graf Bertrand. Wir hielten längere Zeit in einem Eichenwalde nahe der Elbe, die Kanonenkugeln schlugen mächtige Eichenzweige herunter, zuweilen fielen die Kugeln in den Fluß, da dann das Wasser hoch aufsprang. Den Ausschlag gaben die Soldaten der Brigade von Horn, welche zuerst ruhig Pflaumen schüttelten, und dann unter Anführung ihres tapfern Generals das Dorf Wartenburg stürmten, welches durch Moräste und Wall einer Festung glich.

Auf dem Schlachtfelde bei Wartenburg fand ich einen schönen neapolitanischen Soldaten, den eine Flintenkugel gerade in die Stirn getroffen, so daß das Gehirn weit herausquoll. Sein bleiches Gesicht, sein verzweifelt schmerzhafter Blick, mit dem er zu bitten schien, wir sollten uns seiner erbarmen und der grausamen Qual ein Ende machen — ich werde das nie vergessen. — Und ganz in seiner Nähe lag ein blutjunger preußischer Landwehrmann, den eine Flintenkugel gerade ins Herz getroffen hatte; kein Zug der Entstellung war auf seinem Gesicht, sondern die Ruhe eines Schlafenden.

Nachts blieben wir auf dem Wartenburger Schlosse, in einem langen Saale, an dessen entgegengesetzte Enden zwei Kammern stießen. Eine Kanonenkugel war durch die Mauer und durch die eine Kammer gefahren, hatte im Saale ricochettirt — wir fanden die Spur auf der Diele — und dann noch die Wand, welche die entgegengesetzte Kammer vom Saale trennte, eingeworfen. —

Wartenburg ward stark befestigt, General Rauch blieb dort mit 4000 Mann, der Punkt sollte dem Blücher'schen Heer als ein verschanztes Lager dienen, in welches es sich, würde es von Napoleons Uebermacht gedrängt, zurückziehen könnte.

Der Marsch von Bautzen auf Wartenburg und der glorreiche Uebergang über die Elbe war in mehr als einer Hinsicht von der größten Wichtigkeit. Für Napoleon, welcher hoffen mochte: das Blücher'sche Heer werde gegen das wohlbefestigte Dresden vergeblich anstürmen, war jener Uebergang gewiß eben so unerwartet als unerwünscht. Man hatte aber

zu dieser Operation noch besondere Motive. Es zeigte sich nämlich bald, daß der Kronprinz von Schweden den Krieg sehr lau führte; nicht ihm, sondern Bülow gebührte der Ruhm des großen Sieges von Dennewitz. Blücher hielt es für nöthig, mit seinem Heere nordwärts zu gehen, damit er die Operationen des Kronprinzen überwachen und so viel als möglich dirigiren könnte, was sich sogleich nach dem Uebergang bei Wartenburg herausstellte. Als dieser am 3. Oktober geschehen, so war der Kronprinz hiedurch genöthigt, endlich am 4. Oktober bei Acken und Dessau auch die Elbe, Ehren halber, zu überschreiten.

Ein anderes Motiv rechts abzumarschiren war dieses. „Die Souveräne wünschten, so erzählt Müffling, daß die Schlesische (Blücher'sche) Armee links abmarschiren und sich mit der großen Armee vereinigen möchte." Es kam aber Alles darauf an, daß Blücher mit seinem Heere möglichst selbständig und frei beweglich blieb, und muthig vorangehend die Bedenklichern zur Nachfolge nöthigte. Wenn der Uebergang bei Wartenburg den Kronprinzen von Schweden veranlaßte, auch die Elbe zu passiren, so zog er zugleich den Uebergang der böhmischen Armee über das Erzgebirge nach sich. Stieß Blücher dagegen selbst zu dieser Armee, so hatte seine freie immer voranschreitende Thätigkeit ein Ende. Man erzählt selbst: der König von Preußen habe an Gneisenau von Teplitz aus nach Bautzen den Befehl geschickt, das Blücher'sche Corps solle sich an die böhmische Armee anschließen. Gneisenau habe geantwortet: es gehe aus den und den Gründen nicht. Auf einen zweiten Befehl habe er Aehnliches erwiedert, als aber der

dritte Befehl gekommen, zurückgeschrieben: E. Majestät, mein Kopf steht zu Ihren Diensten, aber wir kommen nicht. Ich kann diese Erzählung nicht verbürgen, jedenfalls hat aber die Besorgniß: der böhmischen Armee einverleibt zu werden, auch den Abmarsch nach Wartenburg veranlaßt.

Wir werden sehen, daß in den Tagen vom 19. bis zum 24. Februar 1814 die Geschichte des Wartenburger Marsches sich in Frankreich wiederholte, wobei ähnliche Motive ganz klar heraustraten.

Düben. Dessau. Sendung nach Wartenburg. Halle. Freicorps des Fürsten Mandatof.

Von Wartenburg marschirten wir nach Düben. Am 7. Oktober ritt ich von da nach Dessau, um meinen Vater und die Geschwister zu sprechen, zugleich erhielt ich von Prinz Wilhelm Aufträge an seine Frau Schwägerin, die Erbprinzeß von Dessau. Bei ihr traf ich den General Tauenzien, auf dem Markte sah ich den Kronprinzen von Schweden. Mein guter Vater schenkte mir ein vortreffliches Pferd, die Schwestern statteten mich aus, da der Verlust des Mantelsacks meine Garderobe sehr vereinfacht hatte. — Auch nahm ich einen etwa 19jährigen Burschen als Reitknecht in Dienst. — Ich kehrte nach Düben zurück und dachte nicht, daß ich bald wieder nach Dessau kommen würde.

Am 9. Oktober drang Napoleon mit großer Macht gegen Düben vor; wir verließen es, unmittelbar darauf rückten die Feinde ein. Vor der Stadt trug mir General Gneisenau auf, nach Wartenburg zum General Rauch zu reiten. Unterweges,

im großen Walde zwischen Düben und Kemberg, traf ich auf eine Kriegskasse von 80,000 Thalern. Der Begleitende fragte mich: ob er weiter fahren solle. Ich sagte ihm: daß die Franzosen in Düben seien und wir nordwärts gedrängt würden, er möge darnach seine Maßregeln nehmen.

Mein Auftrag lautete: General Rauch solle das Lager von Wartenburg alsbald verlassen und sich mit seinen Truppen nach Dessau zurückziehen. Als ich dies ausgerichtet, fragte der General: ob ich diesen wichtigen Auftrag nicht schriftlich brächte; zum Schreiben, entgegnete ich, habe es an Zeit und Gelegenheit gefehlt. Darauf rief Rauch alle Offiziere zusammen, in ihrer Gegenwart mußte ich den Auftrag noch einmal wiederholen, dann legte der General mit militärisch strengem Ernst die ganze desfallsige Verantwortlichkeit auf meine Schultern.

Darauf fragte er mich: ob ich der Kriegskasse begegnet sei? — Ja. — Ob ich die Begleiter angewiesen, auf der Stelle umzukehren? Nein. — O, die Kasse ist verloren, sagte der General, warum haben Sie das unterlassen? Ich erwiederte: da sich unser rechter Flügel unter General Sacken, der bei Mokrehna nach der Elbe zu stand, links ab zurückziehen müsse, so sei ich überzeugt, die Kriegskasse sei dadurch geborgen. Dagegen würden, sobald Sacken abgezogen sei, die Franzosen wahrscheinlich am linken Elbufer vordringen, dann fiele die langsam ziehende Kasse in ihre Hände.

Am 10. Oktober ritt ich auf dem rechten Elbufer dem Lager des General v. Thümen vorüber nach Coswig, weiter über meine Vaterstadt Wörlitz nach Dessau und Halle, wohin unterweilen das Blücher'sche Hauptquartier verlegt war. Ich

traf zuerst den Oberstlieutenant v. Oppen, und befragte ihn sogleich nach der Kriegskasse. Die Antwort: sie sei noch nicht angekommen, erschreckte mich doch, wiewohl ich auf keine Weise verantwortlich war. Nachmittags brachte mir aber Oppen die frohe Botschaft, die Kasse sei glücklich zu General Sacken gestoßen, wie ich es vermuthet hatte. —

Bald nach meiner Ankunft erhielt ich einen neuen Auftrag. Der Oberst Fürst Mandatof, ein Armenier, führte ein Freicorps, es bestand aus Kosacken und russischen Husaren. Dies Corps sollte zwischen Halle, Leipzig und Zeitz herumstreifen, Gneisenau trug dem Lieutenant Heckel und mir auf, den Obersten zu begleiten. Ich kannte die Gegend, da ich viele Jahre in Halle gelebt. Unsre Aufgabe war in so fern schwierig, als Mandatof nicht deutsch verstand und blutwenig französisch. — Wir ritten aus Halle, die Kosacken sangen beim Aufbruch höchst melancholische fugenartige Gesänge, alle in Moll. Unsre nächste Bestimmung war nach Liebenau. Vor dem Thor ward ich gefragt: wo liegt Liebenau? Als ich die Gegend gezeigt, so setzte man sich in Bewegung, meinem Fingerzeige gerade aus zu folgen, nicht anders, als wenn wir uns in einer völlig wegelosen sibirischen Steppe befunden hätten. Ich protestirte: wir müßten, sagte ich, einen andern Weg einschlagen, um zu einer Brücke über die Elster zu kommen. Aber sie ritten dennoch immer geradezu über alle Felder und stöberten beiläufig Hasen auf, die sie munter verfolgten. So kamen wir an die Elster. Die praktischen Kosacken sahen gleich, daß nicht daran zu denken sei, durch das braune unheimliche Wasser zu schwimmen; war es doch dieselbe Elster, in welcher acht Tage später

Poniatowski ertrank! Mit großem Umwege kamen wir endlich an die Brücke und so nach Liebenau. Da trieb man es sehr wunderlich. Die Tafel des Fürsten Mandatof war besser besetzt als die Blüchers, aber das Tischgespräch sehr genirt, weil wir uns gegenseitig nicht recht verständigen konnten. Schon am folgenden Tage mußte ich wieder zum General Gneisenau nach Halle reiten, um ihn, wenn ich mich recht entsinne, zu benachrichtigen, daß wir weder Freund noch Feind gesehen. Zurück gieng ich über Merseburg, wohin ich einen Auftrag an den russischen General Grafen St. Priest erhielt.

Aber bald darauf am 15. Oktober ergieng an den Fürsten Mandatof der Befehl: sein Corps aufzulösen und seine Kosacken und Husaren sogleich wieder zu Sackens Truppen stoßen zu lassen, zu welchen sie gehörten, eine große Schlacht stehe bevor. Ich selbst kehrte am Abend des 15. in das Blücher'sche Hauptquartier zurück, das in Großkugel, zwischen Halle und Leipzig war.

Wie vor einem Gewitter finstre Wolken vereinzelt hin und her am Himmel ziehen, bis sie sich endlich in eine große Masse vereinigen und nun Sturmregen, Donnern und Blitzen mit einemmale losbricht, so waren die Heere der Verbündeten schon seit zwei Wochen herumgezogen, bis sie endlich von allen Weltgegenden her rings um Leipzig sich anhäuften und nun der Ausbruch des furchtbarsten Schlachtendonnerwetters bevorstand.

Nur der Kronprinz von Schweden war am 15. noch weit weg und auf einen Rückzug über die Elbe bedacht.

Die Leipziger Schlacht. Verfolgung bis Eisenach. General Wassilschikoff.

Ein Geschichtschreiber der Freiheitskriege, Oberstlieutenant von Plotho, verzweifelt daran, diese Schlacht würdig zu beschreiben, und wünscht, daß ein Sachkundiger, der zugleich Schillers Talent besäße, dieselbe schildern möchte.

Die Größe der Begebenheit nimmt den Muth. Man rechnet 500,000 Streiter in dieser Schlacht; sie kamen von der chinesischen Grenze und vom atlantischen Meere, vom skandinavischen Norden und von Neapel, Tausende standen als Freunde verbunden und als Feinde sich entgegen, die nie von einander gehört. Aber um einen Mann wußten alle, der von den Einen als ein Gott verehrt, von den Andern als ein Teufel gehaßt und verflucht war; der Name Napoleon war in aller Munde. In der ganzen neuern Geschichte dürfte nur die Schlacht gegen Attila bei Chalons und die Carl Martells gegen die Sarazenen bei Tours der Leipziger gleich zu stellen sein. —

Niemand, selbst keiner der commandirenden Generale konnte in den Tagen der Schlacht das Ganze überschauen und verfolgen. Der Feind hatte das Centrum, die Stadt Leipzig inne, rings um Leipzig ward gekämpft, so daß die Franzosen einen innern Kreis, die verbündeten Truppen um sie herum einen äußern concentrischen Kreis bildeten. Natürlich war durch diese Stellung die Communication der verschiedenen Theile des verbündeten Heeres sehr erschwert, doppelt erschwert ward sie

außerdem durch das von vielen Gewässern und Sümpfen durchschnittene Terrain. Das Blücher'sche Heer war im Norden, das Schwarzenbergische im Süden der Stadt. Aus den angeführten Gründen würden zwei Berichterstatter, von denen der eine in diesen Schlachttagen bei Blücher, der andere bei Schwarzenberg war, zwei ganz verschiedene Berichte geben, als hätte jeder eine ganz verschiedene Schlacht erlebt.

Nach dem Gesagten wird man natürlich von mir keinen Schlachtbericht erwarten, höchstens kann ich einige Noten zum Texte andrer Berichterstatter geben.

Wir ritten früh auf die Höhen von Litschena. General Müffling dictirte uns die Disposition, ich bewahre meine Nachschrift als Andenken. Nachdem die Truppen abgekocht, begann ein Plänklergefecht, darauf fielen einzelne Kanonenschüsse, binnen Kurzem mehr und immer mehr. Die Schlacht war hier günstig für uns, Nachmittags schickte General Gneisenau unsern Steffens an den Kronprinzen von Schweden und ließ ihm sagen: wir ständen auf dem Breitenfelde, auf des Schwedenkönigs Siegesfelde.

Aber das Gefecht war bis dahin nur ein geringes Vorspiel. Der Feind warf sich mit ganzer Macht auf Möckern, wo sich unser rechter Flügel an die Elster lehnte. Hier kämpfte York; seine ganze Infanterie, bis auf eine Brigade, hatte schon mit abwechselndem Glück um den Besitz des Dorfes gerungen; zuletzt herausgedrängt ließ er dem Feldmarschall, welcher vor Möckern hielt, melden: jetzt greife die Brigade Steinmetz an, es sei die letzte. Der Kampf war furchtbar; der Feind benutzte jedes Haus bei der Vertheidigung, besonders

eine Ziegelscheune, in welcher ihm die Trockenlöcher als Schießscharten dienten. Ein Angriff preußischer Husaren brachte jedoch die französische Infanterie in einige Unordnung, worauf York sogleich seine ganze Kavallerie einhauen ließ. Die Gardemariniers Marmonts, welche Vierecke bildeten, wurden überritten, bald war der Feind völlig in die Flucht geschlagen. Als wir noch auf dem Schlachtfelde hielten, kam Oberst Warburg und rief: ich bringe einen Vogel — es war ein französischer Adler. — Bald nachher sprengte Lord Stewart herbei und fiel dem Feldmarschall vor Freuden um den Hals.

Freilich war unsere Freude theuer erkauft. Das York'sche Corps verlor an Todten und Verwundeten 172 Offiziere, 5500 Unteroffiziere und Soldaten!

General Graf Henkel hat eine lebendige Beschreibung des gewaltigen Kavallerieangriffs bei Möckern gegeben. Er rühmt bei dieser Gelegenheit mit vollem Recht den grimmigen Muth Yorks, und weist nach: daß sein Sieg für die ganze Leipziger Schlacht entscheidend gewesen sei. Hatte doch der Kampf des böhmischen Heeres an diesem Tage einen so zweideutigen Erfolg, daß Napoleon sich den Sieg zuschrieb und deshalb in Leipzig mit allen Glocken läuten ließ; was wäre geschehen, wenn York nicht gesiegt hätte? .... Als Graf Henkel in der Nacht des 16. nach Möckern kam, herrschte eine tiefe Todtenstille, alles ruhte von der entsetzlichen Arbeit des Tages. Da erblickt er einen Mann, der ganz allein beim Wachtfeuer stand, es war York.

Wir ritten auf Lindenthal. Hier lagen alle Häuser voll Verwundeter, einzig der Feldmarschall fand noch Unterkommen

bei einem Schmiede, das übrige Hauptquartier lagerte um ein Wachtfeuer. Am Himmel leuchteten wiederholt feindliche Feuerzeichen auf. Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute gefallenen Helden; aber in die Klage über die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, und wir gesiegt hatten. Was wird der morgende Tag bringen, wird nicht dem heutigen Siege ein größerer folgen, und Napoleons Macht zerscheitern? So sprachen wir noch lange, bis die Müdigkeit dem Gespräch ein Ende machte.

Der 17. October entsprach aber unsern großen Erwartungen gar nicht.

Da die Nachricht kam, daß das böhmische Hauptheer am 17. ruhen werde und der Kronprinz mit der Nordarmee erst heute von Landsberg nach Breitenfeld marschirt sei, so mußte auch das schlesische Heer diesen Tag unthätig bleiben. Nur der zum Sacken'schen Corps gehörige General Wassilschikoff lieferte am Thore von Leipzig den Franzosen ein Kavalleriegefecht.

Es war ein kalter Regentag. Wir ritten über das gestrige Schlachtfeld, zahlreiche Leichen bezeichneten genau die Vierecke der Franzosen, welche von der preußischen Kavallerie zusammengehauen worden.

Das Hauptquartier kam nach Wetteritsch. Dem Feldmarschall ward das freundliche Wohnhaus eines kleinen Landguts angewiesen. Er gieng hinein, nach wenigen Minuten kam er aber zurück und erklärte: da bleibe er nicht. Ich war neugierig zu wissen, was in dem Hause abstoßendes sei und ob ich nicht ein Unterkommen drin fände. Die erste Stube, in

welche ich eintrat, lag voll gräßlich Verwundeter, sie hatten beim heutigen Kavalleriegefecht weit klaffende Gesichtshiebe erhalten. Der Eine war eben gestorben; ein anderer lag im Sterben.... Als ich im obern Stock unterzukommen suchte, fand ich eine Stube, welche ein Bild der Verwüstung war. Auf dem Fußboden lag die kleine Bibliothek des Besitzers zerstreut herum; das erste Buch, welches mir in die Hand fiel, war Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern! Die Kunst ward in diesem Hause des Jammers zu Spott, und in diesen Tagen der Schreckenherrschaft des Todes.

Unter meinen Gefährten auf der Streu war Major von Hedemann, der in der Nacht mit Aufträgen an den Kronprinzen von Schweden abgesandt wurde. Blücher und Prinz Wilhelm hatten mit diesem noch am Morgen des 18. Octobers eine Conferenz. Von ihnen ließ er sich endlich bestimmen, an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Blücher für den Tag 30,000 Mann der schlesischen Armee unter seinen Oberbefehl stellte. Wir hielten an der Parthe und sahen jenseits derselben eine zahllose Menge, die Corps von Bülow und Winzingerode vom Theklathurm auf Leipzig heran ziehn. General Gneisenau beobachtete eben den Zug durch ein Fernrohr, als Major Hedemann vom Kronprinzen zurückkam, und die schriftliche Schlachtdisposition desselben mitbrachte. In starken Ausdrücken sprach der über das ganze Benehmen des Kronprinzen entrüstete General seine Nichtachtung des übersandten Planes aus, dieselbe Nichtachtung bewies auch Blücher mit der That. Er hatte schon am 17., wie Müffling berichtet, „dem General Bülow,

(der unterm Oberbefehl des Kronprinzen stand,) durch einen vertrauten Offizier seinen Plan mitgetheilt und ihn aufgefordert, im Fall die Ordres vom Kronprinzen ausbleiben sollten, auch ohne Ordres über die Parthe zu rücken. Bülow antwortete: er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europas gelte."

Blücher befehligte in Person jene 30,000 Mann, welche er unter des Kronprinzen Obercommando gestellt; sie bildeten das Corps von Langeron, dessen Hauptkampf sich bei und in dem brennenden Dorfe Schönfeld hin und herbewegte. So stark hier das Kleingewehrfeuer war, so wurde es dennoch ganz durch den Donner der Kanonen übertäubt. Berichten doch französische Generale, daß ihre Artillerie am 18. October 95,000 Schüsse gethan, die Artillerie der Verbündeten war stärker, so daß gewiß über 200,000 Kanonenschüsse an diesem Tage fielen.

Sächsische Kavallerieregimenter giengen zu uns über, sie zogen vor Blücher vorbei. Es war der größte Jubel, wahrlich nicht bloß, weil der Feind dadurch geschwächt und wir gestärkt wurden, wenn eine halbe Million kämpft, so fallen ein Paar Kavallerieregimenter nicht sehr in's Gewicht; der Jubel war, daß der Krieg Deutscher gegen Deutsche seinem Ende nahte. Unsre Freude vermehrte sich, da wir an diesem großen Tage erfuhren, daß ein bayersches Heer unter Wrede wahrscheinlich schon seinen Marsch angetreten habe, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden.

Der Abend brach herein; Langeron stürmte noch einmal Schönfeld und behauptete es. Der Kanonendonner dauerte fort,

und der Horizont war vom unaufhörlichen Aufblitzen des Pulvers beständig erleuchtet. Endlich machte die Nacht dem Kampfe ein Ende, das Geschütz schwieg, auf dem Schlachtfelde ruhten zahllose Todte und die Lebenden sehnten sich nach solcher Tagesarbeit auch nach Ruhe.

Der Morgen des 19. brach an; es war ungewiß, welcher Kampf uns noch bevorstand. Bald aber erfuhren wir, daß Napoleons Macht gebrochen sei und er den Rückzug antrete. Da erhielt der General Wassilschikoff Befehl mit der Kavallerie des Sacken'schen Corps die abziehenden Franzosen rasch zu verfolgen; Gneisenau befahl mir und Steffens, den General zu begleiten.

Wir kamen diesen Tag leider nur bis Skeuditz; York hatte hier die Brücke über die Elster zerstört. Es ward eine Nothbrücke geschlagen, über welche wir am folgenden Morgen nach Mark Ranstädt ritten, wo Napoleon die Nacht zugebracht. Auf dem Wege stießen wir auf eine Unzahl Flüchtlinge des feindlichen Heeres: Franzosen, Deutsche, Italiener und wie viele andere, welche Napoleon unter seinen Fahnen versammelt hatte. Sie gewährten den traurigsten Anblick; sie flohen nicht mehr vor uns, ihre Kraft war erschöpft. Truppweise lagen sie auf der nackten Erde und starrten uns wie Blödsinnige an. Wir machten über 2000 Gefangene. In Mark Ranstädt erhielten wir genaue Nachricht über das Resultat der Leipziger Schlacht; wir hatten Großes erwartet, was wir erfuhren, war aber weit über alle unsre Erwartung. Ich suchte eine einsame Stelle, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen und von ganzem Herzen

Gott für den Segen unserer Waffen und die Befreiung meines geliebten Vaterlandes zu danken.

Von Mark Ranstädt aus folgten wir der französischen, von Mürat befehligten Arrieregarde auf dem Fuße. Die Kosacken voran, jeder französische Soldat, der zurückblieb, fiel in ihre Hände und war verloren. Ich möchte daher glauben, daß diese Kosacken dem Feinde die besten Dienste geleistet haben, denn unzählige Franzosen würden zurückgeblieben und geflohen sein, hätte nicht die Furcht vor den russischen Piken sie fest zusammengehalten. Nur einmal am Eingang eines Dorfes hielt der französische Rückzug an und man begrüßte uns mit Kanonenschüssen. So wie der erste Schuß fiel, löste sich der bisher geschlossene Zug der Kosacken auf, sie zerstreuten und vereinzelten sich so, daß es nicht lohnte, nach den Einzelnen mit Kanonen zu schießen.

Mein junger Reitknecht hatte sich am 16. entfernt, sobald die Schlacht begann; ich begreife es selbst nicht, wie er mich nur am 20. wieder auffand. Er erzählte mir ein Mährchen, wie er abhanden gekommen sei und was er alles in diesen vier Tagen erlebt. Als die Franzosen zu feuern begannen, befahl ich ihm, vor mir her zu reiten, damit er nicht wieder abhanden käme. Dem armen verzagten Burschen gefiel freilich die Ehre des Vorritts sehr schlecht; später ward er muthiger.

In Lützen blieben wir die Nacht. General Wassilschikoff war ein schöner feiner Mann; beim Abendessen wiederholten wir uns das in diesen großen Tagen Erlebte und blickten zurück auf die Lützner Schlacht, seit welcher nur ein halbes Jahr verflossen war. Wie hatte sich in den wenigen Monaten Alles

umgestaltet! — Daß wir auch Gustav Adolfs gedachten, versteht sich.

Am folgenden Morgen brachen wir auf nach Weissenfels. Ich ritt mit dem General in die Stadt. Wir erfuhren, daß nur noch wenige Franzosen auf dem linken Saalufer gelagert seien, Napoleon selbst in einem Gartenhause des Bürgermeisters die Nacht zugebracht habe. Da Wassilschikoff einzig Kavallerie hatte und gar keine Kanonen mit sich führte, so blieb ihm nichts, als die Ankunft Blüchers und seiner Truppen abzuwarten.

Es mochte 10 Uhr sein, als der Feldmarschall eintraf, ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Er befahl sogleich, in der Nähe des Weissenfelser Schlosses, auf der Höhe am rechten Saalufer, eine Batterie aufzuführen. Bald darauf zerstreute sich der Nebel, und wir erblickten auf dem jenseitigen Saalufer die französischen Truppen gelagert. So wie man sie ansichtig wurde, feuerte die Batterie. Der Feind mußte sich ganz sicher geglaubt haben; desto größerer Schrecken kam nun über ihn, alle liefen so schnell sie laufen konnten und dachten an keinen Widerstand. Nur eine Vorsicht hatten sie gehabt, daß sie die hölzerne bedeckte Brücke, welche bei Weissenfels über die Saale führt, ganz mit brennlichen Materialien bestrichen und bebunden hatten. Kaum war der erste Kanonenschuß von unserer Seite gefallen, so stand im Moment die ganze Brücke in lichterlohen Flammen, es dauerte keine halbe Stunde, so brach sie zusammen.

Wir mußten das Schlagen einer neuen Brücke abwarten. Es geschah an derselben Stelle, wo Friedrich II. vor der

Schlacht bei Roßbach eine Floßbrücke erbauen ließ; dann gieng der Marsch nach Freiburg. Hier hatte York einen Tag vor unsrer Ankunft (am 21. Oktober) die Franzosen bei ihrem Uebergang über die Unstrut angegriffen. Die feindlichen Bagagewagen waren in diesem Treffen zertrümmert, wüst lag alles Mögliche durcheinander auf dem Feld herum. In einer alten Kutsche saß ein französischer Soldat unbeweglich und schweigend, ein stiller Wahnsinn schien ihn ergriffen zu haben; einen andern fanden wir in Freiburg auf der Straße, welcher sichs nicht nehmen ließ, daß wir zu Napoleons Armee gehörten.

Von Freiburg marschirten wir über Langensalze nach Eisenach, eine Nacht lagen wir in Groß-Neuhausen. General Wassilschikoff hatte mir, als ich zu ihm kam, zwei Kosacken zur Dienstleistung gegeben. Ich war ausgegangen, als ich zurückkomme, finde ich meine Kosacken bei einem hoch lodernden Feuer; sie brannten ungedroschenen Waizen und wunderten sich nur, daß ich ihnen die unschuldige Freude störte. Es waren sonst sehr gutmüthige Kerle, so lange ich sie bei mir hatte, versorgten sie mich immer reichlich mit Lebensmitteln. —

Von Eisenach auf den Harz. Blankenburg. Wernigerode. Kassel. Rückkehr des Kurfürsten. Marburg. Giessen. Frankfurt. Höchst.

Am 28. Oktober erhielt ich eine offene Ordre, „den Harz und das Fürstenthum Halberstadt zu bereisen, um auszumitteln, in wie fern diese Bezirke den gegen Frankreich kämpfenden Heeren nützlich werden könnten.“ Weiter hieß es in der Ordre:

„Die Autoritäten der durch den Frieden von Tilsit dem königlich preußischen Staat genommenen, aber jetzt wieder eroberten Provinzen weise ich an, die preußischen Adler aufzustellen und die Wappen von Jerome Bonaparte, da wo sie sich noch finden möchten, abnehmen zu lassen. Diejenige Behörde und derjenige Beamte, welcher diesen meinen Verfügungen nicht nachlebt oder sich eine Versäumniß dabei zu Schulden kommen läßt, werden eingezogen und von einer militärischen Commission als Verräther gegen die verbündeten Heere gerichtet werden. Im Uebrigen bleibt die Administration der genannten Bezirke bis auf weitere Ordre ungestört, und sie genießt den Schutz der Waffen, welche die gegen Frankreich verbündeten Heere zur Herstellung der deutschen Freiheit mit dem besten Erfolg ergriffen haben."

Meinen Universitätsfreund, den Lieutenant Focke, bat ich mir zum Begleiter aus, er war mir der treueste Mitarbeiter auf dieser Mission. Wir ritten nach Halberstadt, wo ich den Major Helwig kennen lernte, denselben, welcher 1806 nach der Schlacht von Jena die siegessichern Franzosen kühn bei Eisenach überfiel. In Zeiten völliger Entmuthigung solch frischen Muth zu bewahren, ist Wenigen gegeben.

In Blankenburg wäre es beim Abnehmen der westphälischen Wappen fast zu Händeln gekommen, da man nicht übel Lust hatte, sich an einigen Anhängern der französischen Herrschaft thätlich zu vergreifen; wir hatten Mühe, die Leute zu beschwichtigen. Mit Bergrath Ribbentrop ritt ich übers Gebirge, mehrere Bergbeamte schloßen sich an. Es war ein fröhlicher Ritt, wo wir zu Eisenhütten ꝛc. kamen, schossen sie aus Böllern und

alten Gewehren, der Jubel war grenzenlos. Wir begegneten einem großen Zuge singender Bergleute, die als Freiwillige eintraten und Kreuze an den Hüten trugen. Der Weg von Blankenburg nach Ilsenburg führte mich in die Nähe von Wernigerode; auf hohem Berge liegt hier das Schloß der Grafen Stolberg. Ich hatte zwei Brüder des regierenden Grafen kennen lernen, den leider zu früh verstorbenen Grafen Constantin, welcher Adjutant des Königs von Preußen war, und den Grafen Anton, Adjutanten des Prinzen Wilhelm. Daß beide nach der Schlacht von Leipzig wohl auf waren, wußte ich gewiß, aber dennoch bedachte ich mich, ob ich der gräflichen Familie dies hinterbringen sollte, überzeugt, daß sie längst Nachricht erhalten hätten. Ich ritt doch hinauf zu dem Schlosse; es thut ja nichts, dachte ich, wenn ich fröhliche Nachrichten auch nur bestätige. Aber es traf sich ganz anders, der Graf hatte seit langer Zeit keine Briefe von den Brüdern erhalten. Man kann also denken, welch ein willkommener Bote ich war und wie freundlich ich aufgenommen ward. Als ich Abschied nahm, sagte die Gräfin: sie müsse mir doch ein kleines Andenken geben; sie habe für die Soldaten wollene Socken gestrickt, welche mir in dem bevorstehenden Winterfeldzuge gewiß gute Dienste thun würden. Ich kann nicht sagen, wie wohl mir dieser freundliche Empfang von Seiten der trefflichen ehrenwerthen Familie that; im Kriege geht solche Freundlichkeit doppelt zu Herzen. Daß ich viele Jahre nach dem Kriege wiederholt Wernigerode besuchen würde, konnte ich nicht ahnen, mein lieber Schwager Radeke, jetziger Consistorialrath und Hof-

prediger in Wernigerode, war damals noch Student und lag als Freiwilliger mit zu Felde.

Ich will den Leser nicht mit meinen Kreuz- und Querzügen auf dem Harze behelligen, doch eins muß ich mittheilen. Ich besuchte die Gewehrfabrik in Herzberg. Dort erzählte man mir: das Nußbaumholz zu Flintenschäften sei, wenn ich nicht irre, am Mittelrhein gekauft worden. Diese Ausgabe künftig zu sparen, habe der westphälische General Alix junge Nußbäume kommen lassen, um sie anzupflanzen, damit sie in späten Zeiten dem Königreich Westphalen Schaftholz liefern sollten.

Vom Harz ritt ich über Göttingen, wo ich im Heine'schen Hause in Quartier lag, nach Cassel. Hier suchte ich meinen Freund Wilhelm Grimm auf; Jakob Grimm und die Schwester lernte ich damals erst kennen. Das Zusammenleben des geschwisterlichen Kleeblatts war höchst liebenswürdig. Am 21. November erlebte ich hier die Rückkehr des alten Kurfürsten. In einem Hause neben der Fuldabrücke sah ich mit Grimms den Einzug. Vor dem Kurfürsten her zog eine Menge Bauern zu Pferde, zum Theil angetrunken, dann Förster, eine Schaar weißgekleideter vor Frost zitternder Mädchen, Schulmeister mit angestrengt schreienden Chorschülern, Nationalgarden zu Pferde und zu Fuß. Endlich kam der Kurfürst selbst, wohl von 200 Menschen gezogen. Er stand im Wagen, neben ihm der Kurprinz. Der alte Herr trug eine mächtige Zopfperücke, ein großes Gewächs am Halse nöthigte ihn, den Kopf seitwärts zu neigen. Den Kurprinzen hatte ich öfters im Hauptquartier gesehen, wo er nichts weniger als beliebt war. Besonders vergab man es ihm nicht, daß er seine achtungswürdige Ge-

mahlin, eine Schwester des Königs von Preußen, übel behandelte, selbst thätlich.

Ein Bauer, der dem Einzuge zusahe, sagte: sieben Jahre habe ich ein Pflaster vorm Maule gehabt, heute reiße ichs runter.

Von Cassel ritt ich nach Marburg. W. Grimm gab mir einen Brief an den dortigen Consistorialrath Wachler, bei welchem ich hoch oben in der Stadt einquartirt ward. Ich ahnte nicht, daß der redliche Mann späterhin in Breslau mein College bei der Universität werden und eines seiner liebenswürdigen Kinder meinen Freund Passow heirathen würde. — Von Wachler erfuhr ich, daß Steffens kurz vor mir in Marburg war und hier keinen geringen Aufstand veranlaßte. Er hielt nämlich auf dem Markte eine feurige Rede, in welcher er alle, die ihr Vaterland liebten, aufforderte, fortan zur Befreiung Deutschlands kräftig mitzuwirken. Die Rede machte einen ungeheuern Eindruck auf die, ohnehin auf die Franzosen tief erbitterten, schlagfertigen Hessen. Zunächst aber wandte sich ihr Grimm gegen die Franzosenfreunde in der Stadt, denen es sehr übel gegangen sein würde, hätte man sie nicht schleunigst in das gemeine Stadtgefängniß, „den Brummstall" eingesperrt. — Wer Steffens' ausgezeichnet wirksame Rednergabe, besonders die seiner jüngern Jahre, an sich erfahren, der wird sich nicht wundern, wenn er dies liest.

Von Marburg ritt ich über Gießen und Frankfurt nach Höchst, wo das Hauptquartier war. Hier übergab ich dem General Gneisenau einen genauen schriftlichen Bericht über das, was der Harz an Eisenmunition, Blei, Gewehren und Pulver

liefern könne. Dazu bemerkte ich aber folgendes. Die Franzosen seien in ihren Kriegen nach Osten gezogen, daher hätten sie auf dem östlichsten Gebirge, das sie inne hatten, auf dem Harz, ihre Haupt-Ammunitionswerkstätte angelegt; wir aber, die wir westwärts marschirten, müßten in den westlichsten Gebirgen, die wir besetzt hielten, unsre desfallsigen Bedürfnisse befriedigen. Die Eisenhütten in den Wesergegenden seien schon von den Russen in Beschlag genommen, wir sollten deshalb unser Augenmerk auf das rechte Rheinufer, besonders auf Nassau richten. Mündlich fügte ich hinzu: vorzüglich aber auf die Menge Eisenhütten der jenseitigen Rheinlande. Was insbesondere das Bedürfniß an Kanonenkugeln betraf, so schlug ich vor, das preußische Oberbergdepartement aufzufordern: „von den oberschlesischen Eisenhütten, — welche anerkannt vorzügliche Munition gößen — eine Anzahl geschickter Förmer unter einem sachkundigen Director zur Armee zu schicken. Diese könnten das Heer überall hin begleiten; Modelle müßten sie bei sich führen." Ich beabsichtigte bei meinen Vorschlägen zugleich das Beste des Heeres und der Bauern, denen, wenn es nach dem ersten Plane gieng, unendlich viel Munitionsfuhren vom Harze bis zum Heere würden aufgebürdet worden sein. Der General war mit diesen Vorschlägen sehr zufrieden. Als ich in Höchst zum erstenmale wieder bei ihm aß, sagte er: „Raumer, Sie kommen zu spät, als daß ich Ihnen die in Bautzen versprochenen Trauben vorsetzen könnte, statt derer müssen sie Elfer trinken." — So gieng in der kurzen Zeit von zwei Monaten das Unglaubliche in Erfüllung, was Gneisenaus prophetische Heldenseele in Bautzen ausgesprochen. —

Frankfurt. Der Spessart und Odenwald.

In Frankfurt war ein unerhörter Zusammenfluß von Menschen; regierende Häupter, Prinzen, Generale, Minister und eine Unzahl Soldaten. Ich Nachzügler konnte kein Unterkommen finden, auch nicht in Gasthöfen. Zum Glück hatte mir Wachler einen Brief an den Buchhändler Reinherz gegeben, der mich auf's Freundlichste aufnahm.

Doch war meines Bleibens nicht lange, da ich am 6. December den Auftrag erhielt, die Maingegenden zu bereisen, um auszumitteln, was dortige Eisenhütten für das Blücher'sche Heer liefern könnten. Ueber Gelnhausen ritt ich in den Spessart, wo ich eine Nacht in einem tief im Walde ganz einsam gelegenen Försterhause zubrachte. Der Förster und seine Frau, alte brave Leute, vertheidigten ihren herrlichen Wald gegen die Verläumdung: er sei ein Sitz von Diebsbanden.

Durch die entlaubten Eichen und Buchen kam ich an den Main und ritt über Wertheim und Miltenberg nach Amorbach. Wie oft sah ich später diese wunderschönen Gegenden im Frieden und in freundlicher Jahreszeit. Der Mann, bei dem ich in Amorbach in Quartier lag, führte mich sehr zuvorkommend in ein Liebhabertheater, das geschmackvoll eingerichtet war. Ich sah „Zwei Worte im Walde" von d'Allairac und „das Geheimniß" von Solié. Da ich das Spiel gegen meinen Wirth lobte, sagte er: leider spielt nur unser vorzüglichster Schauspieler, Regierungsrath W. . . nicht mit, der ist noch ein Schüler von Iffland. Regierungsrath? dachte ich . . . Ja, fuhr

er fort, und die beste Sängerin singt heute auch nicht mit, das ist unsere Fürstin. Auch der Fürst spielt sehr brav. Ich sah, daß die Liebe zum Theater, welche vor Jahren in Dürkheim herrschte, als Iffland dort seine Jäger schrieb und zuerst aufführte, mit der fürstlich leiningenschen Familie nach Amorbach verpflanzt worden war.

In der fürstlichen Loge erblickte ich plötzlich das wilde maskenartige Gesicht des Großfürsten Constantin, der seine Verwandten besuchte, seine erste Gemahlin war eine Prinzeß von Leiningen.

In dem schönen versteckten Waldthale von Amorbach lebten schon vor tausend Jahren in stiller Einsamkeit Mönche, jenes Schauspielhaus gehörte auch zu ihrem Klostergebäude.

Am folgenden Morgen ritt ich übers Gebirge nach Michelstadt und von da zurück nach Frankfurt. Ich ward diesmal, nach getroffener Verabredung, bei meinem Universitätsfreunde Christian Schlosser einquartirt. In seiner lieben Familie verlebte ich schöne Tage. Die Mutter, eine würdige alte Wittwe, erschien mir als das Muster einer Frankfurter Matrone. Christian Schlosser, ein lebendiger begeisterter Mann, war zur katholischen Kirche übergetreten; sein älterer Bruder und dessen Frau waren im Begriff, ihm zu folgen. Mit mir lag Graf Christian Stolberg, der 18jährige Sohn Friedrich Leopolds im Quartier, Katholik wie sein Vater. Dieser liebe Jüngling kam aus Westphalen zu Fuß nach Frankfurt, um in ein Jägercorps einzutreten. Er blieb 1815 bei Ligny, er ist einer der drei jungen Helden, welche Arndt besang. Zacharias Werner, der auch vor nicht gar langer Zeit katholisch geworden, kam täglich in das

Haus, öfters gesellte sich zu unserm seltsamen Kreise der wackere Friedrich Perthes, welcher mit Sieveking in hanseatischen Angelegenheiten nach Frankfurt gekommen war.

In den zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts traten bekanntlich mehrere bedeutende Protestanten zur katholischen Kirche über; jedoch aus sehr verschiedenen Beweggründen. Die Einen wurden durch die alte katholische Kunst begeistert. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Werke Raphaels und Correggios, die divina Comedia Dantes, die großen Kirchenmusiken Palestrinas und Leonardo Leos hatten sie tief ergriffen, sie wandten sich zu der Kirche, welcher jene Künstler angehörten. Christian Schlosser war vorzüglich von dieser Seite her gewonnen, vor Allem hatte ihn Dante begeistert. — Ganz anders waren die Motive Leopold Stolbergs. Er sehnte sich nach einer Kirche, nach einer Gemeinschaft der Liebe, welche er in der damals so tief gesunkenen, leblosen protestantischen Kirche nicht fand. Längere Zeit war er ja zweifelhaft, ob er sich nach Herrnhut oder nach Rom wenden solle. Unser junger Stolberg schien in kindlicher Pietät dem Vater gefolgt zu sein.

Endlich durfte in Zacharias Werner, nach einem wüsten und unruhigen Leben die Hoffnung aufgestiegen sein, im Schooße der katholischen Kirche Ruhe und vollen Frieden der Seele zu finden. Er hatte damals eben seine Weihe der Unkraft gedichtet, als eine poetische Retractation seiner „Weihe der Kraft". — Mir fiel er in so fern sehr auf, als ich ihn etwa vier Jahre früher zuletzt in Paris gesehen, wo er im seltsamsten Anzuge im Tivoli d'hiver lustig tanzte.

Mitten im Kriegsgetümmel Frankfurts führten wir fried-

liche Religionsgespräche, wie sie seit der unglücklichen Abführung des Erzbischofs von Köln leider fast ganz verstummt sind. Schlosser hatte eine schöne Bibliothek. Unter Andern fand ich darin Augustins Confessionen, die ich hier zum ersten Male las, sie zogen mich unglaublich an.

Bei Guaita, dessen Frau eine Schwester Brentanos, war Oberstlieutenant v. Rühl in Quartier. Dieser ein schöner, sehr gebildeter, feiner Mann, der sich durch Karten und Schriften bekannt gemacht, war früher Hofmeister des Prinzen Bernhard von Weimar; in Frankfurt erhielt er einen wichtigen Auftrag. Es ward hier nämlich eine Commission zur Regulirung des Vertheidigungssystems von Deutschland niedergesetzt. Stein, Gneisenau, Graf Radetzky, damals Chef des Schwarzenbergschen Generalstabs und zwei Generaladjutanten des russischen Kaisers gehörten zu dieser Commission, welche am 24. November (1813) ihre Beschlüsse zu Protokoll gab, deren Ausführung Rühl und Eichhorn unter Steins Oberleitung betrieben.

Auf meinen Dienstreisen nahm ich Exemplare von Arndts „Landwehr und Landsturm" mit, und las das Blatt den Leuten, bei denen ich in Quartier lag, auch in den Wirthshäusern vor. Bauerweiber waren vorzüglich entzückt über dasselbe. Ach das ist prächtig, sagte eine, und alles mit Gott, alles mit Gott! Weil Arndts Schrift nur bis auf den Rückzug der Franzosen aus Rußland gieng, so erzählte ich den Zuhörern den Verfolg des Krieges. Dies brachte mich auf den Gedanken, diese Ergänzung in Frankfurt aufzuschreiben und das Flugblatt bei Eichelberg mit meinem Zusatz drucken zu lassen.

General Gneisenau wohnte in Frankfurt im Hause einer

Frau von Holzhausen. Bei dieser war ich eines Abends mit dem General zum Thee, und lernte hier die Frau von Helwig kennen, die Dichterin der Schwestern von Lesbos. Sie war sehr geistreich, ja aufgeregt, was sich durch häufige leise Zuckungen ihres feinen Gesichts äußerte. So verfloßen die Decembertage in Frankfurt; erwartend sahen wir der Fortsetzung des Krieges entgegen. Es munkelte: manche Hochgestellte wollten gar zu gern um jeden Preis Frieden schließen, und scheuten sich, den Rhein zu überschreiten, weil kein Absehn sei, wie weit solch' Ueberschreiten führen könne. Nur Schwärmer, meinten sie, könnten sich einbilden, nach Paris zu kommen. — Ja, nach Paris, nach Paris, riefen die Muthigen, nur da kann ein ehrlicher Friede geschlossen werden.

Plötzlich hieß es: wir marschiren.

Rheinübergang bei Caub. Ueberschreiten der französischen Grenze. Brienne. La Rothière. Champaubert.

Es war an einem klaren Wintermorgen, am 30. December, da ich allein mit meinem Burschen von Frankfurt nach Wiesbaden ritt. Beim Aufgang der Sonne fragte mich dieser, wie es zugehe, daß die Sonne dort aufgienge, da sie doch in seiner Heimat dort — er zeigte nach Abend — aufgehe. Ich gestand ihm, daß ich nicht im Stande sei, seine Frage zu beantworten.

Am folgenden Morgen, am letzten Tage des großen Jahres 1813, ritt das Blücher'sche Hauptquartier von Wiesbaden das Gebirge hinan, ein weißer Nebel bedeckte das Rheinthal. Wir kamen nach Schlangenbad, von da führte der Weg über wüstes

winterliches Schiefergebirge. Abends erreichten wir den Engpaß, welcher von Weisel nach Caub hinunter führt. Wäre das tiefe Geheimniß der Punkte, an welchen die Verbündeten über den Rhein gehn wollten, nicht auf's Treuste bewahrt worden, so hätten uns die Franzosen vom linken Rheinufer aus mit wenigen Kanonen beim Herabsteigen nach Caub zusammen schmettern können.

Nie werde ich die Neujahrsnacht in Caub vergessen.

Wir giengen an den Rhein. Seit 1802 hatte ich den herrlichen Strom oft besucht, seit dem Jahre, da Friedrich Schlegel jene Klage dichtete, die mit den Worten beginnt:

Du freundlich ernste starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh, die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren.

Wie oft habe ich mit schwerem Herzen diese Worte der Klage mir wiederholt! Zuletzt noch, als ich im Jahre 1809 zurück von Paris nach Köln kam, damals als Oesterreich unterlag, Schill gefallen war und die letzte Hoffnung Deutschlands zu schwinden schien.

Wie hatte sich aber jetzt in Zeit eines Jahres die Welt verwandelt! Dem langen tiefsten Schmerz war eine unermeßliche Freude gefolgt, es war uns wie den Träumenden; doch die blutigen Freiheitsschlachten waren wahrlich kein Traum.

Hier standen wir an der von Napoleon gezogenen Grenze Deutschlands.

Eine Anzahl befreundeter Kampfgenossen trafen in Caub

zusammen. Wir saßen beim Rheinwein, während in der kalten sternhellen Nacht die Pontonbrücke geschlagen ward. Unsere Gespräche wandten sich bald zur Vergangenheit, zu den qualvollen sieben Jahren, die wir seit der Schlacht bei Jena unter Napoleon in grimmiger Trauer zugebracht, und zu den großen Ereignissen des letzten Jahres; jeder erzählte, was er erlebt hatte. Dann aber richteten wir froh die Augen in die Zukunft. Alle waren des festen Glaubens, daß wir Paris erobern würden und zwar in nicht gar langer Zeit; unter der Führung Blüchers, Gneisenaus und Yorks werde es im Sturmschritt vorwärts gehn.

Unter solchen Gesprächen blieben wir zusammen bis nach Mitternacht, da 200 Füsilire von Graf Brandenburg geführt in möglichster Stille über den Rhein setzten. Aber beim Landen begrüßten sie das linke Rheinufer mit Hurrahgeschrei. Wir hofften am Neujahrstage 1814 alle den Strom zu überschreiten. Die Pontonbrücke gieng vom rechten Ufer zunächst nach der Rheininsel, auf welcher die alte wunderliche Pfalz steht: von der Insel war eine zweite Brücke hinüber auf das linke Rheinufer geschlagen. Aber der gewaltige Strom sprengte diese zweite Brücke; darum wurden den ganzen Tag Truppen auf Kähnen übergesetzt, unter Hurrahrufen und Feldmusik. Erst am 2. Januar war die Brücke wieder hergestellt und nun erfolgte der Uebergang der übrigen Truppen. — Unser Marsch gieng über Stromberg, Creuznach, Lauterecken und S. Wendel nach Saarbrücken. Meist hatten wir Schlackerwetter und böse Wege, doch waren die Truppen guten Muths. Einmal ritten wir, es war in der Nähe von Lauterecken, neben einer Infanterie-

colonne. General Gneisenau fragte: Kinder, wie geht's? Sonst wohl gut, war die Antwort, kämen wir nur nicht immer so spät in's Quartier. Nun, sagte Gneisenau, vor Tische kommt ihr doch, das fehlt nicht. Ja wohl, sagten sie und lachten herzlich.

In Saarbrücken standen wir nur 2 Stunden von der französischen Grenze, am 12. Januar überschritten wir diese und marschirten auf S. Avold, am 18. kamen wir nach Nancy. Beim Einzug in die Stadt sollten wir uns etwas heraus putzen, allein nur sehr wenigen gelang es, wir übrigen trugen gröbliche Spuren von Wetter und Wegen. Der Magistrat empfing den Feldmarschall mit einer feierlichen Deputation und Anrede, er antwortete: die Verbündeten kämen, um Frankreich vom Despotismus zu befreien; zur Erleichterung der Einwohner schaffe er in den eroberten Departements die Salzauflage und andere drückende Steuern ab.

Es war noch nicht 6 Jahre her, daß ich im September 1808 durch Nancy kam. Damals war man beschäftigt, Zelte zu bauen, um einem Theil der großen Armee, den Siegern von Jena, die von Preußen nach Spanien zogen, ein Fest zu geben. Und wie zur Verherrlichung dieses Festes diente eine bedeutende Zahl preußischer Gefangener in allen möglichen ganz abgetragenen Uniformen, zum Theil ältere Offiziere mit dem Orden pour le mérite, welche in schmerzlichster Niedergeschlagenheit umherschlichen. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Ueber Toul, Vaucouleurs, Gondrecourt und Joinville giengen wir nach Brienne, wo wir den 27. Januar eintrafen, ohne bis dahin einen Feind gesehen zu haben; denn die wenigen Schüsse, welche bei Caub fielen, verdienen kaum Erwähnung.

Auf der Kriegsschule von Brienne hatte Napoleon bekanntlich seine kriegerische Bildung erhalten, hier war es, wo er uns am 29. Januar wieder persönlich entgegen trat. Das Schloß Brienne liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuße sich das Städtchen Brienne hinzieht. Der Feldmarschall ließ es durch den russischen General Alsufiew besetzen, dessen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterem Flügel begab sich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse vier Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen acht Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schloße hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau giengen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — irre ich nicht, so hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte schwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schloßes steht abgesondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter diesem von versteckten Feinden Schüsse in die Schloßfenster hinein. Blücher und Gneisenau, deren Pferde glücklicher Weise noch zur Hand waren, warfen sich sogleich auf dieselben; Graf Schwerin, dessen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müssen, wofern der Lieutenant Geisler ihm nicht das seinige

abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um sich zu Alsufiews Truppen zu begeben. Glücklicher Weise erkannte man durch das Gitter hindurch französische Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; schweigend und still wandte man sich rechts und gewann das Freie. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meinung, Brienne sei von den Russen besetzt, hineinritt; sein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geschossen und der General entkam mit Mühe. — Das Räthsel löste sich so: Alsufiew war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen; der Offizier, welcher dies dem Feldmarschall melden sollte, verfehlte ihn, Hardenberg und sein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem sie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzosen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeschlichen, sie schossen in die Schloßfenster und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlassen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. — General Gneisenau trug mir auf, in einem ganz nahen Dorfe für den Feldmarschall Quartier zu machen. Es gelang mir kaum ein leidliches Unterkommen für ihn zu finden, geschweige denn für mich selbst. Zuletzt quartierte ich mich in eine ziemlich große Bauernstube, auf deren Fußboden russische Verwundete dicht neben einander lagen. Zum Glück entdeckte ich einen sehr großen Wandschrank, in welchem ich mein Nachtlager nahm.

Leider erlebte ich Tags vorher, am 28., zum zweiten Male

den Verlust meines Mantelsacks. Ich hatte mein Pferd Abends in einen langen Stall zu hinterst eingestellt, da glaubte ich es recht sicher. Aber eine Hinterthür war meiner Aufmerksamkeit entgangen, durch welche sich ein Dieb eingeschlichen und den Mantelsack abgeschnitten hatte. So hätte ich von Ende Januar bis Mitte März wieder nichts gehabt, als was ich auf dem Leibe trug, wenn mir nicht Lieutenant Scharnhorst freundlichst ein Hemde geschenkt.

Am 1. Februar war die Schlacht bei la Rothière. Wir hielten um Mittag auf einem Hügel nahe Trannes, dahin kam der König von Preußen, der Kaiser von Rußland, Fürst Schwarzenberg, General Giulay u. a. General Gneisenau theilte dem Kaiser die Disposition mit. Der Leser wird lachen, wenn ich ihm gestehe, daß es mir fast seltsam vorkam, als ich sahe, wie der königliche Mann, während er dem Kaiser Bericht erstattete, den Generalshut in der Hand hielt.

Es war ein wüstes Wetter an diesem Tage, wiederholt das stärkste Schneegestöber, so daß man unmöglich die Bewegungen der Truppen überblicken konnte, ja dies Gestöber dämpfte selbst den Kanonendonner dermaßen, daß er von solchen, die nicht gar fern vom Schlachtfelde standen, nur schwach vernommen wurde. Wir hielten die längste Zeit bei la Rothière, um dessen Besitz lange auf's Mörderlichste von den Russen unter Sacken gekämpft ward; auf jeder Seite, sagt ein Berichterstatter, blieb der fünfte Mann oder ward verwundet. Die Tapferkeit der Baiern unter Wrede und der Württemberger unter Anführung ihres Kronprinzen trug vorzüglich zum vollen Siege bei. —

Man beschloß, zum Theil der Verpflegung wegen, daß die Hauptarmee nun zwischen Aube und Seine vorgehen, Blücher aber nach der Marne marschiren solle. Am 8. Februar waren wir in Vertus. Ich staunte nicht wenig, im dasigen Maire den Bruder unsres Chamisso kennen zu lernen. Natürlich war die Unterhaltung mit ihm etwas peinlich, war ich doch zugleich Freund seines Bruders und Feind seines Vaterlandes.

Vom 10. bis zum 12. Februar hörten wir starke Kanonaden, es fehlte aber an Nachrichten; zu spät erfuhr man, daß Napoleon an diesen Tagen die Generale Alsufiew, Sacken und York angegriffen und geschlagen hatte.

Am 11. Februar trafen aus Deutschland das Corps von Kleist und die Division Kapzewitsch in Bergeres (nahe Vertus) ein. Mit diesen Truppen marschirte Blücher am 14. Februar gegen Napoleon.

Ich verließ früh Etoges; nach ganz kurzem Aufenthalt in Champaubert ritten wir nach Janvilliers. Hier stellte es sich bald heraus, daß wir es mit einer großen Uebermacht, besonders an Kavallerie zu thun hatten und der Rückzug wurde beschlossen. Feindliche Reiter folgten uns nach Fromentières, in Champaubert kamen sie so nahe, daß Karabinerschüsse gegen uns fielen. Blücher war verzweifelt grimmig. Ihm, dem Marschall Vorwärts war das „Rückwärts, rückwärts stolzer Cid" ein widernatürlicher Gräuel. Er blieb bei Champaubert halten und suchte den Tod. Mit Mühe wurde er bewogen, durch das Dorf zu reiten, in welchem wir russische Truppen in ziemlicher Auflösung fanden. Jenseits Champaubert kamen wir auf einen freien Platz neben der Landstraße. Hier waren wir noch etwa

2000 Schritte vom Rande des Waldes entfernt, durch welchen die Straße nach Etoges läuft. Aber wir sahen, daß uns auf der entgegengesetzten Seite der Chaussee große Massen französischer Reiterei vorausgeeilt und uns den Rückzug abgeschnitten hatten.

Es war der bedenklichste, verhängnißvollste Augenblick im ganzen Kriege. Blücher, Gneisenau, Prinz August Ferdinand, Kleist, Grolmann und viele andere höchst bedeutende Männer schienen dem Tode verfallen. Der treffliche Obristlieutenant von Oppen hielt neben mir. Ich habe, sagte er, in Spanien unter Wellington vieles erlebt, doch so etwas nie. Es sind die letzten Worte, welche ich aus seinem Munde vernahm, keiner von uns sah ihn mehr. Lieutenant von Blücher, ein Neffe des Feldmarschalls, erhielt einen tödtlichen Schuß. Der Prinz August Ferdinand zog den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen als uns ergeben. Ein Viereck preußischer Infanterie wurde gebildet, ich sehe noch die hohe Heldengestalt Grolmanns, der mit großer muthiger Ruhe den Soldaten Muth einsprach. Wir setzten uns nun mit dieser Infanterie in Marsch und schlugen uns durch die französische Kavallerie durch, wobei eine russische Batterie mit wohlgerichtetem Kartätschenfeuer uns unterstützte. So kamen wir in den Wald, und glaubten die Gefahr hinter uns zu haben. Allein vorgeeilte französische Kavalleristen waren im Walde abgesessen, und schossen mit Karabinern auf uns. Russische Artillerie schlug sich auf der Chaussee retirirend, wir ritten zwischen ihrem Zuge und dem Chausseegraben; es ist ein Wunder, daß wir nicht alle fielen.

In der Nacht kamen wir bis Bergeres, wo wir vom Feinde nicht weiter verfolgt, etwas anhielten. Ich gieng in ein Haus, ermüdet von einer solchen Tagesarbeit legte ich mich auf den Boden, um etwas auszuruhen. Kaum liege ich, so ruft jemand: Raumer. Ich sehe mich nach dem Rufenden um, und frage ihn, was er wolle? Er sieht mich an und sagte: es muß ein Mißverständniß obwalten, ich suche Raumer. Der bin ich, antwortete ich, und so viel ich weiß, bin ich hier der Einzige dieses Namens. Nun erst ergab es sich, daß mein jüngerer Bruder Gustav in ein schlesisches Husarenregiment eingetreten mit dem Kleist'schen Corps eingetroffen war, und als erste Kriegsprobe der unglücklichen Schlacht beigewohnt hatte. — Bald saßen wir wieder auf und ritten bis Chalons, wo wir gegen 10 Uhr Vormittags ankamen; mit geringer Unterbrechung war ich vom 14. früh 6 Uhr bis jetzt, fast 27 Stunden zu Pferde.

Wiewohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie sein. Es befand sich damals im Blücher'schen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet.“ Napoleon in seinem Grimme nannte es später „ein wahres Galgengesicht“ — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn sieben Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward dieser Un-

veränderliche von Enthusiasmus ergriffen, und schrieb einen sehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demselben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Diese desperate Schlacht folgte dem Uebermuthe einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße.

Momentane Vereinigung mit der Hauptarmee. Gefecht bei Mery. Marsch von der Seine nach Soissons. Schlacht von Laon. Wie es uns in Frankreich ergieng.

In Chalons ruhten wir von den Strapazen aus, die Generale York und Sacken stießen zu uns.

Meinen Bruder fand ich auf, er lag bei dem Vorsteher eines Erziehungsinstituts in Quartier, der mich ganz ernstlich aufforderte, meine Kinder seiner Anstalt anzuvertrauen.

In diesen denkwürdigen Tagen traf ich auch mit andern lieben Freunden zusammen, mit Steffens, Steltzer meinem Universitätsfreund und dem Domprediger Blanc aus Halle. Der letztere war zum Feldprediger im Yorkschen Corps ernannt und hatte einen Feldküster mit sich, welcher ihm in der Schlacht abhanden gekommen war. Nachdem wir uns in Chalons ausgeruht, gieng ich mit Blanc zum Thor hinaus, da begegnete uns der Küster auf einem Bagagewagen. Auf Blancs Frage: wo er denn sein Pferd habe? sagt er: ich bin heruntergestiegen und habe es laufen lassen, wo es so hergeht, mag ich nicht reiten.

Blücher war im Begriff mit seiner Armee an der Marne wieder vorwärts zu gehen, als er am 19. Februar von Schwar-

zenberg aufgefordert wurde, an die Seine zur Hauptarmee zu stoßen, um in Gemeinschaft mit dieser dem Kaiser eine Schlacht zu liefern. Er werde am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit stehen, war die Antwort des Feldmarschalls. Am 20. waren wir schon bei Arcis an der Aube und am 21. in Mery an der Seine. Abends ließ sich hier kein Einwohner sehen; am andern Morgen aber gieng plötzlich ein großes Feuer auf, da kamen Männer und Weiber mit verzweifeltem Geschrei aus allen Winkeln hervor; wir verließen den Ort. In nicht geringer Erwartung der großen Hauptschlacht, einer zweiten Leipziger Schlacht waren wir gekommen, statt ihrer brachten wir den 22. einen wüsten Wintertag vor Mery in einem nichts entscheidenden Gefecht zu, bei welchem den Feldmarschall eine matte Flintenkugel ans Bein traf.

Die Nacht vom 22. auf den 23. Februar lagen wir in Droup S. Basle. Hier entstand wieder Feuer, Funken fielen in Menge auf unsre Pulverwagen; die schleunigste Entfernung derselben bewahrte uns.

Aber eine ganz andere Gefahr drohte in diesen Tagen. Bei der großen Armee hatte man nicht nur den Plan aufgegeben an der Seine eine Schlacht zu liefern, sondern sogar beschlossen sich in der Richtung von Chaumont und Langres zurück zu ziehen. Und dies geschah in einem Augenblick, da die vereinte Armee der Verbündeten die französische weit an Zahl übertraf.

Schloß Blücher sich den Retirirenden an, so giengen wir woher wir gekommen waren, zurück über den Rhein, es war

die Umkehr der Arndt'schen nach der Schlacht von Leipzig an Blücher gerichteten Worte:

Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein.

Diese Schmach wendete der kühne Vorschlag Grolmanns ab:[1]) Blüchers Heer solle sich sogleich von der Hauptarmee trennen, über die Aube zurück nach Meaux an die Marne marschiren, dort sich mit den Corps von Winzingerode und Bülow vereinigen und mit diesen auf dem rechten Ufer der Marne nach Paris vordringen. Niemand war mit dem Vorschlag zufriedener als Blücher.

Grolmann wurde sogleich nach Troyes zu Schwarzenberg geschickt. Er erfuhr hier, daß der Rückzug der Hauptarmee unwiederruflich beschlossen sei, die Monarchen jedoch noch nicht ausdrücklich befohlen hätten, daß sich die Blücher'sche Armee mit der Hauptarmee zurückziehen solle. Am 23. brachte Grolmann Nachricht von der mit Schwarzenberg getroffenen Verabredung, daß Blücher seinem Wunsche gemäß über die Aube zurückgehen könne. Die Lehre der Physik, daß sich gleichnamige Pole abstoßen, ungleichnamige einander anziehen, bestätigte sich hier; wir konnten uns nicht schnell genug von der Hauptarmee entfernen, so zog Paris uns an. Noch in der Nacht vom 23. zum 24. Februar ritten wir nach S. Just, einer dem Marschall Brune gehörigen Besitzung. Hier fanden wir, wie so oft, keinen Menschen, im Keller aber Wein und einen Topf voll Honig. Da kochten wir Glühwein, der uns

---

[1]) Damitz 320 flg.

nach dem Nachtritt recht erquickte, General Wollzogen war unser Gast. An demselben Tage kam das Hauptquartier nach Anglüre. Daß Blüchers Besorgniß: es dürfte Gegenbefehl kommen, und er müsse sich deshalb schleunigst entfernen, daß diese gegründet war, zeigte sich bald. Denn in der Nacht vom 25. erhielt er von Schwarzenberg eine Depesche des Inhalts: er solle sich wieder mit ihm vereinigen, worauf aber Blücher antwortete: seine Truppen seien zu weit vorgeschoben, als daß er mit ihnen einen Rückmarsch antreten und zur bestimmten Zeit eintreffen könne; es müsse bei der mit Grolmann getroffenen Verabredung bleiben. — Den Monarchen schrieb er zu gleicher Zeit eigenhändig, stellte ihnen alle die bösen Folgen des Rückgehens vor, bat, daß man ihm nur die Corps von Bülow und Winzingerode unterordnen solle, in Verbindung mit diesen scheue er weder den Kaiser Napoleon noch seine Marschälle. Seine Bitte wurde ihm gewährt. —

Ueber Sezranne und Rebais kamen wir am 27. Februar bei la Ferté sous Jouarre an die Marne und giengen über dieselbe. Es war auf diesem Marsch, wenn ich nicht irre, daß unsere Truppen einen Kurier fiengen, welcher eine Menge Briefe bei sich hatte. Gneisenau gab den Auftrag, diese zu lesen und ihm etwaniges Wichtige daraus mitzutheilen. Es fand sich nichts; meist waren es Briefe von Frauen oder Geliebten französischer Offiziere, außerdem eine Anzahl gedruckter Diplome der Ehrenlegion, eins derselben behielt ich zum Andenken. Es lautet:

I[ère] Division. Légion d'Honneur.

Paris le 14 Juin 1813.

Le Grand-Chancelier, Ministre d'État,

A Monsieur Lafont,

Chevalier de la Légion d'honneur, Grenadier dans le 144[e] Reg[t] de ligne.

L'Empereur et Roi, en Grand-Conseil, vient de vous nommer Chevalier de la Légion d'Honneur. Je m'empresse et je me félicite vivement, Monsieur, de vous annoncer ce témoignage de la bienveillance de Sa Majesté impériale et royale et de la reconnaissance de la nation.

N[0] d'ordre 36687. B. G. E. L. C[te] de Lacepède.

Dem Brevet war folgende Formule du Serment beigefügt: Je jure d'être fidèle à l'Empereur et à sa Dynastie; je promets, sur mon honneur, de me dévouer à son service, à la défense de sa personne, et à la conservation du territoire de l'Empire dans son intégrité; de n'assister à aucun conseil ou réunion contraire à la tranquillité de l'État; de prévenir Sa Majesté, de tout qui se tramerait, à ma connaissance, contre son honneur, sa sûreté ou le bien de l'Empire.

Der unterschriebene Lacepède, Kanzler der Ehrenlegion, ist als Naturforscher bekannt. Wahrscheinlich ist Lafont längst unter den Todten, lebte er noch, so wollte ich ihm gern das Diplom zukommen lassen.

Doch ich kehre zur Erzählung unsres Marsches zurück. Von la Ferté sous Jouarre giengen wir nach Soissons, wo sich

Bülows Corps an das schlesische Heer anschloß. Einen größern Contrast konnte man nicht sehen, als den zwischen Yorks und Bülows Truppen. Jene hatten durch angestrengte Märsche, kümmerliches Leben in der ärmlichen Champagne, durch stetes Bivouacquiren beim ärgsten Wetter ein wüstes zerlumptes Ansehen, während man es den Bülow'schen ansah, daß sie in Belgien gute Tage gehabt, besonders schmuck waren die, welche bequeme, reinliche englische Uniformen trugen.

Am 7. März war das Gefecht bei Craonne gegen Napoleon, der uns gefolgt war. Am 8. nahm das Blücher'sche Heer seine Stellung in und bei Laon. Diese Stadt liegt auf einem Berge, der sich ganz isolirt 350 Fuß hoch über die Ebene erhebt. Die verbündeten Truppen lagen rings um den Berg, der Kaiser griff aufs heftigste den südwestlichen Quadranten derselben an, gegen den südöstlichen war Marschall Marmont in Anmarsch. Dieser traf erst gegen Abend ein, ward in der Nacht von York und Kleist überfallen und völlig in die Flucht geschlagen. Nachdem aber so der rechte französische Flügel verjagt war, setzte Napoleon am folgenden Tage die Schlacht nur in so weit fort, als nöthig, um seinen Rückzug zu decken. Das Hauptquartier war an diesem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Kanonenkugeln, welche uns dort begrüßten, zogen manchen Streifen im Schnee. Die Generale saßen in dieser seltsamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneisenau gesellten sich Bülow und der Chef seines Generalstabs Oberst Boyen. Diese letzteren sah ich hier zum ersten Male. Bülow hatte ein sehr bescheidenes Aeußere,

man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Componisten von Psalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Neys im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns hinauf drangen, sagte der General ganz gelassen: bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ichs heute auch. — Der Feldmarschall war in dieser Zeit krank, besonders litt er sehr an den Augen. Am ersten Schlachttage war er noch einige Stunden zu Pferde. „Später, erzählt Damitz,[1]) vermochte nur sein treuer Waffengefährte und Chef seines Generalstabes, der General von Gneisenau, in den bewußteren Augenblicken seines Feldherrn, dessen Entschließungen an seinem Schmerzenslager entgegen zu nehmen. Dieses Verhältniß mußte bei einer Armee, die aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt war .... um so mehr, da keine Bestimmung über die Fortführung des Obercommandos vorlag, in dem Augenblick, wo die Armee sich im Kampfe mit Napoleon befand, von größtem Einfluß werden."

Wer die höchst wichtige Rolle kennt, die Gneisenau als Chef des Blücher'schen Generalstabes spielte, begreift es doch nicht, warum Napoleon nach der Schlacht nicht energischer verfolgt wurde, warum Alles etwas langsam gieng. Wie hoch Gneisenau eine solche Verfolgung anschlug, und mit welchem

---

[1]) Geschichte des Feldzugs von 1814, 3, 127. 245. Von Laon bis Paris mußte Blücher in einem Wagen fahren.

Ungestüm er sie auszuführen verstand, das hat er in der Nacht der Schlacht von Belle Alliance gezeigt.

Die eben angeführten Worte des Major v. Damitz deuten auf einen andern Grund der Lähmung unserer Operationen, welchen ich später erfuhr.

Als ich nämlich einige Jahre nach dem Kriege den General Gneisenau in Erdmannsdorf besuchte, kam das Gespräch auf den Krieg von 1813 und 14.

Ich gestand ihm, daß wir oft gar zu gerne in die Geheimnisse der Operationen hineingeschaut, aber natürlich nicht entfernt daran gedacht hätten, uns eine Frage zu erlauben. Nach seiner großen Freundlichkeit erwiederte Gneisenau: nun was hätten Sie z. B. gern wissen mögen, fragen Sie jetzt. Ich erwiederte: es sei uns nach der Schlacht von Laon alles sehr unheimlich vorgekommen, so daß wir uns kaum recht herzlich hätten über den Sieg freuen können. Blüchers Krankheit sei es nicht allein gewesen, was uns gedrückt. —

Sie war es auch nicht allein, erwiederte Gneisenau. Eines Abends brachte ich in Laon dem kranken Feldmarschall eine Ordre an General York zur Unterschrift. Er lag im Bett. Als er unterschrieben, sende ich die Ordre fort, ohne sie noch einmal anzusehen. York findet, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hat. Darauf hin geht er zu Kleist; da sieht mans, sagt er zu ihm, der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern. So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt: das müssen wir nicht leiden. — Sie dachten nun darauf, den Prinzen Wilhelm an Blüchers Stelle zu verlangen, vergaßen aber, daß hierbei das Alter des

Patents entschied und beim Abtreten von Blücher ein russischer General an dessen Stelle gekommen wäre. Ich schrieb, sobald ich die Sache erfuhr, an die Monarchen und erbot mich, zurückzutreten, erhielt aber zur Antwort: ich solle bleiben. [1])

Diese Erzählung Gneisenaus erläutert die, welche Damitz aus dem Munde Grolmanns gibt, der ohne allen Zweifel genau um die Sache wußte.

Die Schlacht von Laon war die letzte, der ich beiwohnte. — Ehe ich aber weiter erzähle, was ich erlebte, muß ich noch einen Rückblick auf unser Kriegsleben in den Monaten Januar und Februar thun.

Es begann so schön mit der Neujahrsnacht in Caub.

Auf dem Marsch bis an die französische Gränze hatten wir meist böses Schlackerwetter, dies wechselte später mit heftiger Kälte und Schneegestöber. In den herrlichen Rheingegenden lebten wir aber sonst gut, desto schlechter in Frankreich, vornämlich in dem Theil der Champagne, welchen die Franzosen selbst la Champagne pouilleuse nennen. Besonders hatte es das Heer übel nach den verlorenen Februarschlachten; in einer Hinsicht waren wir im Hauptquartier am schlimmsten daran. Dies kann nämlich nicht incognito durch Feindes Land ziehen, es wird von den Eingeborenen unaufhörlich verrathen. Sonst ist die Gewohnheit, daß der Trompeter vor dem Aufbruch zuerst das Zeichen giebt zum Satteln, später zum Auf-

---

[1]) Es ist (1850) etwa 32 Jahre her, daß mir General Gneisenau dies mittheilte; sollte hieran irgend etwas irrig sein, so versteht es sich von selbst, daß einzig mein Gedächtniß die Schuld trüge. Doch glaube ich treu berichtet zu haben.

sitzen; im Februar wurde nie abgesattelt und nur zum Aufsitzen geblasen. Und dies geschah öfters mitten in der Nacht, wenn es hieß: wir werden überfallen. Dann zog jeder eiligst das Pferd aus dem Stall, warf sich drauf und war zufrieden, wenn er in der Finsterniß den Feldmarschall bald auffand. Einst wurden wir überfallen und ritten zur Sicherheit in ein Yorksches Bivouacq, dann gieng es weiter in ein zweites, so daß wir in der finstern kalten Nacht gar nicht zur Ruhe kamen.

Die Champagne bildet meist hohe kahle Ebenen, über welche der Wind frei wegstürmt. In den Bivouacqs auf diesen Ebenen konnte der Soldat beim Feuer kaum einen Platz finden, an welchem ihm nicht der Wind die Flammen zuwehte und ihn versengte, oder sie nach der entgegengesetzten Seite trieb, da denn gar kein Erwärmen stattfand.

Und wie schwer war es, in der baumlosen Gegend Brennmaterial aufzutreiben! Lag der Soldat neben Dörfern, so mußte gewöhnlich das Holz der Häuser, besonders das Sparrwerk der Dächer herhalten. So kam es, daß von den Häusern oft nur der untere Theil, vom ganzen Dorf nur oblonge hohle Kästen aus Kreide mit Fensterlöchern und ohne Dächer übrig blieben; es war ein Bild der Oede und Verwüstung. Lag man in einem Dorf, so mußte man sehr wachsam sein; denn plötzlich erstiegen Soldaten das Dach und brachen es rasch zusammen, unbekümmert, ob beim Zusammenbrechen der Balken einer oder der andere erschlagen wurde.

Eines Tages lag das Hauptquartier in einem elenden ausgehungerten Dorfe. Hudson Lowe war bei Blücher und

bittet ihn und seine Umgebung zum Thee. Man nimmt die Einladung an, und Hudson will die Gäste zu seinem Quartier führen. Aber er kann es nicht finden und ist wie verzaubert, bis er erfährt, daß Soldaten während seiner Abwesenheit das ganze Haus demolirt haben.

Man hatte es in den Dörfern kaum besser als im Bivouacq. Die Stuben gepflastert, ein elendes Kamin, Thüren die klafften, zudem die böse Gewohnheit der Leute, die Thüren aufzulassen. Selbst unsere gemeinen Soldaten haben das: Fermez la porte gelernt, es wurde aber einem bemerkt: il ne faut pas dire fermez la porte, il faut dire: fermez la porte s'il vous plait.

Zu alle dem gesellte sich der größte Mangel an Lebensmitteln, und was sich vorfand, war meist auch dem Genügsamsten zu schlecht, ja ungenießbar. Vor Allem das Brod. Es war mit rother Weinhefe gesäuert, über der Unterrinde bestand es aus einem ganz naß klitschigen blauen, etwa zwei Zoll dicken Teig, über welchem sich die Oberrinde hoch wölbte. Wir waren glücklich, wenn wir Speck und Kartoffeln fanden. Einmal glaubte ich in einem Stall Eier entdeckt zu haben, näher besehen waren es recht geschickt aus Kreide geschnittene; so angeführt führte ich meine Kameraden an.

Besser wards als wir uns der untern Marne näherten, wo der Krieg noch nicht Alles aufgefressen. Mit Vergnügen denke ich an Rebais, einen recht artigen kleinen Ort — doch voll unartiger Leute. Mit einigen andern Offizieren erhielt ich ein Quartierbillet auf ein Haus, das von außen sehr einladend schien. Allein die Hausthür war fest verschlossen, wir

klopften vergebens an. Leute erzählten uns: in dem Hause wohne eine alte Jungfer, die Schwester des Maire. Daraufhin giengen wir zu diesem und baten, er möge seiner Schwester sagen lassen: sie solle die Thüre öffnen, weil wir sonst genöthigt wären, sie aufzubrechen. Nun wurden wir eingelassen. Die vorhergehenden Tage hatten wir sehr elend gelebt, nach der wohlhäbigen Einrichtung des Hauses konnten wir hoffen, uns hier etwas erquicken zu können. Ich gieng zu unserer Wirthin, welche eine Kaffeegesellschaft von mehreren Damen bei sich hatte, und bat aufs Freundlichste: sie möchte uns zu Abend eine Hühnersuppe geben. Aus dem Ausspruche Heinrichs IV.: Jeder französische Bauer müsse Sonntags ein Huhn im Topfe haben, kann der Leser schon schließen, daß Frankreich ein rechtes Land der Hühner ist und meine Forderung daher sehr bescheiden war. Die Dame antwortete mir aber sehr kurz angebunden: sie sei keine Pächterin und habe keine Hühner. Ich brachte diese unerfreuliche und ganz unglaubwürdige Antwort den übrigen Offizieren. Als mein Bursch die Antwort mit anhört, sagt er: o die hat Hühner, ich habe sie gackern hören. Such sie auf, sagte ich, und bringe zwei unterm Mantel, halt ihnen aber die Schnäbel zu. Es dauerte nicht lange, so brachte er die Hühner. Nun trat ich mit dem Burschen in die Kaffeegesellschaft. Ich bin kein Pächter, sagte ich der Dame, habe aber das Glück gehabt, zwei Hühner aufzutreiben. Laß sie laufen, befahl ich dem Burschen. Wie der sie nun unterm Mantel hervorholte und die Schnäbel losließ, so flogen die guten Thiere unter lautem Geschrei wie toll in der Stube herum. Die Dame, welche sich gewiß gegen ihre Gesellschaft

darauf etwas zu Gute gethan, daß sie mich so schnöde hatte ablaufen lassen, erlebte nun das Gegenspiel. Alle ihre Gäste sahen gleich, woher die Hühner stammten, verstanden den Scherz und lachten herzlich; Abends aber bekamen wir die gewünschte Suppe. —

Wir haben im Feindeslande gewissenhaft nur mäßige Ansprüche gemacht und die Leute freundlich behandelt. Leider mußten wir aber oft erfahren, daß man uns eben deshalb für gutmüthige Narren (bonshommes) hielt, denen man Alles bieten dürfe. Dadurch zwangen sie uns dann zum entschiedensten Fordern.

Von Rebais kamen wir nach la Ferté sous Jouarre, einem Orte, der durch einen großen Handel mit Mühlsteinen reich ist. Hier ward ich mit einigen Freunden in ein sehr schönes Haus einquartiert, dessen Thüre aber wieder fest verrammelt war. Der Maire des Orts, dem das Haus gehörte, war über die Marne geflohen. So blieb uns nichts übrig, als durch ein gewaltsam geöffnetes Fenster einzusteigen. Bei der Haussuchung nach Lebensmitteln fanden wir einen Keller voll des trefflichsten Champagners, aber leider keinen Bissen Brod oder Fleisch, dagegen Chocoladenbonbons. Ein trefflicher Flügel deutete auf eine gebildete Familie. Wir ließen den Hausbesitzer bitten, doch zurückzukommen, da wir sein Haus verlassen müßten und nicht für unsere Nachfolger einstehen könnten. Leider kam der Mann doch nicht, und unsere Besorgnisse waren, wie wir später erfuhren, nur zu gerecht gewesen.

Doch Ergebnisse wie diese in Rebais und la Ferté waren höchst selten. Das Land war — besonders von der Aube

nordwärts zur Marne, Aisne bis Laon — kaum mehr im Stande, die Heere zu ernähren. Am 11. März schrieb der russische General Langeron:[1]) „Mein Corps befindet sich ohne alle Lebensmittel. Alle Dörfer und Vorstädte um Laon befanden sich bei meiner Ankunft bereits völlig ausgeplündert. — Bei längerer Fortdauer dieses Mangels an Lebensmitteln würde ich mich in der allergrößten Verlegenheit befinden.“ „Ein gleicher Nothstand war bei den übrigen Corps eingetreten, die in der bereits völlig ausgesogenen Umgegend von Laon nicht mehr zu existiren vermochten.“

Sendung nach Lüttich.

Es befanden sich im Hauptquartiere nur sehr wenige Freiwillige, welche schon in Civilämtern standen. Natürlich wurden diese verwendet, wo irgend Civildienste nöthig waren; ich habe erzählt, daß ich selbst einige Aufträge der Art erhalten, meist recht angenehme.

In Frankreich wurden mir aber sehr unangenehme angeboten; Ende Januar sollte ich Intendant im Departement der Maas, später ebenfalls Intendant des Ardennendepartements werden. Ich bat den General inständigst, mich im Hauptquartier zu behalten, da ich zum Intendanten nicht tauglich sei; er gewährte mir die Bitte.

In Laon wurde mir aber ein Geschäft übertragen, das ich um so weniger ablehnen konnte, als man mich mit der Intendantur freundlich verschont hatte.

---

[1]) Damitz 3, 131.

Unterm 17. März 1814 erhielt ich folgende Instruktion vom Generalkriegscommissär:

Hauptquartier Laon, 17. März 1814.

„Des Herrn Staatsministers Freiherrn v. Stein Excellenz haben in einem besonderen Schreiben an mich die Absendung eines Offiziers nach Lüttich verlangt, um durch diesen die Aufsicht und Leitung der Gewehr- und Munitionsfabriken, sowie die Verfertigung anderer Armeebedürfnisse zu übernehmen, und der commandirende Herr General der vereinigten schlesischen Armee, Generalfeldmarschall v. Blücher Excellenz, hat zu diesem Ende den Volontäroffizier Herrn Bergrath Raumer sofort abzusenden und mit nachstehender Instruktion zu versehen befohlen . . .

Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Freiherrn v. Stein Excellenz sind die Departements vom Unterrhein bis nach Paris den königlich preußischen Truppen zur Benutzung vorzüglich überwiesen, und die darin befindlichen Waffen- und Munitionsfabriken, sowie alle Anstalten, welche Armeebedürfnisse verfertigen, werden der Aufsicht und Leitung des Herrn v. Raumer untergeordnet. Es sind bis jetzt zwei Generalgouvernements constituirt. Dem ersteren stehet der Herr Generalcommissarius Delius zu Brüssel interimistisch vor. Das zweite wird von dem Herrn Geheimen-Staatsrath Sack zu Aachen wahrgenommen. Mit diesen muß also der Herr v. Raumer sogleich in Verbindung treten, und es wird gut sein, wenn derselbe ihnen eine Abschrift der gegenwärtigen Instruktion mittheilt."

Darauf folgen die einzelnen Aufträge, als: monatlich 2500 Gewehre, 200 Paar Pistolen, 500 Säbel, ferner 200,000 Paar Hufeisen, 1,600,000 Hufnägel, 20,000 Koch- und Trinkgeschirre anfertigen zu lassen; zudem für Munition „Pulver, Blei und Eisen" zu sorgen.

Es ward mir durch diesen Auftrag eine große Verantwortlichkeit auferlegt, ich nahm ihn mit schwerem Herzen an. Auch trennte ich mich so ungern von meinem verehrten General und von den Freunden.

Ich beschloß zuerst nach Namur zu gehen, um mich dort neu zu equipiren. Hatte ich doch meine Kleider seit dem 25. Januar trotz Wind und Wetter, arger Wege, Quartier und Bivouacqs nicht gewechselt, sie waren im erbärmlichsten Zustande. Ich ritt in Gesellschaft des Lieutenant Brendel. Unser Weg führte durch gefährliche Gegenden, durch Feindes Land, das von keinen verbündeten Truppen besetzt war. So kamen wir am 18. März nahe dem Orte vorüber, wo zwei Tage vorher der unvergeßliche Friesen auf dem schrecklichen Rückzuge des Lützow'schen Corps gefallen war. In einem kleinen Städtchen la Capelle bildeten die Leute eine Gasse, durch welche wir passirten, es waren verdächtige Gesichter. Weiterhin ritten wir nicht weit vor der von Franzosen besetzten Festung Maubeuge vorüber; diese hatten vor Kurzem russische Zufuhr abgefangen.

Am dritten Abend kamen wir in ein Dorf unweit Thuin, konnten aber kein Unterkommen finden. Ein stattlicher Mann in blauer Blouse bot uns Nachtquartier an, wenn wir ihn nach seinem Wohnort begleiten wollten. Wir nahmen das

Anerbieten an, er gieng als Führer vor uns her. Bald kamen wir in einen Wald; es ward finstere Nacht und fast wurde es uns bedenklich. Endlich langten wir bei einem Landgut an; unser Führer, den wir für einen Bauern gehalten, war der Besitzer; daß Männer aus höheren Ständen auch Blousen trügen war uns neu. Wir setzten uns an ein schönes Kamin, dessen Wände mit weißem und schwarzem Marmor getäfelt waren, Kugeln aus Steinkohlen und bituminösem Thon wurden geschmackvoll, wie die Kanonenkugeln in Zeughäusern, im Kamin aufgebaut. Beim willkommenen Feuer ward eine Flasche trefflicher Burgunder vorgesetzt, dann folgte ein einfaches Abendbrod von vorzüglicher Güte. Alles übertraf unser Erwarten, das Gespräch war lebhaft und ward ganz vertraulich. Der freundliche Mann gestand uns, daß er Napoleon entschieden verabscheue, dagegen für die Bourbons sei.

Als wir am andern Morgen den freundlichen Mann verließen, sahen wir erst wie schön das Landgut und seine Lage war. Wir befanden uns nahe an der Sambre, vielleicht war es hier, wo muthige Nervier die Strohdächer des römischen Lagers mit glühenden Kugeln in Brand steckten, nämlich mit solchen, wie wir Abends im Kamine brannten. Dazu bedurfte es keines Bergbaus auf Steinkohlenflötze, da der Fluß diese aufschließt.

Namur kannte ich schon früher. Ich besuchte sogleich den Schloßberg, wo man einen sehr schönen Blick auf die Maas hat, welche hier von Süden her aus dem engen Felsenthale der Ardennen tritt und sich ostwärts nach Huy und Lüttich wendet. Das Thal erweitert sich unterhalb Namur und wird

immer lieblicher, seine Kalkfelsen sind hoch mit Epheu überzogen. Hatte mich das unruhigste Kriegsleben Monate lang meist durch verwüstete Gegenden geführt, wo alle bürgerliche Ordnung aufgelöst war, jedes friedliche Gewerbe und aller Verkehr darniederlag, so genoß ich hier zum erstenmal wieder eine Sabbathsruhe im Lande des Friedens. Ich kann nicht beschreiben, wie mir so still zu Muthe ward, wie die Sehnsucht nach der Heimath und den Meinigen erwachte und Hoffnung der Rückkehr, deren Erfüllung näher war, als ich meinte.

Von Namur ritt ich nach Lüttich, wo der Kronprinz von Schweden schon seit so langer Zeit sein Hauptquartier hatte, daß man ihn deshalb Prince de Liège nannte.

Als ich mir auf der Mairie das Einquartirungsbillet holte, so traf ich dort in derselben Angelegenheit einen Mann, der mir seit Jahren durch seine Schriften genau bekannt war, den ich aber noch nie gesehen — August Wilhelm Schlegel. Beim schwedischen Commandanten, zu welchem mich mein Geschäft führte, sah ich ihn noch einmal, trat ihm damals jedoch nicht näher.

Ich fühlte wohl, daß es mir im Hauptquartier des Kronprinzen eben nicht zur Empfehlung diente, aus dem Blücher'schen Hauptquartier zu kommen. Einer bemerkte mir mit sichtbarer Schadenfreude, daß wir uns ja nach den unglücklichen Schlachten im Februar hätten zurückziehen müssen. Ich antwortete: so etwas könne freilich nur dem Marschall Vorwärts widerfahren. Man verstand mich und brach das Gespräch ab.

Ich betrieb nun eifrig meine Aufträge. Zuerst schloß ich einen Contract über 4000 Gewehre für das Yorksche Corps,

und war nicht wenig erstaunt, als mir der Fabrikherr vor dem Abschluß ohne alle Bevorwortung gelassen ein bedeutendes Geschenk anbot. Er war nicht minder erstaunt, da ich sein Anerbieten nichts weniger als gelassen zurückwies, und entschuldigte sich mit der Gewohnheit, die ihn hierin nichts Arges finden ließ. Er war übrigens ein zuverlässiger Mann.

Dagegen bekam ich es bei einem zweiten Geschäft mit desto schlimmeren Menschen zu thun. Lüttich war die bedeutendste Ammunitionswerkstatt der Franzosen. Hier wurden ihre eisernen Kanonen gegossen, irre ich nicht, so konnten zu gleicher Zeit 30 Kanonen gebohrt werden. Das rohe Material hatte einen Werth von etwa 1 Million Franken.

Menschen von unverschämter Frechheit hatten die Sache in ihren unreinen Händen. Der Eine, mit welchem ich eine Geschäftsfahrt machen mußte, präsentirte mir schamlos 4 schöne Rappen als Holsteiner, das heißt: als in Holstein gestohlen.

Ich will den Leser nicht mit dieser widerwärtigen Sache behelligen, nur dies, daß ich mich genöthigt sah, dem Minister Stein die Schurkenstreiche anzuzeigen, welcher darauf, nach seiner Weise, fulminant dazwischen trat.

In Lüttich erlebte ich eine merkwürdige Bewahrung. Als ich nämlich eines Tages mit dem Gewehrfabrikanten vor die Stadt gehen wollte, um dort Gewehre zu probiren, kamen wir an eine ehemalige Kirche, in welcher Flintenschäfte aufbewahrt lagen. Mein Begleiter fragte: ob wir diese wohl jetzt besehen wollten? Wir gehn in die Kirche; noch beschäftigt, hören wir plötzlich einen ungeheuern Knall und stürzen hinaus. Bald erfahren wir, daß ein Pulverhaus, welches nahe dem Orte war,

wo wir die Gewehrproben vornehmen wollten, durch Unvorsichtigkeit aufgeflogen sei, wobei acht Arbeiter umgekommen. Gleich darauf brachte man eine entsetzlich entstellte Leiche, von Weibern und Kindern begleitet, die ein verzweifeltes Jammergeschrei erhoben. Der Krieg härtet zwar gegen solche Erscheinungen ab, doch war mir's, als wäre ich schon zu der frühern Friedensstimmung eines empfindlichen Mitleids zurückgekehrt. Dazu kam der sehr ernste Gedanke, daß ich mit meinem Begleiter gewiß ein Opfer der Explosion geworden wäre, hätten wir uns nicht etwa eine Viertelstunde in der Kirche aufgehalten.

Am 4. April traf in Lüttich die Nachricht ein, daß die verbündeten Heere am 30. März in Paris eingezogen waren.

Obwohl wir auf diese Nachricht gehofft hatten, überraschte uns dennoch die wirkliche Erfüllung unserer Hoffnung auf's Freudigste. Da nun der Krieg ein Ende hatte, so konnte ich auch meinen Auftrag so gut als beendigt ansehen, weil derselbe ja auf Befriedigung von Bedürfnissen der kriegführenden Heere gieng. Doch mußte ich einiges Begonnene zum Abschluß bringen, und ritt deshalb nach Brüssel und Aachen. In Brüssel machte ich an der Tafel des Generalgouverneurs die Bekanntschaft des Generals Dörenberg, welcher, ein Freund Gneisenaus, den Ruhm davon trug, zuerst die Franzosen in Gemeinschaft mit Czernitscheff besiegt zu haben; es war am 2. April in dem bedeutenden Treffen bei Lüneburg.

Zu Ende April waren meine Geschäfte abgethan und ich ritt über Compiegne in Gesellschaft des Lieutenants Geisler nach Paris.

Paris.

Wie hätte ich ahnen können, als ich mich in den Jahren 1808 und 9 hier aufhielt, daß sich binnen vier Jahren die Welt so verwandeln würde! Damals waren die Franzosen in Madrid und Wien, Berlin stand unter ihrer Oberaufsicht. Jetzt, aus Spanien und Deutschland vertrieben, lagen Preußen, Russen, Engländer als siegreiche Feinde in der Stadt, welche sich rühmte, capitale du monde zu sein.

Als ich auf der Pariser Mairie für mich und Lieutenant Geisler ein Quartierbillet verlangte, war die unverschämte Antwort: es sei kein Platz mehr. Wir lachten laut auf und versicherten: im letzten Dorfe der Champagne pouilleuse hätten wir Platz gefunden, so hofften wir auch in Paris noch Unterkommen zu finden. Darauf erhielten wir ein Billet auf das Haus eines Notaire public. Dieser versicherte zuerst, seine Frau stimmte ein: es sei bei ihm durchaus kein Platz. Als wir uns nicht abweisen ließen, führten sie uns in eine schlechte, ich weiß nicht mehr, im wievielsten Stock gelegene Stube. Wir sahen, mit wem wir es zu thun hatten, und in der artigsten Weise excomplimentirten wir uns eine sehr schöne Stube, um welche wir später von andern Offizieren beneidet wurden. Das Haus lag am Pont neuf, wir hatten die schönste weite Aussicht auf die Seine bis zum Louvre. Unserm Ehepaar fielen wir wenig zur Last, nur einmal aß ich, Ehren halber, mit ihnen. Die Frau hatte die volle Anmaßung einer ganz unwissenden aber sehr eingebildeten Pariserin. Russes und Prusses

konnte sie — wie viele andere — nicht auseinander wirren. Da sie, um mir etwas Unangenehmes zu sagen, versicherte, Kaiser Alexander sei in Paris weit beliebter als der König von Preußen, so versicherte ich ihr gegenseitig, das sei das größte Compliment für den König von Preußen. Doch genug von diesen Leuten. — Kaum drei Wochen blieb ich in Paris und erlebte doch außerordentlich vieles.

So den Einzug Ludwig XVIII. Die ganze Stadt war in Bewegung. Die Marseillaise war verstummt, dagegen hörte man an allen Ecken das Lied: Vive Henri quatre, vive ce roi vaillant. Die Melodie dieses Liedes hat etwas von einer Bestie, die zwar gezähmt ist, deren Wildheit aber überall durchbricht.

Die bekannte Madame Blanchard machte zu Ehren des Tages eine Luftfahrt. Sie hatte einige weiße Tauben mitgenommen, welche sie in großer Höhe aus der Gondel warf. Wie Steine fielen sie zuerst ein gutes Stück herunter, dann erst besannen sie sich, daß sie Vögel seien und flogen mit ausgebreiteten Flügeln davon.

Die Gemäldegallerie besuchte ich fast täglich. Der ungeheure Saal des Louvre, wohl der längste in Europa, war von einem Ende bis zum andern mit Gemälden geschmückt. Ich suchte die Meisterwerke auf, welche mich schon in den Jahren 1808 und 9 so sehr angezogen hatten, vor allen Raphaels, dessen ganze Entwicklungsgeschichte man hier verfolgen konnte. Im 17. Jahre malte er die Krönung der Jungfrau, ein Bild, das man für ein Werk seines Lehrers, des Perugino, halten sollte; am Ende seines Lebens ist die Transfiguration gemalt,

welche den Uebergang zu seines Schülers, des Giulio Romano, Weise bildet. Den Culminationspunkt bezeichnet die Sixtinische Madonna in Dresden.

Doch ich kann hier nicht näher von allen Bildern sprechen, in deren Anschaun ich mich von Neuem vertiefte, von den Werken des Perugino, Francisco Francia, Fra Bartolomeo, Gentile Bellini u. a.

Die Gallerie war stets voller Menschen, besonders voll deutscher Soldaten, Gemeine wie Offiziere. Es war interessant zu bemerken, welche Bilder besondern Reiz für die Betrachter hatten. Vor dem einen fand man immer eine Menge, Vornehme und Geringe, Kenner und Nichtkenner, nämlich vor Johann von Eyks jüngstem Gericht. Zur Rechten des Zuschauers die Verdammten in furchtbarer Verzweiflung, auf ihren Gesichtern das Entsetzen vor den ewigen Strafen, Teufel schleppen und stürzen sie in die Hölle. Zur Linken des Zuschauers die Seligen, welche auf krystallenen Stufen zum himmlischen Heiligthum emporsteigen und Kleider des Heils erhalten; auf ihren Gesichtern ein ewiger Friede, frei von Sünde, Schmerzen und Tod. In der Mitte, zwischen den Seligen und den Verdammten, der mächtige Engel Michael mit der Wage, über ihm im Himmel der Weltrichter, Maria und die Heiligen des alten und neuen Testaments. Das gewaltige Bild ward später der Marienkirche zu Danzig zurückgegeben.

Die Antiken waren im untern Stock des Louvre aufgestellt. Trat man in diese Säle, so war es

Als hätte der Olymp sich aufgethan,
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Herabgesendet.

Hier aber sollten sie nicht vereint bleiben, sie giengen wie die zusammengeraubten Gemälde freilich erst nach der zweiten Eroberung von Paris an die früheren Besitzer zurück. Leider geschah dies nicht mit Gemälden, die ich schon in meinen Universitätsjahren liebgewonnen, nämlich mit denen der Casseler Gallerie; so viel ich weiß, hat Kaiser Alexander sie gekauft. Zu ihnen gehörten die vier Tageszeiten von Claude Lorrain, Paul Potters verkehrte Welt und andere schöne Bilder.

Ich besuchte den Abbé Tonellier, den Inspektor der Mineraliensammlung der école des mines. Er hatte mir bei meinem frühern Aufenthalt in Paris sehr freundlich die freieste Benützung jener Sammlung erlaubt, als ich einen wissenschaftlichen Katalog des geographischen Theils derselben entwarf, welcher später gedruckt wurde. Der arme Mann schüttete bittere Klagen gegen mich aus. Denken Sie, wie es uns geht, sagte er. Das Hôtel, worin das Bergdepartement seine Sitzungszimmer, Registraturen, Sammlungen, chemische Laboratorien auf's Beste eingerichtet hat, dies Hôtel gehörte früher der Familie Noailles, die 1789 auswanderte. Mit den Heeren der Verbündeten ist sie zurückgekehrt und verlangt jetzt durchaus das Hôtel wieder. Wir haben ihr für dasselbe mehr geboten als es werth ist, allein sie besteht auf ihrer Forderung. Denken Sie, wie es allen Sammlungen ergehen wird, wenn wir gezwungen werden, auszuziehen, wissen wir doch selbst noch nicht wohin.

Mir that der arme Tonellier sehr leid, seine Klagen waren nur zu gerecht. Ich gieng zum Minister Stein und stellte ihm die Sache vor; leider war dieser schon verstimmt durch so manches, was er in Paris erlebt. Die Franzosen möchten ihre Sachen unter sich ausmachen, sagte er. Die Noailles setzten ihren Willen durch, es wurden die Sammlungen zuerst in das Palais Luxembourg gebracht, späterhin mußte man von da noch einmal umziehen.

Beim wiederholten Besuche der école des mines traf ich dort mit Greenough, dem Präsidenten der Londoner geologischen Gesellschaft zusammen. Er nahm die erwähnte geographische Sammlung durch, welche ihn, als Autor einer vortrefflichen geognostischen Karte von England, doppelt interessirte. Ich erzählte ihm von meinem Katalog; wir wurden bald näher bekannt. Da ich die Pariser Gegend untersucht hatte, so führte ich Greenough und Steffens zu mehreren in geognostischer Hinsicht wichtigen Punkten.

Blücher und Gneisenau schickten sich an nach London zu gehen, da beeilte ich mich, meinen Abschied aus dem Kriegsdienst zu erhalten, um in die Heimath zurückzukehren. Ich erhielt denselben am 5. Mai, er lautete:

„Sie sind dem Ruf zur Vertheidigung des Vaterlandes mit so rühmlichem Eifer gefolgt, daß ich Ihren Wunsch um Entlassung aus dem Militärdienst, den Sie in dem Schreiben vom 4. d. ausdrücken, nur als einen neuen Beweis Ihres Bestrebens ansehe, dem Staate da zu dienen, wo Sie ihm am nützlichsten werden können. Ich ertheile Ihnen daher sehr gerne

die Erlaubniß zur Rückkehr in Ihr Civilverhältniß und den dazu erforderlichen Abschied aus der Landwehr.

Hauptquartier Paris, 4. Mai 1814.

Friedrich Wilhelm.

Am 31. Mai ward mir das eiserne Kreuz verliehen.

Ich verabredete mit Hauptmann von Scharnhorst, daß wir zusammen in das Vaterland zurückkehren wollten. Am 13. Mai brachen wir auf, am 15. waren wir in Soissons; von da ritten wir durch die Ardennen über Namur nach Lüttich. Hier schickten wir unsere Leute nach Aachen mit den Pferden voraus und fuhren auf Mastricht, dessen merkwürdige Steinbrüche im Petersberge ich im Jahre 1809 besuchte; diesmal aber schloß ich mich an meinen Begleiter an, welcher die Festungswerke in Augenschein nahm. Von Aachen ritten wir über Jülich und Köln nach Solingen, wo wir uns trennten, Scharnhorst gieng nach Düsseldorf, ich über Elberfeld durchs Gebirge nach Arolsen und Cassel, wo ich bei Grimms einen schönen Ruhetag verlebte. Es war der Pfingsttag, an welchem die Wasser von Wilhelmshöhe springen; vom Altane der Wohnung sahen wir den mächtigen Wasserstrahl.

Dies war der einzige Rasttag zwischen Paris und Giebichenstein, wohin ich am 3. Juni kam. Da ich auf dieser Reise jeden Tag sehr früh aufbrach und nach der Mittagsruhe noch bis zum Abend ritt, so ward es dadurch möglich, den ganzen Weg in so kurzer Zeit zurückzulegen.

Diese Heimreise gehört zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens. Sie fiel in die heitersten Frühlingstage und

führte mich durch den Ardennenwald und die schönsten vaterländischen Gegenden. Hinter mir lag das wüste Winterleben in Frankreich, vor mir das Wiedersehen der Meinigen, vor mir ein schönes neues Leben, da für mein Vaterland der Frühling gekommen, eine edle Herrlichkeit nach Jahren schweren Drucks und entsetzlicher Schmach.

Es war der Geburtstag meiner lieben Schwiegermutter, an welchem ich Giebichenstein erreichte. Aber die Freude der Feier und des Wiedersehens ward getrübt durch den schmerzlich leidenden Zustand, in welchem ich den armen Reichardt antraf. Er war ein Mann von gewaltiger Willenskraft und Selbstüberwindung, aber durch die Krankheit und durch die Heilmittel selbst — man hatte ihm viel Opium gegeben — war seine Kraft gebrochen. Doch freute er sich noch sehr, daß seine Wünsche für Deutschland über alles Erwarten in Erfüllung gegangen. Ich sah ihn zum letztenmale, er starb 14 Tage nach meiner Abreise.

In Freiberg besuchte ich meinen verehrten Lehrer Werner. Von unserm früheren wissenschaftlichen Mißverhältniß war nicht die Rede, sollte nicht die Rede sein; in dieser großen Zeit trat dergleichen in den Hintergrund. Ein Mann überdies, der, wie Werner, in einem langen thätigen Leben mehr für seine Wissenschaft gethan als irgend ein anderer, der die Wahrheit redlich gesucht hatte, ein solcher Mann konnte es leicht verschmerzen, wenn er sich auf seinen großen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen auch einmal verirrt hatte. — Was er aber nicht verschmerzen konnte, war das Schicksal seines Vaterlandes Sachsen, das er unaussprechlich liebte, wie er auch mit un-

wandelbarer Treue seinem unglücklichen alten Könige zugethan war, der ihn gegenseitig sehr hoch schätzte. Besonders weh that ihm die Theilung Sachsens; hätte man uns lieber ganz genommen, sagte er, und es wäre vereinigt geblieben, was von jeher vereinigt war.

Ich sah seitdem Werner nie wieder. Die hohe Achtung und die Liebe, welche mich früher an ihn fesselte, und die eine kurze Zeit getrübt war, sie lebten bei diesem letzten Besuche neu auf und ich bewahre sie bis an mein Ende.

Am 12. Juni kam ich nach Breslau zurück. Ich kann meine Freude des Wiedersehens nicht schildern.

Das Blücher'sche Hauptquartier.

Ehe ich zu der nun folgenden Lebensperiode übergehe, muß ich noch einen Rückblick auf das Blücher'sche Hauptquartier werfen.

Die Schilderung, welche Odeleben vom Hauptquartier Napoleons gibt, macht einen wahrhaft unheimlichen Eindruck. Der Kaiser selbst erscheint wie ein dämonisch besessener Tyrann, den ein Brandmal im Gewissen und seit Moskau ein Brandmal seines Glückes quält, und der eben deswegen seine sklavische Umgebung quält, die Tag und Nacht seines Winks gewärtig sein muß.

Wie war doch Blüchers Hauptquartier das volle Gegentheil des Napoleon'schen! Hier regierte die Freudigkeit eines guten Gewissens und die Zuversicht des Sieges; seit der Schlacht an der Katzbach tauchte nur sehr selten ein Zweifel,

eine Besorgniß auf. An Entbehrungen und Anstrengungen fehlte es nicht, aber wir hatten nur so viele, als der Krieg eben mit sich brachte. Die Generäle theilten Böses und Gutes mit uns. Eines Abends in der Champagne ließ Gneisenau bei einigen von uns anfragen: ob sie ihm nicht Kartoffeln könnten zukommen lassen; er bezahlte sie später mit einigen Flaschen vortrefflichen Wein. Niemand konnte sich beklagen, durch Launen der Befehlshaber geplagt zu werden. Nur das Nothwendige ward befohlen; konnte aber — wie natürlich — nicht immer Grund und Absicht der Aufträge mitgetheilt werden, so war doch jeder überzeugt, daß er im Dienste der tüchtigsten zuverlässigsten Männer gewiß das Rechte thue.

So kam es, daß unter uns, trotz aller Strapazen, ein fröhlicher Sinn herrschte, jedoch gewiß nicht Leichtsinn. Es ward im Lager viel gesungen, vor allem Schillers Reiterlied; wie wir denn sehr oft an Wallensteins Lager erinnert wurden.

Viele nehmen mit Unrecht Anstoß daran, daß Shakespeare auf ernste, ja hochtragische Scenen unmittelbar ganz komische folgen läßt — im Kriege wechselt auch Tragisches und Komisches. Es war im Hauptquartier ein ältlicher Offizier, ein leidenschaftlicher Anhänger des militärischen Purismus, der an der Natürlichkeit und dem mäßigen Cynismus, mit welchem wir weniger geschulte Freiwillige behaftet waren, den größten Anstoß nahm. Am dritten Leipziger Schlachttage, als wir bei Schönfeld an der Parthe hielten, schlug eine Kanonenkugel dicht neben jenem Manne in eine Pfütze und beschmutzte seine sorgfältigst gebürstete Uniform von oben bis unten. Ich bekenne, daß wir Mühe hatten, über die Verzweiflung des

Pedanten das Lachen zu verhalten, er hätte auch nicht bitterer klagen können, wenn ihm die Kugel das Bein weggerissen. — So fiel hier in die gewaltig tragische Schlacht ein komischer Moment. Man nehme keinen Anstoß daran, daß uns das Lachen anwandelte und sei versichert, daß im Angesicht des Todes, wenn uns jeden Augenblick eine Kugel wegraffen kann, dennoch ein heiliger Ernst die Grundstimmung ist.

Eine seltsamere Mischung von Männern war wohl nie in einem Hauptquartiere vereinigt, wie im Blücher'schen; der eigenthümliche Charakter der Freiheitskriege brachte es so mit sich. Die Offiziere waren entweder vom Kriegshandwerk, oder Freiwillige, die aus den verschiedensten bürgerlichen Verhältnissen kamen. Zu den Freiwilligen gehörte Eichhorn. Er war schon 1809 mit Schill gezogen, diesmal kam er aus dem Berliner Kammergericht zu Gneisenau, wir trafen an demselben Tage im Hauptquartier ein. Er meinte es treu und redlich mit dem Vaterlande und bewies dies wie 1809 so 1813 durch die That; daß ihm durch Stein die ehrenvollste Anerkennung seiner zuverlässigen Gesinnung und Tüchtigkeit zu Theil wurde, erwähnte ich schon. Bis zur Leipziger Schlacht blieb er im Hauptquartier. Einen seltsamen alten Reitknecht hielten wir gemeinschaftlich, meist wurden wir auch zusammen einquartiert.

Viele liebe Freunde sah ich seit dem Kriege gar nicht wieder. Fern von ihnen weiß ich nicht, ob sie noch leben; sollte dieses Buch Hekel, Dieterici, Geisler zufällig zu Gesicht kommen, so möge es ihnen den Gruß eines alten Kriegsgenossen bringen. Mein lieber seliger Steffens kam nur ab und zu ins Hauptquartier, wohnte aber den bedeutendsten

Treffen bei. Während wir Landwehrmänner noch in Breslau eingeübt wurden und einübten, erlebte er schon die Schlachten von Lützen und Bautzen, später waren wir zusammen bei Wartenburg, Leipzig und Champaubert; zuletzt traf ich ihn in Paris.

Von den Offizieren der Linie, welche sich im Hauptquartier befanden, waren die Einen von 1807—13 im preußischen Kriegsdienst geblieben, so Blücher und Scharnhorst; andere hatten dagegen den Abschied genommen, und während jener Jahre in Oesterreich, Spanien und Rußland gegen Napoleon gefochten.

Hauptmann von Fehrentheil war schon in Colberg bei Gneisenau; scherzweise nannte man uns beide Réaumur und Fahrenheit. Zuletzt sprach ich ihn in Glatz. Er war ein tapferer Offizier, aber ein Polterer, der, ohne es bös zu meinen, mehr sagte, als er verantworten konnte. Wahrscheinlich gereichte dies später zu seinem Unglück, da der sonst so brave Mann sich als Platzmajor von Erfurt in ein unsinniges republikanisches Complott hineinziehen ließ. Er kam auf die Festung, entfloh aber nach Amerika — ich habe seitdem nichts gewisses über ihn erfahren. —

Oberstlieutenant von Oppen, ein liebenswürdiger, sehr tüchtiger Offizier, welcher in Spanien gedient und spanische Volkslieder zur Guitarre sang. Ich erwähnte schon, daß er bei Champaubert blieb. [1]) — Lieutenant von Gerlach, der, auch

[1]) Es ist derselbe Oppen, von welchem Arndt erzählt. Arndts Schriften 3, 525.

wenn es nicht gut gieng, immer guten tapferen Muth, ja Uebermuth zeigte. Im bedenklichsten Augenblick der Schlacht bei Champaubert sagte er ich weiß nicht was witziges. Verdrießlich fuhr ihn der Feldmarschall an: Herr, jetzt ist's nicht Zeit, Witze zu reißen. — Lieutenant von Scharnhorst, ein würdiger Sohn seines trefflichen Vaters. Ich studirte mit ihm in Halle, damals sahen wir uns auch im Reichardt'schen Hause. Er ist durch und durch Soldat und von ausgezeichnet militätärischer Bildung. Besonders hat er eminente geographische Kenntnisse und die trefflichste Kartensammlung. Ich habe ihn in der Champagne bewundern müssen, wenn er bei nächtlichen Ritten unser Führer war. In der Schlacht von Champaubert trug Gneisenau ihm auf, die Artillerie gegen die uns verfolgende französische Kavallerie wiederholt auffahren zu lassen. Er wählte die Momente und die Punkte mit der muthigsten Besonnenheit so gut, daß er den stürmischen Andrang der feindlichen Reiter dämpfte. Seitdem ich mit ihm 1814 von Paris nach Deutschland zurückritt, sah ich ihn noch einmal in Erdmannsdorf unmittelbar vor seiner Vermählung mit Gneisenaus Tochter, zuletzt in Erlangen, als er nach Griechenland gieng. Seinen Vater, den General Scharnhorst, hatte ich früher in Berlin kennen lernen; leider war er schon in Folge seiner Lützner Wunde gestorben, als ich ins Hauptquartier kam. Clausewitz hat Scharnhorst so trefflich charakterisirt, wie es nur ein Mann vermochte, der bei dem gediegensten militärischen Urtheil die größte Liebe und Verehrung für ihn hatte. [1]) Ein höchst

---

[1]) Diese Charakteristik steht in Rankes Zeitschrift.

treues Bild des Mannes gibt auch Arndts Lied: Wem gebührt der höchste Preis? — Man fragt mit Recht: warum Scharnhorsts Söhne nicht in den Grafenstand erhoben und dotirt worden, wie die Söhne der andern großen preußischen Generäle Grafentitel und Dotation von ihren Vätern ererbten; trägt ihres Vaters zu früher Heldentod die Schuld? —

General Müffling gehörte zu denen, welche nach 1807 den preußischen Kriegsdienst verließen; er war eine Zeit lang Weimarischer Kammerpräsident. Als ein durchaus nüchterner, prosaischer, mathematischer Kopf kann es nicht wundern, daß er in diesem Civilamte mit Göthe, seinem Collegen, nicht im besten Vernehmen stand, ja daß er eine wahre Antipathie gegen diesen zeigte. Offiziere vom York'schen Corps klagten mit Recht, daß Müffling, als Verfasser der preußischen Bülletins, ganz augenscheinlich das, was ihr Corps gethan, in den Hintergrund stelle, dagegen auf alle Weise hervorhebe, was die Russen verrichtet. Müffling entgegnete: die Preußen thäten von selbst ihre Pflicht, aber die Russen müßten durch solch Lob erst angefeuert werden. — Was hat ihn aber bewogen, in seiner Geschichte der Freiheitskriege Gneisenau zu ignoriren, dessen unermeßliches Verdienst niemand besser kannte, als er? —

Der General Grolmann war ein Sohn des würdigen preußischen Obertribunalspräsidenten, welcher 1840 im 99sten Lebensjahre starb. Ich sahe ihn in Berlin oft in dem Hause meines Onkels, des Kammerpräsidenten von Gerlach, dessen liebenswürdige Tochter er später heirathete. Es war dies in den Jahren 1797 bis 1801. Damals war er ein schöner Jüngling, mild und freundlich, kaum erkannte ich ihn wieder,

als ich ihn nach 13 Jahren als einen Mann wiedersahe, von gewaltiger Heldengestalt und furchtbar muthigem Heldengesicht. Was aber hatte er nicht in jenen 13 Jahren erlebt! Zuerst den unglücklichen Krieg von 1806 und 7, dann den Verlust seiner trefflichen Frau. 1809 focht er als österreichischer Major, dann in Spanien gegen Napoleon, 1813 trat er zurück in preußische Dienste. Wie Großes er in den Freiheitskriegen geleistet, ist bekannt, daß sein kühner Feldzugsplan im Februar 1814 die Eroberung von Paris herbeiführte, ward schon erwähnt.

Blücher ist von vielen meist wesentlich übereinstimmend geschildert werden, was natürlich ist bei einem so einfachen, ehrlichen, rücksichtslosen, muthigen Manne, der nie hinter dem Berge hielt. In Hinsicht seiner Wirksamkeit als Feldherr sind jedoch die Urtheile sehr verschieden, da die Einen behaupten: er habe Alles gethan, die Andern: es seien die großen Erfolge in den Freiheitskriegen nur im geringeren Maße ihm, weit mehr aber andern, besonders Gneisenau, zuzuschreiben.

Beide Theile haben gewiß Unrecht, das bezeugten vor allen Blücher und Gneisenau selbst. Wie hoch jener den Chef seines Generalstabes hielt, hat er mehr als einmal ausgesprochen. Es ist bekannt, daß Blücher, als man ihn in Oxford zum Doctor creirte, erklärte: Gneisenau müsse sein Apotheker sein — daß er in Gesellschaft einst fragte: wer wohl seinen Kopf küssen könne, und die Aufgabe löste, indem er Gneisenau küßte. Einst erwiederte er einem Lobredner: Was ists daß Ihr mich rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Und nun Gneisenaus Urtheil über Blücher. Arndt berichtet: „Ein Freund, General von Hüser, hat mir erzählt, daß, als sie über Blüchers Sturz und Fall in der Schlacht bei Ligny mit und unter dem Pferde sprachen, und wie es geworden sein würde, wenn der Feldmarschall nicht wieder erschienen wäre, und als Hüser da gesagt: ‚da hätten wir Sie ja gehabt,‘ Gneisenau ihn bescheiden unterbrochen habe mit den Worten: Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben.“ „Diesem Alten, fährt Arndt fort, diente Gneisenau mit voller Anerkennung und Hingebung.“ [1]) — Dies Dienen wird jeder bezeugen, der Gelegenheit hatte, Gneisenau in seinem Verhältniß zu Blücher zu sehen; es äußerte sich bei jeder Gelegenheit. So z. B. gab er nie einen Auftrag im eigenen Namen, sondern sagte: S. Excellenz der Feldmarschall befehlen ꝛc. — Wenn sich die Hand Gottes in der Geschichte in irgend etwas sichtbar zeigt, so darin, daß er, wenn er Großes im Sinne hat mit den Menschen, um dieselbe Zeit Männer geboren werden läßt, welche gemeinsam dies Große ausführen, und die einander durch die verschiedensten Gaben ergänzen. Ein bedeutendes Beispiel sind Luther und Melanchthon.

Und auf gleiche Weise geschah es für die Jahre 1813—15; wir Deutsche ahndeten es kaum: welche Männer unter

---

[1]) Auch Scharnhorst, der so besonnene Mann, schrieb 1808 an Blücher: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“ Leben Blüchers von Varnhagen S. 137.

uns lebten, und wie jeder von ihnen so eigenthümlich und für eine bestimmte Aufgabe berufen war. Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Grolmann — wie verschieden waren, wie verschiedenes leisteten sie. Und bei aller Verschiedenheit verfolgten doch alle Ein und dasselbe Ziel: den Sturz Napoleons und die Befreiung des Vaterlands. —

Als man 1813 zuerst hörte: Blücher werde Oberbefehlshaber, da schüttelte mancher den Kopf. Er ist zu alt, sagten die Einen — er war wirklich 71 Jahre alt —; andere meinten: er möge ein ganz tüchtiger Husarengeneral sein, aber darum sei er noch lange kein Oberfeldherr. Noch andern war es höchst bedenklich, daß er im Jahre 1808 einen Anfall von Wahnsinn gehabt und ohne den geringsten Zweifel und als ganz unfehlbar behauptet habe: er werde mit Heeresmacht Napoleon stürzen und Deutschland befreien. *) — Jetzt wissen wir, daß alle diese Bedenklichkeiten nichtig waren und Heldenwahnsinn, der mit hellem Auge in die Zukunft sah, später die beschränkte Weisheit und den Calcul feiger Seelen zu Schanden machte.

Es wäre sehr überflüssig, den Muth Blüchers zu preisen, zu schildern wie beliebt er im Heere war 2c. Ich weiß aber nicht ob seine natürliche Feldherrnberedtsamkeit gewürdigt worden ist; es war eine Freude und Erfrischung ihn sprechen zu hören. So erinnere ich mich einer Anrede an die Truppen Kleists, als diese im Februar 1814 aus Deutschland zu uns stießen; sie war im kräftigsten Feldmarschallstyl. Eine andere

*) Vgl. Varnhagen S. 137. 138.

Rede sollte ich kaum erwähnen. Es war in Frankreich, wo, kann ich nicht mehr angeben. Die Trompete rief uns regelmäßig zu Blüchers Quartier: weil wir aber oft und zum Theil bei argem Wetter lange hielten, bis der Feldmarschall erschien, so übereilten wir uns auch nicht. Als wir einst wieder zu spät kamen, so hatte es den Alten verdrossen. Wir ritten ohne uns was Arges zu versehen, als er auf einmal hielt und uns „vom Pferde herunter kanzelte" wegen der Verspätung. Nur folgender ersten Worte dieser Rede erinnere ich mich noch: Meine Herrn, die Bequemlichkeit ist eine Schwester der Faulheit u. s. w. Nachdem er uns so seine Meinung gesagt, war er wieder ganz freundlich. Wie denn überhaupt in seiner Seele der gewaltigste Kriegszorn und die größte Gutmüthigkeit bei einander wohnten.

Ein schöner Zug in Blüchers Charakter war seine entschiedene Verachtung alles eiteln Scheinens. Er hatte schon eine ~~eine~~ Menge Orden; einen neuen empfieng er mit einem derben Scherz, dessen kein eitler Mann fähig gewesen wäre. Mit welcher schlichten, aufrichtigen Bescheidenheit sprach er von Gneisenaus Verdiensten. Ja, was mit einer solchen Gesinnung eng verknüpft ist, wie gab er von Herzen Gott die Ehre, wenn er siegte! —

Gneisenau.

Männer von großem Namen, sagt man, verlieren gewöhnlich, wenn man sie näher kennen lernt. Das volle Gegentheil fand bei Gneisenau statt. Je länger mir das Glück zu Theil

ward, in seiner Nähe zu sein, um so mehr hatte ich Gelegenheit, die Größe seines Geistes und die Reinheit seines Charakters zu bewundern. Dazu kam, daß er mir im Kriege und noch viele Jahre nach demselben das freundlichste Wohlwollen schenkte. — Könnte ich eine Schilderung Gneisenaus geben, welche der Verehrung und Liebe entspräche, die ich zu ihm hege, so sollte sie von keiner andern übertroffen werden; was ich im Folgenden gebe, ist aber nur ein geringer Beitrag zu einer künftigen Biographie des Helden. [1])

Gneisenau ist den 27. October 1760 zu Schilda in Sachsen geboren, in dessen Nähe die deutschen Reichstruppen ihre Cantonierung hatten, bei welchen der Vater als Artillerielieutenant stand. Als Knabe ward er im Hause seines mütterlichen Großvaters, des katholischen Oberstlieutenants Andreas Müller zu Würzburg in der katholischen Confession erzogen, wiewohl sein Vater lutherisch war. Später studierte er auf der Universität Erfurt und trat dann in die Kriegsdienste des Markgrafen von Ansbach. Im Jahre 1782 schiffte er mit seinem in englische Dienste genommenen Regiment nach Amerika; da der Krieg bei seiner Ankunft schon zu Ende war, kehrte das Regiment, ohne zu fechten, zurück. 1786 trat er in preußische Dienste und ward bald nach Friedrichs II. Tode bei einem schlesischen Füsilierbataillon angestellt, das in Löwenberg in Garnison lag. Aus der Schlacht von Jena (1806) führte

---

[[1]) Seit das Obige geschrieben wurde, ist das vortreffliche Werk von Pertz über Gneisenau erschienen. Wir haben deshalb die Notizen über Gneisenaus Jugend nach den Angaben von Pertz berichtigt.

Anm. des Herausg.]

Gneisenau noch als Hauptmann sein Füsilierbataillon bis Königsberg. Hier wurde er vom König zum Major ernannt.

Von da an spielt Gneisenau eine der größten Heldenrollen in der deutschen Geschichte. Im Jahre 1807 gegen Ende April ward er Commandant von Colberg und vertheidigte es neun Wochen mit dem ausdauerndsten Heldenmuthe bis zum Frieden von Tilsit. Als dieser Friede der Belagerung ein Ende machte, ritt Gneisenau mit seinen Offizieren in's französische Lager, wo man ihm die größten militärischen Ehrenbezeugungen erwies. Hätten sich, sagte ihm der Marschall Mortier, welcher das französische Belagerungscorps befehligte, hätten sich alle, wie Sie gehalten, dann stände es freilich anders mit Preußen.

Vom Jahre 1806 bis 1813 entwickelte Gneisenau eine rastlose Thätigkeit zur Befreiung Deutschlands. Da zeigte sich's, daß er, wie Arndt sagt, „durch und durch ein politischer Charakter im größten Stil war." Als in Berlin eine völlige Resignation, ein unbedingtes Ergeben unter Napoleons Tyrannei eintrat, reiste er auf eigene Hand nach Rußland, Schweden, England, um alle gegen Frankreich zu verbinden und in Bewegung zu bringen. Seine Briefe aus Schweden und England, welche Hormayr mittheilt, bezeugen das.

Was Gneisenau Großes in den Jahren 1813 und 14 gethan, ist weltbekannt. In den Schlachten des Juni 1815 war er es, der in der Nacht des 16., da Blücher für todt galt, im „höchst wichtigen Moment die entscheidenden Worte aussprach: der Rückzug der Armee solle über Tilly auf Wavre ausgeführt werden." „Die geistige Kraft des Feldherrn," urtheilt Grolmann, „der sich nach den Anstrengungen einer blu-

tigen Schlacht im Getümmel eines Rückzugs in klarer Anschauung über diese Verhältnisse zu erheben wußte, erregt Bewunderung." [1]) Der Marsch der Preußen nordwärts auf Wavre desorientierte den Marschall Grouchy und Napoleon selbst, beide glaubten, [2]) die geschlagene preußische Armee ziehe sich über Lüttich nach dem Rhein zurück. Ja am Abend nach der Schlacht von Belleallliance wollte es Napoleon nicht glauben, daß Blücher mit der vor zwei Tagen geschlagenen preußischen Armee gegen ihn im Anmarsch sei."

Es ist auch bekannt, wie am 18. Juni nach der furchtbarsten Tagesarbeit Gneisenau den Kaiser bis in die sinkende Nacht vom Schlachtfelde von Belleallliance bis Frasnes verfolgte, und das französische Heer in so ungeordnete Flucht jagte, daß an kein Standhalten, an keine zweite Schlacht mehr zu denken war.

Aber den Siegen der Jahre 1813 und 14 folgte der erste Pariser Friede, dem Siege von Belleallliance der zweite Pariser Friede. Gneisenau nahm an beiden traurigen Friedensunterhandlungen Theil. Briefe, welche er damals an Arndt schrieb, bezeugen die innigste Vaterlandsliebe, den klaren Blick, und zugleich die tiefe Entrüstung dieses reinen Charakters über die Perfidie der Diplomaten gegen Deutschland.

Im Sommer des Jahres 1814 schrieb er: „Die große Sache wäre also so ziemlich gut durchgefochten worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schicksals, das selbst

---

[1]) Geschichte des Feldzugs von 1815. 1, 179.
[2]) Ebend. S. 232.

unsere Fehler und Unfälle zum Verderben des Feindes kehrte. So wie das Schwert ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein.

Man richtete seinen Blick nur auf selbstsüchtige Vortheile und vergaß oder vernachlässigte das Allen gemeinschaftliche Deutschland. Man wollte sich die überwundene Nation verbinden und vernachlässigte es, Deutschland eine Grenze zu geben, wie sie ihm Noth thut. Diese Versäumniß wird durch heftige Kriege gestraft werden. Doch Sie wissen ja dies Alles bereits durch Herrn v. Stein.

Diesem edelsinnigen Deutschen verdanken wir viel. Er war fast der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beistand, man müsse nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch ferner hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften stehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, diese hassen ihn. Ich fürchte daher, daß seine Einwirkung in Wien nicht groß sein wird. Die österreichischen Diplomaten besonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorcisiren." [1])

Blücher brachte in Paris den Trinkspruch aus:

Was die Schwerter uns erwerben,
Laßt die Federn nicht verderben.

Wie war er im Kriege und im Frieden Eines Sinnes mit Gneisenau! Es verband beide die reinste Liebe zu Deutsch-

---

[1]) Arndt „Nothgedrungener Bericht" 2, 154.

land und der reinste ehrenfesteste Haß gegen die Verräther ihres Vaterlandes.

Gneisenau überlebte den Pariser Frieden 15 Jahre. Im Schlachtenwetter der großen Kriegsjahre war der Held in seinem Elemente; nachdem das Wetter ausgetobt, wäre der Staatsmann auch in seinem Elemente gewesen. Das bezeugen seine oben mitgetheilten Pariser Briefe, ebenso ein Brief, den er an Arndt unterm 28. August 1814 schrieb:[1]) „Die Nothwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Constitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Constitution. Ueberdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat: der Waffen, der Constitution, der Wissenschaften — ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann."

Aber nach dem Schlachtenwetter ward der Himmel nicht rein und blau, graue giftige Nebel legten sich über Deutschland. Die vom Könige wiederholt zugesagte, von Gneisenau so dringend empfohlene Verfassung erschien nicht. Es ist unglaublich, wie dies bei so vielen, vornämlich bei jüngeren, weniger Geduldigen eine tiefe Mißstimmung erzeugte; unselige Maßregeln wurden besonders gegen die Universitäten ergriffen, um verdächtige Unzufriedene niederzuhalten.

---

[1]) Aus demselben Briefe theilte ich oben einiges mit, Arndt 2, 157.

Durch diese Maßregeln, durch die ungerechteste Verfolgung litt im hohen Grade Arndt; seine rastlos thätige, treue Vaterlandsliebe ward übel belohnt. Auch Gneisenau hätte man 1819 gern in die demagogischen Untersuchungen verwickelt. „Es begann, erzählt Arndt, [1]) wieder von dem Demagogengeneral zu munkeln, und Gneisenau ist auch von sehr wackern Männern getadelt worden, er habe, vorzüglich von seinem vertrauten Freunde, dem General v. Clausewitz, einem sehr vorsichtigen, aber durchaus biedern Manne verleitet, bei jener Gelegenheit und in jener bösen herumlauschenden und herumzettelnden Zeit seinen mißgünstigen hinterrückischen Feinden nicht die stolze Feldherrnstirne gezeigt, die in so vielen herrlichen Schlachten dem Tode getrotzt hatte.... Doch sei er hier, fährt Arndt weiter fort, auch ein wenig aus seiner Bahn getrieben worden, so war es ein leichtes kurzes Gewölk, welches diese reine hohe Seele nicht mit bleibendem Dunkel überziehen konnte."

War Gneisenau wirklich ein wenig aus seiner Bahn getrieben? Ich kann es nicht glauben und berufe mich auf das, was er gegen mich über jene unseligen Mißverhältnisse äußerte. Als sich im Jahre 1818 die Turnfehde entspann und ich für das Turnen Partei ergriff, schrieb er mir unterm 30. November: „Selbst ein Freund der Turnübung und meinen Sohn unter der Zahl der Turner zählend, hat mir dennoch der Mißbrauch dieser der Jugend so heilsamen Anstalt mißfallen, und ich habe zu bemerken geglaubt, daß man daraus eine abgeson-

---

[1]) Schriften 3, 407.

derte Anstalt zu eigensüchtigen Zwecken bilden wolle. Die Turngesetze sind zum Theil wirklich bedenklich und ebenso die Thatsache, daß man den Turnverein zur Anfeindung von Personen und Anstalten gebraucht hat... Die Turnkunst soll meines Erachtens nicht Herrin, sondern Dienerin des Erziehungswesens sein."

Besonders äußert sich der General tief empört, daß man von dieser Seite her „einen tüchtigen Regimentsbefehlshaber und braven Mann schändlich angegriffen habe." — Er äußert dann sehr freundlich: ich sollte „nicht den Wanderstab um Verschiedenheiten der Meinungen willen ergreifen und vermittelnd auf die Fehde einwirken."

Es ist bekannt, wie damals Turnwesen und Burschenschaft vorzugsweise als Repräsentanten der Demagogie galten; daher ist das vorstehende Urtheil Gneisenaus wichtig, um es richtig zu würdigen, warum er nicht Partei ergriff. Die schwachen und bedenklichen Seiten der neuen Richtung erschienen ihm zu bedeutend, um sich mit ganzem Herzen entschieden für sie zu erklären, sein Muth wurzelte immer in voller Ueberzeugung und einem guten Gewissen.

Dies tritt noch klarer in einem spätern Briefe (vom 30. September 1826) hervor. Er schrieb mir: „Iliacos intra muros peccatur et extra, kann man sagen. Von beiden Seiten ist viel gefehlt worden durch Uebertreibungen aller Art, im Absolutismus und Stabilismus, Liberalismus und Jacobinismus, und betrübt ist es, daß durch solchen Widerstreit so vieles Gute ist gehemmt und so viel Bitterkeit erregt worden. Ich meinerseits habe mich in den Mittelweg zurückgezogen und

dadurch wenigstens meine Unabhängigkeit gerettet, wenn ich mir auch dadurch den Tadel beider Parteien zugezogen habe. Es ist unmöglich, sich einer streitenden Partei zuzugesellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um unsern Mitstreitern nicht zu schaden."

Wer möchte des edlen Helden heilige Scheu tadeln, sich in Verhältnisse verwickeln zu lassen, in denen, wie er fürchtete, Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, reine Ehre und Gewissen irgend im mindesten gefährdet werden konnten, wer möchte es, wenn er auch jene Furcht nicht theilte?

In den letzten Lebensjahren war dem trefflichen Manne nicht Ruhe und Stille beschieden, vielmehr ward er auf den bedenklichsten Posten des Königreichs als Gouverneur von Posen gestellt. Wer die Lage der Dinge nur einigermaßen kennt, der kann sich denken, wie sehr die Schwierigkeit jenes Posten stieg, als die polnische Revolution ausbrach. Man erinnere sich, welch ein Kampf der Urtheile über diese Revolution in Deutschland statthatte. Nach der Erzählung Rahdens [1]), welcher damals in Posen war und täglich an des Feldmarschalls Tafel aß, traten auch in dessen Umgebungen diese Meinungsverschiedenheiten hervor. Wie äußerte er sich? Als charakteristisch wolle er hervorheben, sagt Rahden, daß er, in nächster Nähe des Feldmarschalls lebend, selbst in Momenten der Tafelrunde, welche so leicht das freie, offene Wort hervorzulocken vermögen, vom Feldherrn nie eine einzige Bemerkung, welche

[1]) Rahden 2, 342.

irgend als Urtheil über die eben obwaltenden politischen Verhältnisse geltend gemacht werden konnte, vernommen habe."

Welch eine männliche Selbstüberwindung in solcher Zeit den sich vordrängenden Empfindungen und Gedanken das Wort zu versagen! Und war nicht entschieden für den preußischen Gouverneur in Posen Schweigen das Weiseste?

Einer der letzten Briefe Gneisenaus ist an Graf Münster unterm 22. Mai 1831 geschrieben. Er sah klar, welche grimmig maaßlose Kräfte sich in den Wehen der Gegenwart regten. [1]) „Die verhängnißvolle Pariser Revolution, schreibt er, so manches Unheil in ihrem Schooße tragend, hat die Gemüther auf eine bedenkliche Weise aufgeregt; das Bestehende soll einer neuen Ordnung der Dinge weichen. Die Erscheinungen in Deutschland und anderwärts, welche eine unmittelbare Folge von solcher Sinnesart sind, sollten die höheren Stände warnen, Neid und Scheelsucht zu verbannen und einmüthig zusammenzuhalten, um mit Einsicht und Kraft dem einbrechenden Unglück zu begegnen, das lavinenartig sich immer vergrößernd, alles, was durch Talent, Rang und Vermögen ausgezeichnet ist, begraben wird. In letzter Instanz gestalten sich dann diese Anfänge von Revolution zu einem Einbruch der rohen Fäuste in das Vermögen der Besitzenden, und wer am Anfang Führer war, gehört später unter die Geächteten. Die Weltgeschichte giebt hievon Zeugniß, leider ein unbeachtetes, wie wir gewahr werden."

Dann fährt er fort: es sei ihnen in Posen die neue Be-

---

[1]) Lebensbilder Thl. 1. Fac simile am Schluß.

stimmung geworden, einen Pestcordon gegen die Cholera zu bilden. Zu Anfang Juni raffte die Krankheit den Feldmarschall Grafen Diebitsch weg. Als die Nachricht nach Posen kam und ernste Gespräche an Gneisenaus Tafel veranlaßte, bemerkte ein Offizier: wie verschiedene Todesarten einen General treffen könnten. Da brach der Greis seufzend in die Worte aus: Wer doch, wie Schwerin, fürs Vaterland sterben könnte! [1])

Am 22. August 1831 Abends um 10 Uhr fand der älteste Sohn des Feldmarschalls seinen Vater noch am Arbeitstische. Nach Mitternacht hatte ihn plötzlich die Cholera ergriffen, am 23. August Abends 11 Uhr entschlummerte er sanft. Am 18. Juni 1841, dem 26. Jahrestage der Schlacht von Belle Alliance ward seine Leiche mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des Königs von Preußen in der Familiengruft von Sommerschenburg beigesetzt.

Nun ruht der Held von der rastlosen Arbeit seines großen Lebens.

Gott sandte uns in der bösen Zeit Helden als Schutzengel Deutschlands und als Strafengel Napoleons. Solch ein Held war Gneisenau. Nicht persönlicher Ehrgeiz, sondern die reinste Liebe zum Vaterlande bis in den Tod war die gesegnete Quelle seiner Thaten.

Im Jahre 1809 schrieb er einem jungen Offizier, den er an Schill empfohlen: „Sein Sie unbesorgt darum, daß die unserm Schill in Berlin und anderwärts bewiesenen Huldigungen meine Eifersucht rege machen könnten. — Schill ist

---

[1]) Rahden 346.

noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden, wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können. Mich plagt kein Ehrgeiz. Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollen wir ihn aber nicht kämpfen, oder ist er glücklich vollendet, so folge ich meiner Neigung, in der Einsamkeit zu leben, sofern mich nicht eine harte Nothwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel eine Zuflucht zu suchen. Sie sehen, mit solchen Gesinnungen und Planen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen andern hochverdienstlichen Mann haben, wenn ihm auch das große Publikum etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt. Leben Sie wohl!

Königsberg, 2. Febr. 1809.

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau."

Ich wüßte nichts zu sagen, was Gneisenau mehr verherrlichte, als dieser Brief. Mit einem so gesinnten Mann war Gott und segnete sein Thun; möge Kindern und Enkeln sein großes Beispiel als ein heller Stern in finsterer Nacht vorleuchten!

Juni 1814 bis Neujahr 1815.

Bei meiner Rückkehr aus Paris fand ich meine Frau in einer Gartenwohnung vor dem Schweidnitzer Thore, welche sie dem armen kranken Kinde zu Liebe gemiethet hatte. Das Kind war hergestellt, und wir würden nach überstandner schwerer Zeit überglücklich gewesen sein, wenn nicht bald nach meiner Rückkunft die Nachricht vom Tode des guten Reichardt uns tief betrübt hätte.

Am 6. August fuhr ich mit Frau und Kind nach Waldenburg, wo diese blieben, während ich das Gebirge bereiste. Am 12. September brachte ich sie nach Schweidnitz, von wo meine Frau auf dem ebensten Wege mit Extrapost nach Breslau fahren sollte. Unverantwortlicher Weise gab man ihr Pferde, die nie eine Kutsche gezogen und einen Jungen, der nie kutschiert hatte. Unterwegs kamen sie an eine tiefe Sandgrube, deren oberer Rand mit Gras bewachsen war. Den Pferden gefiel es, aus der Straße zu biegen, dem Grase nachgehend, bis sie plötzlich in die Grube mit der Kutsche hinabstürzten, welche so umfiel, daß ihre Räder gen Himmel standen. Der Fall hatte wunderbarer Weise meiner lieben Frau, die in gesegneten Umständen war, Gott lob! gar nicht geschadet und ebenso wenig der Kleinen, welche im Arm des starken Kindermädchens geschützt war, das selbst unverletzt blieb. Der sogenannte Postillon spannte die Pferde aus, zündete eine Pfeife an und ließ sich ruhig in der Sandgrube nieder, ohne Miene zu machen, Abhülfe schaffen zu wollen. Vergebens rief meine Frau Vorbei-

fahrende um Hülfe an. Endlich, da es schon dunkel war, kam eine vierspännige Kutsche. Der Herr derselben ließ, da er das Rufen hörte, sogleich still halten, schickte einen Bedienten und that, als er das Nähere erfuhr, auf's Zuvorkommendste Alles, um den Wagen und das Gepäck auf die Straße und nach Breslau zu befördern, meine Frau mit dem Kinde nahm er in seine Kutsche. Er freute sich nicht wenig, als er den Namen meiner Frau erfuhr, da er — ein Baron Loen — längere Zeit in meinem älterlichen Hause sich aufgehalten, um unter meines Vaters Anleitung die Landwirthschaft zu erlernen.

Ich selbst kehrte erst am 25. September von meiner Gebirgsreise zurück. Ein Besuch meines lieben alten Freundes Engelhardt erfreute mich sehr. Dieser Freude folgten aber unglückliche Tage, da Dorothea einen heftigen Kroupanfall mit schweren Nachwehen bekam, so heftig, daß sie vom Arzte schon aufgegeben war.

1815.

Zuerst ein Wort über die akademische Mineraliensammlung. Da dem Mangel nicht durch Doubletten der Berliner Sammlung abgeholfen war, wurde der Universität der Ankauf einer, der verwittweten Generalin Schönermark gehörigen Sammlung vom Ministerium und vom Könige selbst empfohlen. Die Frau verlangte 3000 Thaler, nach gewissenhafter genauer Schätzung taxirte ich dieselbe zu 7—800 Thlr. Sonach kam der Kauf nicht zu Stande. So war ich vier Jahre — seit 1811 — bei meinen Vorlesungen über Mineralogie fast einzig an den erwähnten Mineralienrest gewiesen, welchen ich im oberberg-

amtlichen Gartensaal vorgefunden. Mein Vorschlag, die Meuder'sche Sammlung zu kaufen, welche in Freiberg entschieden als die beste nächst der Werner'schen galt, war unbeachtet geblieben. Meine Geduld hatte ein Ende, ich erklärte dem Vorstand der Universität, Geh. Rath Neumann, mit dem entschiedensten Ernst, ich werde in die Zeitungen einrücken lassen, es möge keiner nach Breslau kommen, um Mineralogie zu studiren, da hier beim Mangel einer Mineraliensammlung dazu die Gelegenheit fehle. Neumann bat meinen Bruder und Steffens, sie möchten mich um Alles von einem Schritt abhalten, welcher die Universität blamire. Ich ließ mich willig finden unter Bedingung, daß der von mir vorgeschlagene Ankauf aufs dringendste dem Ministerio empfohlen werde und zwar sogleich. Nach weniger Zeit kam die Entscheidung, es solle die Meuder'sche Sammlung für 4000 Thlr. gekauft und von mir in Freiberg übernommen werden.

Meine Freude war sehr groß, aber . . . .

Es war im März. In einem Konzert kommt ein Freund sehr aufgeregt auf mich zu. „Er ist wieder da," sagte er, und wie sich später ergab, war der von Elba entflohene Napoleon in diesem Augenblick schon in Paris.

Es war eine tief erschütternde Nachricht. Ein Unmuth lebte in mir, daß wir 1814 die Gelegenheit nicht ergriffen, Gerechtigkeit, nur Gerechtigkeit an Frankreich zu üben, wenigstens die Masse geraubter Kunstsachen und anderes Gestohlene von ihnen zurückzuforderu, vor Allem aber Straßburg und den Elsaß. Als mein Freund, Pfarrer Peters in Rogau, derselbe, welcher 1813 in Rogau das Lützow'sche Corps einsegnete, mir

im September 1814 Glück zu der fröhlichen Rückkehr aus Paris wünschte, entgegnete ich, binnen Jahr und Tag müßten unsere Heere noch einmal in Paris einziehen und Versäumtes nachholen. Peters bot mir getrost eine Wette an, daß die von mir behauptete zweite Eroberung von Paris nicht stattfinden werde. Im folgenden Jahre hatte er die Freude, jene Wette zu verlieren.

Diese Erzählung von der Wette hat mich veranlaßt, einige wichtige Monate zu überspringen. Ich kehre zum April zurück, wo es galt, zu handeln. Ich hatte den ministeriellen Auftrag in Händen, nach Freiberg zu gehen, die gekaufte Meuder'sche Mineraliensammlung in Empfang zu nehmen und nach Breslau zu senden. Wer weiß, dachte ich, welche wüste Zeit hereinbricht — ich muß eilen, meinem Auftrag zu genügen. So reiste ich Tag und Nacht nach Freiberg, übernahm die Mineralien, verpackte sie mit Hilfe einiger Bergleute, übergab sie einem zuverlässigen Fuhrmann und kehrte dann eiligst nach Breslau zurück. Hatte ich doch auch nach beendetem Geschäft die größte Sehnsucht, eiligst nach Hause zu kommen. Die Niederkunft meiner lieben Frau war vor der Thür. Im Angedenken an die schwere, lebensgefährliche erste Niederkunft sahe ich der zweiten mit Furcht entgegen, ich sollte aber nicht lange geängstigt werden. Meine Frau hatte sich fest entschlossen, mir die schweren Stunden zu verheimlichen. So geschah es, daß am 14. April morgens um halb sechs Uhr ich mit der Nachricht geweckt wurde, es sei uns ein gesunder Knabe geboren. — Nie, nie werde ich diesen ergreifenden Moment vergessen, da ich von der bangsten Erwartung durch eine unaussprech-

liche Freude erlöst wurde. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!

Gespannt ungeduldig sahen wir dem Ausbruch des Krieges mit Napoleon entgegen, da kam die Nachricht von der Schlacht bei Belleallliance. Von der Freude, die alle ergriff, kann man sich kaum einen Begriff machen. Gott von ganzem Herzen zu danken, drängte sich alles Volk in die große Elisabethkirche, mitten unter allen sah man den grauen Helden York. Nie habe ich einen so mächtigen, lebendigen Kirchengesang gehört, als das von Unzähligen angestimmte: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.

Abends feierten wir den Sieg bei uns im Kreise der Freunde. Einer von diesen brachte einen Gast mit, den wir freundlich begrüßten, er ward uns aber nicht vorgestellt, über die Siegesfreude ward alles Andere vergessen. Gegen Mitternacht mußte der Gast aber auf die Post, um weiter zu reisen, so leid es ihm that, daß er genöthigt sei, unsern Kreis zu verlassen. Der Freund begleitete ihn, der ihn zu uns gebracht. Kaum sind beide fort, so fragen wir uns untereinander: Wer war denn der Fremde? Keiner wußte es, und wir mußten unsere Neugier hinhalten, bis auf die Rückkehr des begleitenden Freundes. Mit Fragen bestürmt gestand dieser, so wenig wie wir kenne er den Mann. Er sei ihm auf der Straße begegnet, ohne weiteres hätten sie sich gegeneinander enthusiastisch über den Sieg ausgelassen. Da er dem Mann erzählte, er gehe eben zu einer fröhlichen Siegesfeier, da der Andere bedauerte, daß er als Fremder genöthigt sei, den Abend einsam zubringen zu müssen, so habe er denselben eingeladen, mit ihm

zu gehen und zu feiern. Keiner von uns hat den Mann später gesehen oder von ihm gehört.

Der 8. September 1815 war für meinen geliebten Vater ein ernster Freudentag. Geboren 1756 trat er schon in seinem zehnten Lebensjahre 1765 als Page in den fürstlichen Dienst. 1815 waren es 50 Jahre, daß er Ein und demselben Herrn, dem trefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz mit der anerkanntesten, treuesten, gewissenhaftesten Thätigkeit diente. Er erhielt auch an seinem Ehrentage von allen Seiten Beweise der Anerkennung. Wie von Herzen die Theilnahme seiner Kinder war, möge mein Glückwunsch bezeugen, den ich Gott Lob aus voller Ueberzeugung schrieb:

Bester Vater!

Möchte dieser Brief Sie noch zum 8. treffen, damit Sie erführen, wie wir auch weit von Ihnen den Tag feiern. Wie viel lieber feierte ich ihn mit Frau und Kind in Dessau mit Ihnen und dem ganzen Lande. Ich weiß nichts davon, wie der Herzog, wie das Land Ihnen die Theilnahme bezeigen werden, bin aber des Dankes so gewiß, den Sie verdienen, daß ich mit Sicherheit im voraus davon spreche. Lieber guter Vater, wie sind Sie in einer Zeit der Treulosigkeit und Pflichtvergessenheit um ein langes, unbescholtenes, treues, pflichtgemäßes Leben zu beneiden.

Möchten Ihre Kinder und Kindeskinder später auch einmal so wie Sie auf die Vergangenheit zurücksehn können, möchte jedes so wie Sie mit dem von Gott anvertrauten Pfunde gewuchert haben. Von allem Guten, was Sie uns Kindern erwiesen, ist das Beispiel, womit Sie uns vorangegangen, der

gute Name, der uns von Ihnen wie ein unverletzbares Heiligthum überkommt, das Vorzüglichste, Dauerndste und Fortwirkende. Gott erhalte Sie noch lange frisch und gesund und thätig zur Freude aller, die an Ihrem Jubelfeste den herzlichsten Antheil nehmen.

Breslau, den 3. September 1815.

Ihr Sie herzlich liebender Sohn Karl
und Ihre treue Tochter F. v. Raumer.

Mein Vater antwortete:

Lieber guter Sohn und Tochter!

Deinen lieben Brief habe ich mit innigster Rührung gelesen, allerdings ist es Wonne, wenn man im Sturm die Wellen durchbrochen, ohne Schiffbruch zu leiden; es ist gewiß, Gott hat mir viel Gutes dadurch widerfahren lassen, daß ich so nützlich sein konnte, als ich es gewesen bin. Es war hart und mühevoll dieses elende Leben, und oft hätte man es in Verdruß und Verzweiflung gern um einen Schuß Pulver gegeben, ohne zu bedenken, wie hart man sich an Familie, Vaterland und Herrn versündigt hätte; aber es war wahrlich nicht zu ertragen, nur das Gefühl, daß ein Christ sich stets unverzagt und ohne Grauen schauen lassen soll, konnte den Geist wieder wecken und dem Körper neue Kraft geben. Ein Gefühl, stets seine Pflichten in jeder Lage des Lebens erfüllt zu haben, ist das Erste und Beste, was der Mensch haben kann; nie weiche der Christ von seinem Posten. Indem Gott mit Gefahren drohet, giebt Er auch in demselben Augenblick neue Kräfte, um diesen zu widerstehen, und nichts stürzt den

Menschen, den Mann tiefer als eine knechtische Furcht. Ich gestehe es gern, so lange als wir alle diese Leiden duldeten, ohne zu wissen, ob sie je zum Guten führen, ob wir je von der französischen Sclaverei befreit sein würden, so lange war das Leben, was wir hier besonders anno 1813 zur Zeit des Waffenstillstands führten, zum crepiren, aber nachher hob sich der Geist und mit ihm der Körper.

Mein Jubiläum ist froh verbracht worden, Alles nahm herzlichen Antheil. Ich sende dir hier ein Gedicht des Predigers de Marées, was sehr gut ist, doch weiß ich nicht, ob ich Alles verdiene. Eins fehlte an diesem Tage, ich hätte gewünscht, die gute, redliche Mutter wäre noch da gewesen, oder hätte können nach dem Verschlafen der traurigen Zeit wieder erscheinen und Euch alle um sich versammelt sehen. Doch das ist ein Traum und kann nur dort dereinst realisirt werden. Gott sei Dank, daß meine guten Kinder der Art alle sind, daß keines bei dieser himmlischen Versammlung dereinst fehlen wird.

Freuden hatte ich viele in der Welt; denn ich genoß Gesundheit, Ehre, hatte so viel Vermögen als zum Fortkommen nöthig war, hatte ein rechtschaffenes Weib, gute Kinder, einen Herrn, der mich ehrte, war nicht unnütz fürs Land und genoß auch aus diesem Grunde Liebe und Achtung. Ich erlebte den Segen, daß wir auch in der elendesten Zeit unser Schiff durch Wellen und Klippen doch sicher wieder in Hafen steuerten. Gott segne Dich und Deine gute Frau, folgt treu Euerm Berufe in jeder Art, so kann Gottes Segen nicht fehlen. Amen.

Dessau, den 12. September 1815.

G. Fr. v. Raumer.

1816.

In diesem Jahre kam Winterfeld, mein lieber Universitätsfreund, als Oberlandesgerichtsrath nach Breslau. Seine treffliche Frau war eine Tochter des General Thümen, eine ihrer Schwestern, die liebenswürdige Agnes Thümen, begleitete sie.

Mit der Ankunft dieser lieben Familie begann für uns ein neuer Lebensabschnitt. Wir sahen bald, welche Harmonie zwischen uns herrschte, — in religiöser Hinsicht, in unserer Liebe zu den Dichtern und zur Musik. Winterfeld hatte seit seiner Universitätszeit sich aufs Eifrigste mit Musik beschäftigt. Früher schon hatte er mit Enthusiasmus in Berlin die Opern von Mozart, Gluck u. A. wiederholt gehört. Mit erstaunungswürdigem musikalischen Gedächtniß begabt, trug er das Gehörte ohne alle Beihülfe von Noten ausgezeichnet vor, man glaubte, die einzelnen Stimmen des Orchesters herauszuhören. Nach der Universitätszeit gewann seine Liebe zur Musik eine mehr und mehr sich erweiternde Empfänglichkeit. Einige Jahre hielt er sich in Italien auf und sammelte dort einen reichen Schatz kirchlicher Musik. Wie damals fuhr er Zeit Lebens fort, zu sammeln, mit Sinn für die verschiedenste Musik — nicht einzig für geistliche, sondern auch für Opern, Volkslieder u. a. So legte er den Grund zu seiner ausgezeichneten Geschichte. Seine Frau war sehr musikalisch und sang vortrefflich. Meine liebe Frau war auch mit der schönsten Stimme begabt und im Element der edelsten Musik und bei der feinsten musikalischen Bildung durch ihren Vater und ihre Schwester Louise — aufgewachsen. Was Wunder, daß beide Frauen durch gemeinsame und gleich-

artige Liebe zur Musik sich aufs Zarteste mit einander befreundeten. Dies fühlte man sehr wohl, wenn beide wie aus Einer Seele sangen, vor Allem, wenn sie Leonardo Leos: Laudamus, benedicimus, adoramus, glorificamus sangen.

Bald gesellten sich noch einige musikalische Freunde zu uns, so meine Schwägerin, Hanne Steffens, die einen ausgezeichneten Alt sang. Unter Leitung Winterfelds blühte die Musik. —

Dann verband uns die Liebe zu den Dichtern. Shakespeare, Göthe, Cervantes, die Romantiker u. a. wurden viel gepriesen, citirt, besprochen.

Der Grundton unsres Zusammenlebens war christlich. Von Confessionellem war 1816 nicht die Rede, das lebte erst im Jahre 1817 durch seinen Gegensatz — die Union — auf. — Wir hielten nun treulich zusammen, bis ich 1819 nach Halle versetzt wurde.

Ein zweiter inniger Freund war Harnisch, Director des Breslauer Schullehrerseminars. Er war von Winterfeld durchaus verschieden. Ursprünglich Theolog hatte er sich dem Schulwesen zugewendet und am Plamann'schen Institut in Gemeinschaft mit Jahn und Friesen gelehrt. In jener Zeit begann das Turnen. Wiewohl Pestalozzi großen Einfluß auf Harnisch hatte, lag ihm doch das vaterländisch deutsche Turnwesen viel mehr am Herzen. — Er trat schon vor dem Kriege sein Breslauer Amt an. Da ich ihn 1810 in Berlin kennen gelernt, so befreundeten wir uns sehr bald in Breslau. Das Volksschulwesen, Lehrgegenstände, besonders auch Realien, Lehrmethode, Turnen ꝛc. wurden nicht blos besprochen, es galt auch das Vielbesprochene auszuführen. So hatten die Seminaristen bei

mir Unterricht in der Mineralogie; dem Turnplatz stand Harnisch vor, ich war ein Glied des Turncomité — und turnte selbst.

Es ist klar, wie das Zusammenleben mit Winterfeld und das mit Harnisch hinsichtlich dessen, was mich mit jedem verband, vollkommen verschieden war.

1817 kam ein dritter lieber Freund mit seiner Frau nach Breslau — der Hauptmann von Schmeling. Ein schlichter Nathanael ohne Falsch, ein tapferer Mann, der überall thätig und verständig half, wenn es galt, Gutes zu wirken. Sein Werk über Turnen und Landwehr war und ist von der größten Bedeutung für deutsches Kriegswesen. Schmeling schloß sich theilnehmend an Winterfeld, Harnisch und uns an, seine einfache, in guten und in bösen Tagen muthige Frau nahm am Winterfeld'schen Gesangverein Theil. —

Im Sommer 1816 wohnten wir im Dorf Scheitnig, $^1/_2$ Stunde von Breslau, dort ist ein schöner großer Garten. Hier besuchte uns Greenough, der Präsident der Londner geologischen Societät, den ich, wie ich erzählte, in Paris kennen gelernt. Ich stand seitdem mit ihm in Briefwechsel, er gab auch einen Beitrag zu den von mir und Engelhardt herausgegebenen — „Geognostische Umrisse 1816." Mit ihm kam der ausgezeichnete Geognost Buckland, dessen „Reliquiae diluvianae" die bedeutendste und geeignetste Schrift ist, um uns durch ganz unzweideutige gegenwärtige Beobachtungen in die Zeit der Sündflut und selbst in die Zeit vor derselben zu versetzen. Wir hatten so viel Geologisches mit einander zu besprechen, auch Pädagogisches, wofür sich Greenough sehr interessirte. Sie blieben etwa 8 Tage bei uns und freuten sich sehr, in uns

enthusiastische Verehrer des Shakespeare zu finden. Auf unsere Bitte las uns Greenough As you like it vor.

Wir scherzten öfters mit den englischen Freunden über unsre höchst einfache Bauernwohnung. Ich behauptete, Greenoughs Reisewagen sei zehnmal comfortabler als diese Wohnung. Hatte er doch 1800 Thaler gekostet! Höchst bequem konnte man drin sitzen, liegen, schlafen, schreiben!

Ich begleitete die englischen Freunde eine Strecke als geognostischer Cicerone. Um frei beobachten zu können, hatte der Wagen an der Hinterseite einen sehr hohen Sitz für 3 Personen, auf welchem man über den Kutschenhimmel hinweg sah und daher nach allen Seiten freie Umschau hatte. Als der Postmeister in Jordansmühl den schönen großen mit 4 Pferden bespannten Wagen kommen sah, 3 — wie er meinte — Bedienten hinten drauf, da beeilte er sich, die Kutschthüre zu öffnen, um ehrerbietig die hohen Herrschaften zu bewillkommnen. Niemand saß drin; nun konnte er sich gar nicht genug über die seltsamen Reisenden dahinten wundern.

Am Abend kehrten wir in Rogau bei meinem Freunde, Pastor Peters, ein. Dieser hatte ein sehr schönes Pfarrhaus, eine reiche Bibliothek und war überhaupt nicht prunkhaft, aber wohlhäbig eingerichtet. Mit dem größten Interesse befragten ihn die Engländer über sein Amt, und waren nicht wenig verwundert, als sie den Umfang seiner Amtsthätigkeit kennen lernten: Predigen, Aufsicht über die Schulen, Confirmationsunterricht, Taufen, Trauen, Begraben, umfangreiche Seelsorge, dazu die amtlichen Schreibereien, die Führung der Kirchenrechnung u. s. w. Dagegen mußten die englischen Freunde über

Episcopale, Dissenters, Quäker, Methodisten, über die bunte religiöse Welt Englands berichten. Unter solchen Gesprächen vergieng die Zeit schnell. Es war schon spät, als eine Bowle Punsch aufgetragen wurde. Peters erzählte den Engländern, wie er dieselbe an mich verloren, da ich nämlich im Herbst 1814 mit ihm gewettet, daß die vereinigten Heere: Deutsche, Engländer 2c. binnen Jahr und Tag noch einmal in Paris einrücken müßten. Man kann denken, wie vergnügt wir von Belleallance sprachen und aller unsrer Helden gedachten.

Am andern Morgen schieden wir von unserm freundlichen Wirth, der mir später sagte, wie so angenehm ihm der Besuch gewesen. Nur über Eins müsse er sich beschweren, daß die Herrn seinen Leuten enorme Trinkgelder gegeben. Da ich wußte, daß Greenough sehr reich war, wie schon sein trefflicher in Rogau bewunderter Reisewagen verrieth, so bezeigte ich nur leichtsinnig meine Freude über die Freude der Leute.

Unvergeßlich sind mir aber meine Unterhaltungen, die ich am folgenden Tage mit den englischen Freunden hatte. Sie konnten gar nicht begreifen, daß ein feiner, gebildeter, wohlhäbiger Mann, wie Peters, ein geistliches Amt bekleide, das ihm so viele, zum Theil ganz untergeordnete Amtsarbeiten auflege. Die Episcopalkirche bot ihnen keine amtliche Kategorie, in die ein Mann der Art hineinpaßte.

Wir trennten uns in der Nähe des Gebirgs für immer, beide liebe Freunde sind todt. Buckland lag die Harmonie der Geologie mit der h. Schrift sehr am Herzen, seine betreffenden Arbeiten sind außerordentlich gründlich und ernst. —

Ich gieng nun mit neuem Eifer an die Untersuchung, be-

sonders des Schweidnitzer und Glazer Gebirgs. Mehrere Wochen lang gönnte ich mir nur einen Rasttag: gegen Ende September machte ich einen kurzen Ausflug nach Kaltwasser und Schwarzau zur Hochzeit meines Bruders Franz.

In Waldenburg fand ich einen armen Bergmann, Namens Tschirner, der sonst sehr rüstig, aber arbeitsunfähig geworden war, weil ein Felsstück ihm den rechten Arm zerschlagen. Ich hatte an ihm einen grundtreuen, unermüdlichen, zum Tragen der Steine sehr rüstigen Reisegefährten. Am 8. Oktober trat ich die Rückreise nach Breslau an, von Schweidnitz wollte ich nach Breslau mit Extrapost reisen, dem Tschirner erklärte ich, er solle mit mir fahren. „Ach Herr Bergrath, sagte der treue Mensch, was sollen wir doch fahren? Sind wir Beide doch so gut zu Fuße und nun viele Wochen frisch gelaufen, laufen wir auch bis Breslau, und für das Extrapostgeld kaufen Sie der Frau Bergräthin ein schönes Geschenk." Ich folgte seinem freundlichen Rathe. Man kann denken, wie meine liebe Frau voll Dank für seine mir geleisteten treuen Dienste ihn hegte und pflegte, und wie vergnügt er nach Waldenburg zurückkehrte!

Während ich im Gebirge war, verlebte meine arme Frau einige entsetzliche angstvolle Tage, unser lieber Rudolph schwebte in der größten Lebensgefahr. Erst als diese ganz vorüber war, erfuhr ich durch einen Brief meiner lieben Frau, wie nahe unser Kind dem Tode gewesen war, und wie gnädig Gott diesen schweren Schlag von uns abgewandt hatte.

1817.

Am 29. Juni dieses Jahres ward uns ein liebes Kind, unser Otto geboren, den wir nicht lange behalten sollten, wie ich später erzählen werde.

Ich will hier die Geschichte der akademischen Mineraliensammlung von 1815—19 zusammen fassen. Bis zum Jahre 1815 war nur sehr Kümmerliches zu berichten, vom April 1815 bis zu meinem Abgange nach Halle höchst Erfreuliches.

Anfang Aprils 1815 schaffte ich die für 4000 Thaler gekaufte Meuder'sche Sammlung von Freiberg nach Breslau, wie ich schon erzählte. Mit welcher Freude ich dieselbe ausgepackt, aufgestellt und mit ihrer Hilfe gelehrt habe, kann man sich denken. Es heißt: kein Unglück kommt allein — es kommt aber auch kein Glück allein. Durch Schmeling erfuhr ich: die Generalin Schönermark, welche früher der Universität ihre Mineraliensammlung für 3000 Thaler anbot, stehe im Begriff, dieselbe jetzt für 500 Thaler an den General Hünerbein zu verkaufen. Auf der Stelle gieng ich zum Oberpräsidenten Merkel und drang in ihn, den Ankauf für die Universität dem Ministerium zu empfehlen. Da er nicht hierauf eingieng, so faßte ich den kecken Entschluß, den Kauf auf eigene Hand abzuschließen; ich war überzeugt, daß ich die Ausgabe mehr als decken würde. — Durch den Ankauf zwei vollständiger Sammlungen — der Meuder'schen und der Schönermark'schen — erhielt ich natürlich eine Menge Doubletten. Aus diesen bildete ich 13 Sammlungen, jede durchschnittlich zu 350, eine zu 800 saubern Stücken, und verkaufte dieselben zu mäßigen

Preisen an 8 Gymnasien, an eine Bergschule und 4 Schullehrerseminare.

Ich hoffte, auf diese Weise dem Lehren der Mineralogie auf Schulen Eingang zu verschaffen. Auch verkaufte ich Einiges an Einzelne und löste auf solche Weise 1060 Thaler, mehr als das Doppelte dessen, was die Schönermark'sche Sammlung gekostet. Dazu nahm ich wieder vortreffliche Stufen derselben in das akademische Kabinet auf. Besonders kam mir das häßliche übergroße Format der Stücke zu Gute; aus einem solchen Stück gewann ich durch mühsames Zerschlagen mehrere weit schönere; es machte mir aber sehr viel Arbeit. Sorgfältig bewahrte ich alle saubern kleinen Stücke, die beim Schlagen abfielen, sie kamen in einen großen Mineralienschrank, dessen Inhalt ich durch die Inschrift „zum Verschenken" bezeichnete. Diese zwei Worte veranlaßten eine lustige Scene. Geh.-Rath Neumann kam eines Tages, die Sammlung zu sehen. Er äußerte seine Zufriedenheit — als er aber das „zum Verschenken" las, gerieth er ganz außer sich. Herr v. Raumer, sagte er, wie dürfen Sie sich unterfangen, von dem Ihnen anvertrauten königlichen akademischen Eigenthum etwas zu verschenken? Das kann ich durchaus nicht dulden. Ich erwiederte: Am Weihnachten habe ich meinen fleißigen Zuhörern Stücke aus dem Schranke bescheert. Da er nochmals ganz entschieden gegen solch Verfahren protestirte, so sagte ich: Gut, so werde ich mit diesen Steinen verfahren, wie andere Mineralogen mit Steinen der Art verfahren. Wie denn? fragte er. — Ich werfe sie alle zum Fenster hinaus. Nun erzählte ich, wie diese Steine Abfall seien von den

Stücken, die ich zerschlagen, um aus ihnen Mineraliensammlungen zum Verkauf zu bilden. Dergleichen Abfall schütteten andere Mineralogen in der Regel weg. Wofern ich diese Stücke nicht verschenken dürfe, würde ich dasselbe thun, sie nähmen mir dann nur Platz weg. — Thun Sie, was Sie wollen, sagte Neumann, mit Ihnen ist nichts anzufangen.

Wie ich nun mit Hilfe dieser schönen Mineraliensammlung gelehrt, das habe ich im dritten Theile meiner Geschichte der Pädagogik mitgetheilt.

Als ich 1819 nach Halle versetzt wurde, war die Breslauer akademische Mineraliensammlung zu einem sehr bedeutenden Umfang angewachsen. Der geognostischen Stufen, welche ich bei meiner Bereisung des schlesischen Gebirges gesammelt, waren 2442, sie schlossen sich genau an meine Karte und Beschreibung jenes Gebirgs an und beglaubigten dieselben. —

Um diese Zeit begannen die Kämpfe für und gegen das Turnen. Steffens in seiner Lebensbeschreibung hat dieselben, so weit sie ihn berührten, geschildert, ich selbst charakterisirte sie in meiner Geschichte der Pädagogik. Zunächst traten Jahn und Steffens hierbei in den Vordergrund. Beide waren einander diametral entgegengesetzt. Schleiermacher, wiewohl entschiedener Freund des Turnens, sagte mir einmal scherzend: der Jahn stößt mich leise ab, Steffens aber ward nicht leise von ihm berührt, er fühlte eine tiefe Antipathie gegen Jahn und gegen das ganze Turnwesen, dem er zuerst in seinen „Caricaturen" entgegentrat. Das Wartburgfest — selbst die Einladungen zu demselben, machte den Riß zwischen den Freunden und Feinden des Turnwesens immer weiter.

Wir hatten eine philomathische Gesellschaft. In den Sitzungen las man Abhandlungen vor, welche später zum Theil gedruckt wurden. Passow schrieb sein „Turnziel", in welchem er das Turnen und dessen Zukunft enthusiastisch vertrat. Gegen dies Turnziel las Steffens in einer Sitzung der philomathischen Gesellschaft einen äußerst scharfen Aufsatz, und endete mit der Erklärung, die Gesellschaft könne nicht fortbestehen bei dem feindseligen Gegensatz ihrer Glieder. Darauf verließ er mit den ihm gleichgesinnten Gegnern des Turnwesens das Zimmer. Die Turnfreunde blieben und beschlossen den Fortbestand der Gesellschaft. Steffens stand nun an der Spitze meiner Gegner. Wie sehr ich unter diesem Verhältniß fast drei Jahre lang litt, wie sehr Steffens, das haben wir beide lange Zeit nachher öffentlich bekannt. Und wie wir, litten unsere Frauen, die Schwestern. Unendlich wohlthuend war es, daß Steffens mit Frau und Tochter 1837 nach Erlangen kam und mehrere Tage bei uns blieb. Damals sahen Steffens und ich uns zum letztenmale und erinnerten uns wehmüthig der alten schönen Zeit in Halle und Giebichenstein, welche dem zerstörenden Tage von Jena vorausgieng, dann der herrlichen Kriegsjahre. Im schmerzlichen Angedenken gedachten wir aber der Turnfehden und besprachen sie in liebevollem Frieden. Ein Zeugniß gaben wir uns gegenseitig, daß wir jenen Kampf in reiner Absicht gekämpft, und wahrlich nicht aus Egoismus irgend einer Art.

1818.

Der Turnkampf dauerte fort, innig verbunden mit dem Kampf für und gegen die Burschenschaft.

In diesem Jahre beendete ich die Untersuchung des schlesischen Gebirgs und die Ausarbeitung der Beschreibung und Karte desselben. Leider ward die Beschreibung aufs häßlichste gedruckt, die Karte aufs häßlichste und untreu gestochen. Es war nicht meine Schuld. — Ueber die Turnsache ward viel geschrieben, zum Theil in fliegenden Blättern.

Die Regierung, namentlich der Minister Schuckmann, war zuerst für, später gegen das Turnen; erst sehr freundlich gegen mich, gab er mir plötzlich seine Unzufriedenheit streng darüber zu erkennen, daß ich mich, verbunden mit „Passow, Maßmann und Consorten" in die Turnangelegenheit mische. Ich sollte lieber, hieß es, die mir obliegende Untersuchung des Gebirgs zu Ende bringen. Darauf antwortete ich sehr entschieden, ich habe mich freiwillig gleich anfangs der Turnsache angenommen und keinen Dank dafür verlangt, — aber auch nicht entfernt das Gegentheil erwartet. Daß ich meine Amtspflicht nicht darüber vernachlässigt, ergäbe sich schon daraus, daß ich die Beschreibung und Karte des Gebirgs, das Resultat einer Bereisung von mehr als tausend Meilen zu Fuß, schon längst dem Ministerium übergeben, ja daß die Beschreibung bereits gedruckt und die Karte gestochen würde. — Ich erhielt keine Antwort.

Wir lebten im Sommer wieder in einem zum Scheitniger Garten gehörigen Hause mit Winterfelds zusammen in schönem

Frieden. Hier erholten wir uns von der uns verzehrenden Disharmonie, welche der Art war, daß selbst Freunde erklärten, ich müsse meine qualvolle Stellung aufgeben. Die Regierung gieng auf meine desfallsige Bitte ein und zeigte mir die Aussicht auf eine Versetzung nach Halle.

Wäre noch eine leise Hoffnung zur Verständigung gewesen, sie würde durch die heillose That Sands (am 23. März 1819) vernichtet worden sein. Von da an wurden wir unschuldigen Turnfreunde allen Gegnern des Turnwesens und der Burschenschaft verdächtig, — man hielt uns zu Allem fähig; da reiste ich Anfangs Juni

1819

nach Berlin, um meine Versetzung zum Abschluß zu bringen. Auf der Hinreise lernte ich in Frankfurt an der Oder Heinrich Ranke kennen, der dort mit Dürre (dem Adjutanten Jahns im Freiheitskriege) an einem Institut lehrte. Dies war die Veranlassung, daß ich später — 1823 — Ranke einlud, sich dem Nürnberger Institut anzuschließen, daß dieser kam, Schuberts Tochter heirathete und sich ganz in Bayern ansiedelte.

In Berlin angekommen besuchte ich Jahn. Während unserer Gespräche war ein Jüngling gegenwärtig, der ganz schweigend am Klavier stand, dann auch schweigend sich entfernte. Auf meine Frage, wer er sei, sagte Jahn, der junge Mann heiße Wackernagel, seine Eltern seien todt, seine Lage höchst betrübt; es sei nur zu wünschen, daß er von Berlin wegkomme. Schick ihn zu mir nach Breslau, sagte ich. Das geschah, es war der erste Anknüpfungspunkt; seit 44 Jahren

lebte von da an Philipp Wackernagel bald mit uns — so in Breslau, Giebichenstein, Nürnberg, Erlangen — bald fern von uns immer als unser eigener lieber Sohn.

Eines Tages gieng ich mit Jahn. Wir kamen an das Haus des Minister Schuckmann. Da ich diesem meinen Besuch abstatten mußte, so bat ich Jahn, auf mich zu warten, Schuckmann sei gewiß sehr ungehalten gegen mich, weil ich sein (erwähntes) Schreiben so scharf beantwortet, gar nicht im officiellen Style, er werde mich nicht annehmen. Allein ich irrte mich sehr. Der Minister nahm mich ganz freundlich an, ich mußte mich zu ihm aufs Sopha setzen. Sie meinen gewiß, Raumer, sagte er, ich sei Ihnen böse, weil Sie mein Schreiben so empfindlich beantwortet. Keinesweges, und wenn ich Ihnen scharf schrieb, so geschah es, weil ich Ihnen wohl wollte. An diesen überraschend freundlichen Anfang knüpfte sich ein merkwürdiges Gespräch, das über eine Stunde dauerte. Manches ist mir in der Erinnerung geblieben. Besonders vertheidigte ich die durch scharfe Untersuchungen und Strafen heimgesuchten Studenten. Man solle, sagte ich, die Summen, welche die Untersuchungen kosteten, lieber den republikanisch Gesinnten als Reisegeld nach Amerika geben. Dort würde es ihnen entweder so gefallen, daß sie sich ansiedelten und für Deutschland nicht mehr verdächtig wären, oder sie fänden sich in ihrer Bewunderung der amerikanischen Republik getäuscht, dann könnten sie von einem falschen Freiheitsschwindel geheilt nach Deutschland zurückkehren. Ich verhehlte dem Minister nicht, daß ich die Strafen für manche jugendliche Phantasterei viel zu streng fand. Als einst König Friedrich Wilhelm II.

nach Halle Hermes und Hilmer schickte, um den religiösen Zustand der Universität zu untersuchen, da wurden diese von den Studenten mit einem Pereat empfangen, wobei man die Fenster mit Steinen so gröblich einwarf, daß die Kommissarien auf der Stelle nach Berlin zurückkehrten. Dies geschah königlichen Kommissarien; anstatt aber daß der König eine strenge Untersuchung und scharfe Bestrafung dieses Frevels gegen seine Deputirten befahl, äußerte er, mit Studenten lasse er sich nicht wieder ein. Ich weiß, bemerkte ich, daß ein gegenwärtig sehr hochgestellter Beamter als Student thätig an jenem Pereat Antheil nahm. Hätte man diesen Fall mit dem Maßstabe gemessen, den man bei den jetzigen demagogischen Untersuchungen anlegt, wie hätten dann die betheiligten Studenten bestraft werden müssen? In ähnlichem Sinne, wie gegen Schuckmann, sprach ich mich auch um die gleiche Zeit in einem Brief an den Staatskanzler Hardenberg aus.

Gern gedenke ich noch eines, was ich in Berlin in jenen ersten Tagen des Juni 1819 erlebte. Karl Giesebrecht, Professor am grauen Kloster, war einst auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium mein liebster Freund und Stubenbursch. Er war ein feiner, frommer, fähiger, liebenswürdiger Jüngling. Wir hielten so zusammen, daß man uns Kastor und Pollux nannte. In harmlosem Scherz erklärte mir einst der Primaner, er werde mich späterhin beim ersten Knaben zu Gevatter bitten; dies geschah etwa zwanzig Jahre nach jener Erklärung.

Nach Breslau zurückgekehrt besprach ich mich mit Harnisch und Schmeling über Jahn. Ich war überzeugt, sein unvorsichtiges, rücksichtsloses Auftreten werde ihm Unglück bringen. Wir be-

schlossen, daß ich ihm einen Warnbrief schreiben sollte. Den erhielt er im Augenblick, als man ihn in Haft nahm; er zerriß den Brief, ward aber über den Inhalt und Schreiber desselben befragt.

Sehr bald folgten Untersuchungen in Breslau. Freunde, welche bei uns wohnten, verließen uns um unsertwillen. Wackernagel übernahm in Oberschlesien eine durch und durch polnische Hofmeisterstelle; bald aber rührten uns seine Jammerbriefe e Ponto so, daß wir ihm schrieben, er solle in Gottes Namen zurückkehren. Maßmann, der schon seit Monaten bei uns wohnte, war geblieben. Die Untersuchung seiner kreuz und quer beschriebenen Papiere, meist gelehrten Inhalts, preßte den Beauftragten unter Seufzen das Lob aus: welch erstaunlicher Fleiß! Eine Kritik der auf der Wartburg verbrannten Bücher, welche Maßmann nachträglich unterm Titel Flammengericht geschrieben, wäre wahrscheinlich nicht belobt worden, hätten wir sie nicht bei Zeiten einem Flammengericht übergeben zur Sühne des Wartburger Feuers. —

Unter solchen Umständen ward der Aufenthalt in Breslau immer peinigender. Im Oktober konnten wir endlich die Reise nach Halle antreten, unsere bewährte treue Freundin Auguste Teschner begleitete uns. Wir giengen über Dresden, wo wir eine wunderschöne Woche bei Tieck und seiner liebenswürdigen Familie verlebten; dann über Dessau, wo wir von den Meinigen sehr freundlich aufgenommen wurden. In den letzten Tagen des Oktober kamen wir nach Giebichenstein und bezogen unsere alte liebe Wohnung, welche wir von dem damaligen Besitzer, Amtsrath Bartels, gemiethet hatten.

Halle. Giebichenstein.

October 1819 — März 1823.

Es war im Jahre 1819, daß ich von Breslau nach Halle versetzt wurde. Schwere Kämpfe lagen hinter mir, ich gieng schwereren entgegen. [1])

Was zunächst mein Lehramt betrifft, so war ich zum zweitenmale an eine akademische Mineraliensammlung gewiesen, welche nicht entfernt zum gründlichen Lehren ausreichte; fast vier Jahre bat ich vergebens um Abhilfe. Die Benutzung einer leidlichen Privatsammlung, welche mir sehr freundlich von ihrem Besitzer für meine Vorlesungen gewährt wurde, mußte mir genügen. Außerdem beschäftigte mich das praktische Lehren der Geognosie, indem ich wöchentlich zwei Nachmittage zu geognostischen Excursionen benutzte, an welchen vorzüglich preußische Bergeleven Theil nahmen. Im Jahre 1822 las ich hier zuerst über Pädagogik.

Die Aufhebung der Burschenschaft war, wie auf andern deutschen Universitäten, auch in Halle vollzogen. Es trat nun ein wunderlicher Zustand ein. Dieselben Studenten, welche bis dahin als Burschenschaft zusammengehalten hatten, blieben in Halle. Sie sollten fortan nicht mehr zusammenhalten. Verfuhren sie nun auch aufs Redlichste und Offenste, so half dies ihnen nichts, sie blieben den Behörden verdächtig und wurden von ihnen aufs Aengstlichste überwacht. Da sie

---

[1]) Man vgl. Gesch. d. Pädag. Th. 3, 422—426.

bis zur Publication der Septemberbeschlüsse — bis zum 18. October 1819 — nicht blos als Glieder der Burschenschaft mit einander verbunden, sondern persönlich die herzlichsten Freunde gewesen, so war es doch eine seltsame Forderung, daß sie vom Tage jener Publication an einander gleichgiltig werden und allem Zusammenleben entsagen sollten.

Die preußische Regierung hatte, gemäß den Septemberbeschlüssen, jeder ihrer Universitäten einen Regierungsbevollmächtigten gesetzt. Die Bestimmung desselben war nicht blos Ueberwachung der Studenten, sondern, wie es §. 1. jener Beschlüsse verlangt, auch der Universitätslehrer. Den akademischen Senaten wurde dadurch alles Ansehen und aller Einfluß genommen; an die Stelle der väterlichen akademischen Disciplin trat ein durchaus polizeiliches Verfahren, das um so härter war, als man von allen bisherigen Mitgliedern der Burschenschaft nur Böses präsumierte. Dagegen ließ man selbst die unsittlichsten Studenten gewähren und beschützte sie, weil man in ihnen Gegner der Burschenschaft sah, Leute, denen die Ideale dieser Verbindung ein Spott waren. —

Auf gleiche Weise unterschied man die Professoren, je nachdem man in ihnen Vertreter oder Gegner der eingetretenen Reaction erblickte. —

Mein Familienleben griff aber mehr als je in das amtliche ein. Anfangs standen wir sehr einsam. Eine officielle Disharmonie des Ministeriums und des Halleschen akademischen Senats in Bezug auf mein Amt, mehr noch der mir vorangegangene Ruf, daß ich für die Burschenschaft sei, veranlaßte, daß ich von der Mehrzahl meiner Kollegen sehr kalt

aufgenommen wurde. Besser ergieng es mir in Bezug auf mein Amt als Bergrath beim Halleschen Oberbergamt, an dessen Spitze mein Freund, der Berghauptmann von Veltheim stand, welcher 1806 mit mir in Freiberg studirte. Doch auch von dieser Seite bildeten sich keine geselligen Verhältnisse. Am nächsten standen uns zwei Freunde, die beiden Dom-Prediger: Rienäcker, der uns getraut, und Blanc.

Zu dieser Einsamkeit gesellte sich eine schwere Heimsuchung. Im Februar 1820 brach eine entsetzliche Scharlachepidemie aus, unsere drei Kinder wurden ergriffen. Am 9. Februar starb unser lieber Otto an der Scharlachbräune in seinem dritten Jahre. Er war ein ausgezeichnet schönes Kind und bewies von früh auf Sinn für Musik. Als es schon zum Sterben kam, mußte ihm die Mutter singen, besonders das Lied: Warum sollt' ich mich denn grämen; schwieg sie, so sagte er leise: singen. Unmittelbar vor dem Eintritt des Todes verklärten sich seine schönen blauen Augen, es war, als wenn ein inneres Licht aus ihnen ausstrahlte — eine Morgenröthe des ewigen Lebens.

Ein unbeschreiblicher Schmerz ergriff uns. Das Begräbniß war gegen Abend eines wüsten Februartages. Der Sarg ward zuerst in die Kirche getragen und vor dem Altar niedergesetzt. Ich erwartete, der Geistliche werde eine tief tröstende alte Liturgie oder ein Kapitel der heiligen Schrift lesen; wie ward mir, als er aus Witschels Andachten ein Gedicht auf die Vergänglichkeit las, wie auf den Frühling der Sommer folge, diesem der Herbst und Winter — und wie das flach und trostlos weiter gieng. Mitten im tiefsten Schmerz ergriff mich ein wahrer Ingrimm, nie hatte ich die Ohnmacht und Leerheit

solcher Floskeln gefühlt und zugleich, daß einzig in der geoffenbarten h. Schrift Trost zu finden sei.

Es mochte im Mai 1820 sein, daß meine liebe Schwiegermutter und meine Schwägerin Sophie von Berlin zu uns nach Giebichenstein zogen und bei uns blieben, bis wir 1823 nach Nürnberg giengen. Ich kann es nicht sagen, welch liebenswürdiger Friede unter uns ungestört herrschte, wie wir treu Freud und Leid mit einander getheilt, wie die schweren amtlichen Erlebnisse durch das schöne Familienleben gemildert wurden.

Der große Schmerz über den Tod des lieben Otto ward am 13. Oktober 1820 durch die Geburt unseres Hans gelindert, der uns in seinem gesegneten Leben viel Freude, durch seinen frühen Tod — am 27. März 1851 — unaussprechlichen Schmerz gemacht hat.

Sehr viele Studirende besuchten uns fast jeden Abend. Vor allen nenne ich meine lieben Freunde Ferdinand Ranke und Pätsch.

Mehrere von den Studenten, die uns besuchten, waren musikalisch, es ward viel Schönes gesungen, Discant und Alt waren durch meine Frau und ihre Schwester Sophie vortrefflich vertreten.

Viele reisende Studenten — besonders von Jena und Berlin — kehrten bei uns ein. Von Jenensern nenne ich die Gebrüder Wesselhöft, bei deren Eltern ich selbst in Jena die freundlichste Aufnahme genossen. Dann gedenke ich des in der Studentenwelt so bekannten Binzer. Von ihm ist das Lied: „Wir hatten gebauet.“ Viele treffliche Melodieen hat er componirt, so: Du rufst o Gott, und: Kommt Brüder, trinket froh mit mir. Zu-

dem hatte er den ausgezeichnetsten Baryton, sein Gesang war hinreißend, und zu dem Gesange kam, daß er kräftig gewachsen, durch ein schönes männliches Gesicht mit langem Bart imponirte.

Im Jahre 1821 machte ich mit Wackernagel eine Reise nach Stuttgart. Wir giengen über Altenburg nach Gleina zum Bauer Etzold, der sich neben seiner Landwirthschaft sehr mit deutscher Literatur beschäftigte, so daß wir uns mit ihm über Göthe, Schiller u. s. f. wohl unterhielten. Später besuchte er mich in Nürnberg auf einer Schweizerreise, deren Resultate er drucken ließ. Nach dem Essen fuhr er uns nach Löbichau in das Schloß der kürzlich verstorbenen Herzogin von Kurland zu Binzer. Mit diesem, Etzold und Tiedge verlebten wir einen merkwürdigen Abend. Ich hatte immer gemeint: Verhimmeln müsse den Dichter der Urania charakterisiren, wie wurde ich überrascht, als der alte joviale Mann uns bis Mitternacht mit den launigsten, ja etwas mephistophelischen Reden die Zeit vertrieb.

In Baireuth besuchten wir Jean Paul, dessen Frau ich von Berlin her kannte, dort sah ich ihn zuerst, als er Bräutigam war. Wir fanden ihn sehr niedergeschlagen, da er aus Heidelberg traurige Nachrichten über seinen dort studirenden Sohn erhalten hatte, der auch bald darauf starb.

In Stuttgart sahen wir zum erstenmale Boisserées Sammlung. Sie war für uns, die wir bis dahin fast nur die Italiener kennen, bewundern und lieben gelernt, ein ganz neuer, eigenthümlicher Gegenstand der Bewunderung und Liebe.

Zum neuen Jahre 1822 erhielt ich noch einen ernsten Glück-

wunsch meines Vaters mit sicherer Vermuthung, er schreibe zum letztenmale.

Ich stand nicht am Sterbebett meines geliebten Vaters. Er sah ruhig den Tod herannahen. Die Schwestern waren bei ihm. Die Schwägerin Sophie schrieb an Agnes: Recht herzlich freue ich mich mit Dir der guten Stimmung Deines lieben Vaters; es muß einen höchst tröstlichen, wohlthätigen Eindruck machen, wenn gerade zuletzt der Geist den Körper besiegt; o Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

Ich war beim Begräbniß. Eine Unzahl folgte dem Sarge, nicht blos aus der Stadt, sehr viele waren auch vom Lande gekommen. Am nächsten Sonntage hielt der Pfarrer de Marées in der Georgenkirche vor einer großen Menge dem selig entschlafenen Vater die Leichenrede über den Text: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Die amtlichen Mißverhältnisse steigerten sich um diese Zeit mit jedem Tage; mit jedem Tage ward ich hoffnungsloser.

Es kam mir in Halle das vollste Vertrauen der Studirenden entgegen, welche früher zur Burschenschaft gehörten. Sie klagten mir, daß sie, trotzdem, daß sie pünktlich den Anordnungen Gehorsam geleistet, dennoch als Verdächtige behandelt würden. Um alle Mißverständnisse und alles Mißtrauen zu beseitigen, gaben sie schriftlich der Behörde zweimal eine aufrichtige Rechenschaft über ihr Thun und Lassen; sie thaten dies freiwillig; sie konnten auch ganz offen auftreten, da sie sich keiner Schuld bewußt waren.

Unter denen, welche oft zu mir kamen, war ein trefflicher junger Mediciner, Pätsch, welcher durch seine charakterfeste Persönlichkeit bei seinen Genossen viel galt. Er veranlaßte sie am 12. Januar (1821) den Stiftungstag ihrer Burschenschaft zu feiern. Unter den geschilderten Umständen war diese Feier freilich sehr unvorsichtig. Die Behörden sahen hierin nicht sowohl eine Gedenkfeier der unterdrückten als vielmehr der fortbestehenden Verbindung. Bei der hierdurch veranlaßten Untersuchung stellte ich dem Pätsch folgendes Zeugniß aus.

„Zeugniß für den Stud. Med. Pätsch,
als derselbe wegen der Feier des 12. Januar 1821 (Stiftungsfeier der hiesigen Burschenschaft) vom Academischen Senat das Consilium abeundi erhalten hatte.

Ich lernte den Stud. Pätsch vor länger als einem Jahre kennen. Er hatte mich seitdem fast in jeder Woche einmal, auch öfter besucht und mit mir über seine eigenen und über allgemeine Studenten-Verhältnisse viel und durchaus offen gesprochen, nicht als zu einem Vorgesetzten, sondern als zu einem ältern Freunde. Er hatte auch durchaus keinen Grund mich in irgend einer Hinsicht zu täuschen, ich bin aber fest überzeugt, er würde vom strengsten Richter befragt eben so wahr sein.

Besonders habe ich auch oft mit ihm über die Burschenschaft gesprochen, deren Mitglied er war, als dieselbe noch bestand. Ich weiß bestimmt von ihm, daß er streng auf das gegebene Ehrenwort hält: die Burschenschaft nicht wieder herzustellen oder herzustellen zu helfen. Er und viele Gleichgesinnte bedauern freilich, daß unselige politische Auswüchse die Unterdrückung der Burschenschaft herbeigeführt. Sie selbst aber hegen

nicht den Wahn, reif zu sein, um mit Einsicht auf das bürgerliche Leben einwirken zu können. Wie wenig insbesondere Pätsch sich mit dem politischen befaßt, zeigt dies, daß er in meiner Gegenwart äußerte: er habe zu viel mit seinen medicinischen Studien zu schaffen, um Muße zum Zeitungslesen zu haben.

Wenn aber die Jünglinge bei dieser völligen Anerkennung der fehlerhaften Richtung, welche ein Theil der Burschenschaft genommen, das wahrhaft Gute festhalten wollen, was mit und durch die Burschenschaft auf Universitäten aufgeblüht, wer dürfte es ihnen verargen? Wenn strenge Wahrheitsliebe, Keuschheit, Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und so manche heilige christliche Tugend in dieser neuen Zeit auf Universitäten erwacht sind, wenn Jünglinge zusammenhalten, um sich in und zu diesen Tugenden zu stärken, wenn sie alles thun um auch Andere, die auf unrechtem Wege sind, zu bessern; so müssen sich die Universitäten glücklich preisen, auf welchen solch ein Geist herrscht. Sie müssen es doppelt, wenn sie diesen neuen Geist mit jenem alten vergleichen, jenem früher herrschenden Geist der Liederlichkeit und des Wetteifers in mancherlei Untugenden. Und dieser Geist ist leider noch nicht unterdrückt, die besser Gesinnten sind seinen Angriffen täglich ausgesetzt.

Ich weiß, wie viel Pätsch zur Erhaltung des guten Geistes beigetragen, und wie sehr er dem bösen Geiste gewehrt. Der beste Fechter in Halle, hat er doch nie einen Zweikampf gehabt, wohl aber unzählige Zwiste beigelegt. Mit dem Beispiele strenger Sittlichkeit geht er den Uebrigen voran. Wenn er das Fest am 12. Januar veranlaßte, als eine Feier der Erinnerung an so vieles Löbliche, was die Burschenschaft be-

zielte, so war seine Absicht rein, und es ist nur zu bedauern, daß in dieser Gesellschaft aus jugendlicher, tadelnswerther Unbesonnenheit ein falscher Schein gegeben ward.

Ich habe als Professor geschworen: me operam impensurum, ut ubique gloria dei, salus ecclesiae et reipublicae augeatur, studiosa juventus a vitiis avocetur et ad integritatem vitae morumque honestatem ducatur. Der Eid und mein innerster Trieb verpflichten mich, bei dieser Gelegenheit meine Gesinnung auszusprechen. Wenn es einerseits Gewissens- und Amtspflicht eines Lehrers ist, die Jugend vor den heillosen Verirrungen zu warnen und zu bewahren, welche Schuld sind, daß die Burschenschaft unterdrückt wurde, so ist es ihm eben so heilige Pflicht, Pfleger des neuen reinen Geistes, des Geistes christlicher Tugend zu sein, welcher zugleich mit der Burschenschaft erwachte. Ich kenne keine größere Versündigung, welche ein Jugendlehrer auf sich laden könnte, als die, wenn er diesem guten Geiste widerstrebte.

Ich bezeuge auf meinen Diensteid, daß ich Vorstehendes nach bester innerster Ueberzeugung geschrieben."

Im akademischen Senat fügte ich diesem Zeugniß folgendes Votum bei: „Ich will nur wenige Worte diesem Zeugnisse beifügen. Seit ich dasselbe schrieb, hatte ich neue Gelegenheit, mich von der Richtigkeit der darin aufgestellten Ansicht hiesiger Studentenverhältnisse zu überzeugen. Die Disciplinarjustiz der Universitäten scheint mir vorzüglich dadurch von der gewöhnlichen Rechtspflege unterschieden, daß sie bei ihren Urtheilen nicht blos jeden einzelnen Fall für sich berücksichtigt und ihn mit dem Maaße des Gesetzes mißt, sondern nach persönlicher

Kenntniß der Angeklagten überhaupt, mehr sittlich als rechtlich urtheilt. Da kann denn eine und dieselbe Handlung einem Taugenichts hart, einem sonst Unbescholtenen mild zugerechnet werden. Der gegenwärtige Fall ist der Art, daß die Angeklagten vor dem Gesetze — nach dem Votum des Herrn Universitätsrichters — freizusprechen sind. Da sie überdies, namentlich der Stud. med. Pätsch, als unbescholtene, sittliche, fleißige Menschen bekannt sind, so müssen dieselben, disciplinarisch betrachtet, doppelt freigesprochen werden."

Pätsch ist jetzt einer der ersten Aerzte in Berlin. Schon damals als Student nahm er sich der Kranken in unserm Dorfe, die wir ihm empfahlen, aufs Treuste Tag und Nacht an.

Um diese Zeit schien man höhern Orts meinen Umgang mit den Studierenden für bedenklich zu halten. Ich erhielt ein Schreiben vom Staatskanzler, dem Fürsten Hardenberg, worin er sich insbesondere wegen meines Verhältnisses zu drei jungen Leuten, wenn auch mild, doch unzufrieden äußerte. Ich antwortete:

„Je mehr ich in Ew. Hochfürstl. Durchlaucht Schreiben das gnädige Wohlwollen gegen mich erkenne, um so mehr fühle ich mich verpflichtet, die Lauterkeit meines bürgerlichen und amtlichen Lebens gegen E. H. D. als meinen ersten Vorgesetzten wider Mißdeutung zu verwahren.

Ich habe am Turnwesen Theil genommen, da es im preußischen Staate nicht nur geduldet, sondern auf vielfache Weise von Seiten der Regierung begünstigt und empfohlen wurde. Ich glaubte hierdurch nicht nur nicht gegen meine

Amtspflicht zu handeln, sondern eher mehr zu thun, als sie forderte.

Indem ich vor nunmehr zwei Jahren meine innige Ueberzeugung von dem großen Werthe des Turnens für die Jugend in einer Druckschrift äußerte, erklärte ich mich zugleich entschieden gegen jede politische Tendenz desselben. Das that ich von freien Stücken, ohne irgend eine äußere drängende Veranlassung, und demgemäß sprach ich auch zu jungen Leuten gegen jedes unzeitige frühreife Eingreifen in die bürgerlichen Verhältnisse.

Mehrere Turner in Breslau waren zugleich meine Schüler in der Mineralogie. Unter diesen befanden sich M. und W.

Als beide zur Untersuchung gezogen wurden, da hielt ich es für meine Pflicht, sie nach bester Einsicht zu warnen und zu ermahnen, wo sie gefehlt, aber sie nicht aufzugeben, sondern den guten Keim ihres Wesens, den ich erkannt, doppelt zu pflegen. Ich fühlte mich als ihr Lehrer, dem sie Vertrauen geschenkt, nicht als ihr Richter; zum Bessern und Bilden, nicht zum Verdammen berufen; zum Verdammen um so weniger, da ich an mir selbst erfuhr, wie schwer es sei, in einer bewegten Zeit immer besonnen das rechte Maaß zu halten. —

Vor einem Jahr lernte ich L. in Berlin kennen. Leider erfuhr ich später, wie er gefehlt. In den letzten Pfingstferien machte er von Jena aus eine kleine Reise und kam nach Halle. Ich sprach mit ihm und überzeugte mich, daß für ihn nichts wichtiger sei, als recht bald einen richtigen Lebensweg einzuschlagen, den er nie wieder verlassen dürfte.

Er zeigt vorzügliche Neigung und Geschick zur Feldmeß-

kunst und zu dem, was beim Ingenieur-Corps erfordert wird. Da nun in Dresden sehr gute Gelegenheit ist, sich hierin auszubilden, so wandte ich mich an einen Freund dorthin und bat diesen, sich bei Herrn Fischer, Professor an der Militair-Akademie, zu erkundigen, wie es ein junger Mann anzufangen habe, um an dem Unterricht in der Feldmeßkunst Theil zu nehmen, was es koste u. s. w.

E. H. D. ersehen aus dieser wahren Erzählung, in wie fern ich mich des L. angenommen. Es ist mir nie beigefallen, ihn als Lehrer irgendwo unterbringen zu wollen. Das wäre gewissenlos von mir gewesen, da sich L. hierzu durchaus nicht eignet. Daß ich mich aber bemüht, den L. auf einen Weg zu führen, auf welchem er seine Talente zur eigenen Befriedigung und Beruhigung und zum Nutzen des Vaterlandes ausbilden kann, das werden, wie ich überzeugt bin, E. H. D. gewiß nicht tadeln.

Es sei Gott geklagt, daß ein großer Theil unsrer Jugend in einem solchen Mißverhältniß zur älteren Generation steht, wie vielleicht noch nie. Ich halte es nun für heilige Pflicht der Lehrer, welche von Amtswegen der Jugend näher stehen, sich ihrer auf jede Weise väterlich anzunehmen und alles zu thun, um das gute Verhältniß wieder herzustellen, und eine friedlichere Zukunft zu bereiten. Dies können sie vornämlich, indem sie das eigenthümliche Talent eines jungen Menschen beachten und dessen Ausbildung mit Rath und That befördern, und so Männer erziehen helfen, die in ihrem bestimmten Lebenskreise einst tüchtig und zufrieden sind.

Ich suche nach Kräften hiezu mein Scherflein beizutragen.

E. H. D. wollen deshalb meinen Umgang und Briefwechsel mit angeschuldigten jungen Menschen nicht mißdeuten, weil mich einzig das Bestreben, meiner Pflicht als Jugendlehrer ein Genüge zu leisten, hierzu bestimmt. —

Ich bin mir meines guten Willens bewußt, der entschiedensten Abneigung gegen Staatsumwälzungen, und der Freude an dem, was ächten dauernden Frieden und allem Guten gedeihliche Zeit verspricht. Ich fühle mich in meinem Lebenskreise glücklich, wie sollte ich nicht alles Gewaltsame, Zerstörende scheuen und nur milde friedliche Entwickelung des Guten wünschen?

Wäre es mir nur einmal vergönnt, E. H. D. die Erfahrungen mitzutheilen, welche ich bei dem großen Vertrauen, das mir mehrere der beschuldigten Jünglinge schenkten, gemacht. Könnte ich als Anwalt dieser Jünglinge die Ueberzeugung erwecken, daß sie, ungeachtet unläugbarer Ausartungen und verdammlicher Ansichten, die sie jugendlich unüberlegt niederschrieben, dennoch im innersten Herzen so gesinnt sind, daß sie für den König und das Vaterland freudig ihr Leben opfern würden, könnte je ein zweites Jahr 1813 eine solche höchste Probe der Treue fordern.

Ich bitte E. H. D. unterthänigst, mein Schreiben gnädigst aufzunehmen und verharre ꝛc.

v. Raumer."

* *
*

Es steigerte sich nun die bedenkliche Stimmung unter den Studierenden, da man ihnen, trotz aller ihrer Aufrichtigkeit,

fort und fort keinen Glauben schenkte. Die unseligen Folgen, welche über lang oder kurz aus dieser Mißstimmung entspringen mußten, waren leicht voraus zu sehen. Mißtrauen des Regierungsbevollmächtigten und des Senats erzeugte Mißtrauen der Studierenden. Es war um allen gesegneten Einfluß jener auf diese geschehen, wenn der Riß zwischen beiden größer wurde. Alles war zu fürchten, wenn es dahin kam, daß die Studierenden sich von ihrer bisherigen Offenheit und Wahrheit zur Heimlichkeit und Lüge wendeten. — Ich war hierüber in großer Sorge. Da kamen mir die Tübinger Statuten für Bildung eines Studentenausschusses zu, welche durch eine königliche Verordnung vom 2. Januar 1821 die Sanction erhielten, und deren Inhalt Klüpfel berichtet.[1]) Durch eine ähnliche Einrichtung hoffte ich, könne die Offenheit und Aufrichtigkeit der hallischen Studierenden erhalten und unseligen Heimlichkeiten gewehrt werden.

Ich schrieb daher folgendes Votum nieder, um es in der Senatssitzung vom 5. Januar 1822 vorzulesen:[2])

> „Es fragt sich, wie dem von der Regierung schärfer als je verbotenen Unwesen der Verbindungen unter Studierenden am besten gesteuert werden könne.

Daß jeder Student ganz isolirt auf seiner Stube wie ein Mönch in seiner Zelle lebe, ist natürlich nicht zu verlangen;

[1]) Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 318 sqq. Ein Ministerialerlaß vom 13. November 1820 hatte ausgesprochen: daß der König einem solchen Ausschuß nicht entgegen sei.

[2]) Einiges minder Wesentliche ließ ich weg, was ich mittheile, ist wörtlich.

er wird sich an gleichgesinnte Freunde anschließen, der eine wird viel, der andere wenig Freunde haben. Es wäre selbst ein sehr trauriges Zeichen eingebrochener völliger Lieblosigkeit, wenn Keiner mehr nach dem Andern früge, daher es bestimmt nicht die Absicht der Regierung ist, solchem freundschaftlichen Zusammenleben zu steuern. Wohl aber jeder förmlichen (verbotenen) Verbindung, deren Unterschied von einem formlosen Zusammenleben sehr groß ist. Von einer solchen Art Verbindung sind diejenigen hiesigen Studenten, welche wider ihren Willen und wider die Wahrheit, öfters unter dem Namen der Burschenschaft begriffen werden, weit entfernt. Sie haben keine Verfassung, keine Oberen; es ist von Befehlen und Gehorchen unter ihnen nicht die Rede. Sie haben so wenig Heimliches, daß sie völlig freiwillig zweimal eine vollständige Darstellung ihres Lebens und Wollens aufsetzten und dem Herrn Curator übergaben, welcher, wie es bei seiner Gesinnung nicht anders zu erwarten war, ihrer sittlichen Richtung, wie ich hörte, seine freundliche Billigung geschenkt hat. Es war das gerechte Vertrauen auf ihre gute Sache, die gewiß von Seiten einer hohen Behörde anerkannt werden würde, was sie zu dem Schreiben vermochte. Hat ihr Vertrauen aber nicht volles Vertrauen eingeflößt, bleibt die Besorgniß, aus dem gegenwärtigen Zustande könne unversehens ein ganz andrer, eine förmliche Verbindung hervorgehen, so kenne ich zur Beseitigung dieser Besorgniß nur ein einziges Mittel, welches ich schon früher erwähnt.

Wir wissen alle, daß auch das wachsamste polizeiliche Auge die Anschläge und Absichten der Studierenden nicht ganz zu

entdecken vermag, wofern sich diese erst auf Lug und Trug legen. Es mag wohl dann und wann etwas ans Licht kommen, Einer oder der Andere gestraft werden; — was hilfts! heute wird gestraft, morgen wächst der Hydrakopf wieder. —

Gott bewahre aber, daß es mit den Studierenden, welche die Schrift eingereicht, dahin komme, daß sie ihr Vertrauen und ihre Wahrheitsliebe aufgäben und sich auch zur Heimlichkeit und zur Lüge wendeten! Gott bewahre vor Allem, daß durch Maßregeln von Seiten eines Hochlöblichen Senats eine solche Umwandlung bewirkt werde! Wer könnte das verantworten?

Daß es aber nicht dahin komme, dazu sehe ich, wie gesagt, nur Ein Mittel. Statt nämlich das Vertrauen der jungen Leute durch polizeiliche Maßregeln, ja durch Herbeiführung eines völlig polizeilichen Verhältnisses zwischen ihnen und uns, von uns zu stoßen, statt auf unsere nirgend ausreichende polizeiliche Klugheit zu bauen, sollten wir nach meiner Meinung und Erfahrung lieber ihr Vertrauen mit vollem Vertrauen erwiedern. Ich sage: mit *vollem*; denn *halbes* Vertrauen ist keines. Wir würden bald sehen, wie von Herzen aufrichtig, frei und offen die Studierenden uns entgegen kommen würden. Vor allem würde es erst dann uns möglich, auch allen etwaigen Irrwegen derselben zu begegnen, weil wir sie genau kenneten; Gespenster aber, welche nur im Dunkeln spuken, müßten beim hellen Tageslicht solcher Verhältnisse schwinden. —

Ein solches lichtes offenes Verhältniß gegen die Studierenden kann aber meines Erachtens auf keine wohlwollendere würdigere Weise eingeleitet werden, als Se. Majestät der König

von Württemberg es durch eine Verordnung an die Universität Tübingen vom 2. Jan. v. Jahres gethan. Durch diese Verordnung wird festgesetzt, daß die Studierenden aus ihrer Mitte 15 auswählen, welche bestimmt sind, die Wünsche des Senats den übrigen Studierenden mitzutheilen und dieselben in Ausführung fördern zu helfen. Gegenseitig ist jenem Ausschuß die Freiheit gegeben, Wünsche der Gesammtheit von Studierenden an den Senat zu bringen. Jedes Ausschußmitglied übernimmt nach §. 27 der Verordnung die Pflicht, seine Mitstudierenden vor jeder geheimen, das Licht scheuenden Verbindung irgend einer Art zu warnen, und sie durch seinen Einfluß von der Theilnahme an irgend einer solchen Verbindung, so viel an ihm ist, abzubringen. — Ich enthalte mich, den näheren Inhalt dieser trefflichen Verordnung hier anzuführen, indem ich so frei bin, ein Exemplar derselben zur gefälligen Durchsicht meiner Herrn Kollegen zu den Akten zu geben, und bemerke nur, daß ich von guter Hand weiß, daß die Universität Tübingen sich der wohlthätigsten Folgen dieser Verordnung erfreut. —

Giebichenstein, den 6. Januar 1822.

v. Raumer."

Irre ich nicht, so lebt nur noch Einer, der in jener Senatssitzung zugegen war, in welcher ich dies Votum vorlas, nämlich mein Freund Professor Schweigger.[1] Er wird sich erinnern, wie unglaublich tumultuarisch man meine Vorlesung

---

[1]) Auch er starb seit ich obiges schrieb.

unterbrach. Wiederholt bat Schweigger: man solle mich doch nur zu Ende lesen lassen. Ich mag und vermag nicht nach Verlauf von 40 Jahren diese Opposition bis ins Einzelne anzugeben. Lebhaft steht es mir aber noch in der Erinnerung, wie die Einen aufs heftigste gegen den Studentenausschuß protestirten, als würde ihre amtliche Würde und ihr Verhältniß zu den Studenten dadurch aufs tiefste verletzt; Andere riefen: sie brauchten nicht von den Württembergern zu lernen, wie sie die Studenten behandeln sollten — und dergleichen mehr. Da die Opposition so heftig war, daß ich wirklich nicht zu Ende lesen konnte, so schickte ich mein Votum am folgenden Tag an den Regierungsbevollmächtigten Herrn von Witzleben und schrieb ihm:

„Euer Hochwohlgeboren bin ich so frei, abschriftlich mein gestriges Votum zur gefälligen Durchsicht beizulegen. Ew. ꝛc. kennen die württembergische Verordnung, das Votum sollte die Mittheilung desselben an den akademischen Senat motiviren. Ich schrieb dasselbe auf, weil ich bei gewissen Fällen jedes Wort, keines mehr, keines weniger, vertreten will. Die Amtspflicht verbietet mir, meine redliche Ueberzeugung zurückzuhalten. So wollte ich gestern meine Ueberzeugung aussprechen, daß jede polizeiliche Maßregel in der besprochenen Angelegenheit nichts fruchten werde, jede väterliche, zutrauensvolle, wie die württembergische, unabsehbar viel. Den Unglauben an Wirksamkeit polizeilicher Maßregeln theilen viele meiner Herren Kollegen mit mir. —

Ew. Gesinnung kenne ich genug, um zu wissen, daß Sie selbst von Herzen der väterlichen, nicht der polizeilichen

Richtung zugethan sind; möchten Sie doch nie gehindert werden, Ihrem Herzen zu folgen.

v. Raumer."

Ich sahe nun das Unheil täglich näher rücken, und hatte mich überzeugt, daß vom Senat keine Abhilfe zu erwarten stand. — Mit jedem Tage wuchs die Mißstimmung der Studenten, und diese Mißstimmung wurde sehr durch einige begabte Jünglinge gesteigert, welche um dieselbe Zeit von Jena nach Halle kamen. Diese boten Alles auf, um die Unzufriedenen zum Anschluß an eine heimliche Burschenschaft zu überreden, welche in Jena sich gebildet hatte. Besonders thätig war C., der höchst beredt, sophistisch die Stiftung einer solchen neuen Burschenschaft vertheidigte. Leider fand er den Boden seit zwei Jahren so zubereitet, daß der Same, den er und die ihm Gleichgesinnten säeten, bald keimte und aufgieng. C. gestand später vor Gericht „seine Bemühungen, während seines Aufenthalts in Halle auch dort die geheime Burschenschaft wieder zu gestalten und unter ihren Gliedern die dem Jenenser Verein entsprechenden politischen Ideen zu verbreiten." [1]) Er sagte aus, daß er mit drei andern „eifrig bemüht gewesen, unter der burschenschaftlich gesinnten Partei in Halle die von den Behörden aufgehobene Burschenschaft wieder herzustellen." Er erklärte wörtlich: „der Uebergang von dieser Burschenschaft zu unserm engern politischen Bunde war nicht schwer, da die Mitglieder jener auch schon durch Nichtachtung ihres der Behörde

Clemen

---

[1]) „Erkenntniß wider die Mitglieder des sogenannten Jünglingsbundes. Halle 1826." S. 49.

gegebenen Ehrenworts mit dieser, und also mit der bestehenden Staatsgewalt in Opposition standen.“ [1])

Ich lernte C. kennen. Ohne mich, wie sich von selbst versteht, in seine demagogischen Pläne und Bemühungen einzuweihen, machte er doch aus seiner Theorie kein Geheimniß. Diese war freilich höchst radikal, wiewohl er in dem Wahn stand, als sei sie in den sittlichsten Principien begründet. Die Burschenschaft, hieß es z. B., bezwecke die reinste Moralität des Lebens; die Regierungen, welche die Burschenschaft aufhoben, seien daher mittelbar gegen die reinste Moralität aufgetreten, so bleibe der Jugend nichts, als Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und thätig für die Moralität Partei zu nehmen.

Dazu kamen politische Gründe, besonders fußte man darauf, daß der bekannte 13. Artikel der Wiener Congreßacte noch nicht von Preußen u. a. realisirt sei.

Der mir so liebe C., welcher längst von den Verirrungen seiner Jugend zurückgekommen und in großem Segen wirkt, er wird sichs wohl erinnern, wie ich über alles dies viel mit ihm gestritten. Ein Feind der Sophistik und der dialektischen Fechterkünste, fußte ich auf die mir von Jugend auf heilige und unantastbare schlichte christliche Moral, verwarf allen Jesuitismus, und hielt fest daran, daß der heilige Gott nimmermehr von uns verlange, sein Reich durch unheiliges, verdammliches Thun herbeiführen und ausbreiten zu helfen. Die unseligen Folgen von Sands That lagen zudem ernst warnend vor Augen.

---

[1]) Ebend. 53.

Es entstand nun ein Kampf zwischen denen, welche verlockt durch eine neu erfundene Moral, die ihnen als höchste Instanz erschien, für den Anschluß an die geheime Burschenschaft und den Jugendbund, und denen, welche gegen diesen Anschluß waren, gehalten durch ihr gegebenes Wort. Letztere unterlagen. Besonders lockte und verlockte sie dieser Jugendbund, mit dessen Stiftung eine neue Periode beginnt, wenn die vorangehende durch die Verbindung der Unbedingten bezeichnet ist. Auch jetzt hatte Karl Follenius die Hand im Spiel.

Die nähere Geschichte des Jugendbundes liegt uns in dem, schon angeführten „Erkenntniß" des königlichen Ober-Landesgerichts zu Breslau wider die Mitglieder desselben vor.[1]) Indem ich die Leser an diese Schrift verweise, entnehme ich aus ihr nur folgenden Ueberblick.

Ein Jenaischer Student lernte im April 1821 in der Schweiz den Karl Follenius und zwei andere Männer kennen, welche ihm anvertrauten: „es solle eine Verbindung unter Männern, die schon in bürgerlichen Verhältnissen lebten, zum Zweck des Umsturzes der bestehenden Verfassungen, geschlossen werden. Es sei wünschenswerth, daß auch Jünglinge . . . einen, der Männerverbindung correspondirenden Bund abschließen möchten." Dann forderten sie jenen Studenten auf, einen solchen Bund zu stiften. Dieser gieng darauf ein, und warb in Zürich, Basel, Freiburg, Tübingen, Erlangen, Jena für den Bund, welcher im Sommer 1821 auch schon in Halle, Leipzig und

[1]) Diese Schrift ward „mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kön. Preuß. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten verlegt von E. Anton. Halle 1826."

Göttingen, ferner in Würzburg und Heidelberg Mitglieder zählte. — In den Jahren 1821 bis 1823 fanden mehrere Bundesversammlungen statt, die aber meist nur von Wenigen besucht wurden, und auf denen, nach Allem was berichtet wird, eine große Unklarheit und Verworrenheit herrschte; keiner wußte recht, was er wollte.

Viele mochten zum Anschluß an den Jugendbund verlockt worden sein, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, mittelbar dem geheimnißvollen Männerbunde anzugehören, von welchem nächstens eine ungeheure Revolution zur politischen Verbesserung und Erneuung Deutschlands, vielleicht selbst des ganzen Europa ausgehen würde.

Wie wurden sie aber enttäuscht, als sie mit Bestimmtheit erfuhren: es existire gar kein solcher Männerbund. Ein Theil der Bundesglieder erklärte darauf: es fehle nun dem Jugendbunde das Fundament, auf welches er gegründet sei, man müsse ihn mithin aufheben. Die Mehrzahl erklärte sich aber für das Fortbestehen desselben um so stärker, als fortan die Erneuung des Vaterlandes auf ihm allein ruhe.

So schleppte denn der Bund sein Scheindasein fort, er konnte weder leben noch sterben. „Es leuchtet ein, heißt es im ‚Erkenntniß‘,[1]) daß man von einer eigentlichen Organisation des Jugendbundes nicht sprechen kann, und daß es auch ein vergebliches Bemühen sein würde, die einzelnen Entwicklungen desselben in ihrem oft ganz zufälligen Entstehen nachweisen zu wollen. Man kann vielmehr nur von wiederholten

---

[1]) Seite 21.

Versuchen, eine Organisation des Bundes zu Stande zu bringen, sprechen."

Als nun das Werben für den Jugendbund in Halle mehr und mehr um sich griff, so hatte dies einen mir höchst schmerzhaften Einfluß auf mein Verhältniß zu den Studenten. Waren sie bisher durchaus offen gegen mich gewesen, hatten sie mir rückhaltslos von ihrem Leben erzählt, so mußte ich nur zu bald merken, daß sie befangen geworden durch unselige thörichte Heimlichkeiten und Pläne. Unmöglich konnten sie mir dergleichen mittheilen, da sie zu gut wußten, wie ich über diese Dinge dachte. Späterhin erfuhr ich, daß sie aus der freundlichsten Gesinnung gegen mich durchaus geschwiegen, damit mich auf keine Weise bei etwanigen Untersuchungen der leiseste Verdacht einer Mitwissenschaft treffen könne. — Aber ihr Schweigen selbst verrieth mir genug, daß die bisher so standhaft redlichen Jünglinge in größter Gefahr waren, sich zu lichtscheuen, unredlichen, gesetzwidrigen Plänen verführen zu lassen. Ich fühlte mich gedrungen, sie noch einmal so klar und bestimmt, als mir möglich, väterlich zu warnen, und richtete an Alle im Jahre 1822 folgendes Warnungsschreiben:

Die Wiederherstellung der Burschenschaft betreffend.

""Ich glaube nicht, daß die förmliche Herstellung der Burschenschaft gegen Ehrenwort und Gesetz von Studenten zu befürchten sei, welche, wie der Herr Universitätsrichter bezeugt, auf Wahrheit der Rede halten. Als die Jenaische Burschenschaft aufgelöst wurde, schrieb sie unter Anderm dem Herrn Großherzog von Weimar dieses: ‚Es ist der Wille Sr. Königl.

Hoheit gewesen, die Burschenschaft aufzulösen. Er ist ausgeführt. Wir selbst erklären hiermit feierlich und öffentlich, daß wir dem Befehle strengen Gehorsam geleistet haben, wir selbst haben die Form zerstört, wie uns anbefohlen war rc. rc.'

So weit meine Einsicht reicht, spricht sich hier der echte Geist der Burschenschaft aus, offen, wahr und ehrenfest. Jede Verbindung, welche sich heimlich gegen Gesetz und Ehrenwort constituirte, steht mit diesem echten Geiste der ehemaligen Burschenschaft im geraden Widerspruche, und brauchte meines Erachtens nicht für eine burschenschaftliche Verbindung gehalten zu werden, wenn sie auch Losung, Farbe und alle Aeußerlichkeiten mit ihr gemein hätte.""

„Dies war mein Votum für den akademischen Senat in Bezug auf die Feier des 12. Januar 1821. Möchte ich nie den guten Glauben aufgeben müssen, welchen ich hatte, als ich jenes Votum schrieb.

Doch ich kann nicht fürchten, daß eine förmliche Herstellung der Burschenschaft gegen das gegebene Ehrenwort und mit Hintansetzung des Gesetzes eintreten dürfte. Wer könnte das verantworten?

Spräche einer: Du kennst den trefflichen Zweck der Burschenschaft, der ist aber durchaus nicht zu erreichen, wofern wir die Verbindung nicht förmlich wieder herstellen. Wir können die Burschen ohne solche förmliche Einrichtung und Feststellung unmöglich zusammenhalten und zu dem gemeinsamen Ziele führen.

Dem, der so spräche, würde ich dies erwiedern: Eigentlich sollte ich dir gar nicht antworten, da du Gesetz- und Wort-

bruch verlangst. Willst du den Gesetzbruch etwa dadurch vertheidigen, daß du die Regierung beschuldigst, sie habe selbst den rechtlichen Zustand durch Unrechtlichkeiten von ihrer Seite aufgehoben und du fühltest dich deshalb nicht an das Gesetz gebunden? Wie darfst du sagen, daß von Seiten der Jugend nicht gegen Gesetz und Recht gesündigt, und Gesetz und Recht dadurch gegen sie aufgeregt worden sei! Hast du Sand und so manches vergessen?

Allein, wenn nun auch Ungerechtigkeiten begangen sind, darfst du dich deshalb von aller bürgerlichen Verpflichtung frei sprechen? War denn Sokrates in deinen Augen ein Thor, daß er lieber den ungerecht gereichten Giftbecher leerte, als floh? — Folge keinem Grundsatze, wenn du nicht wünschen kannst, daß ihn Alle befolgten. Prüfe jedes christliche Gebot hiernach, und du wirst fühlen: selig wäre die Welt, wenn jedes Gebot von Allen erfüllt würde. — Wollten sich aber alle vom Staat lossagen wie du — in dem Unrecht, was die Regierung Einem Bürger thut, sind ja alle gefährdet — so würde auf der Stelle die heilloseste Auflösung aller bürgerlichen Bande, die grimmigste, blutigste Umwälzung eintreten. Da erwachen alle wahnsinnigen, unbändigen Naturkräfte und Gelüste, Haß, Neid, Rache, Hochmuth, Herrschsucht; der Teufel erregt frevelhafte Hoffnungen, durch Hoffnung eiteln Glauben an Kraft, und die heilige Liebe versinkt in dem wüsten Meere. Hältst du dich für so geistesmächtig, die aufgeregten rohen Kräfte und Massen stillen, leiten und beherrschen zu können? Du Lehrer und Stifter der Empörung willst Ordnung erhalten und herstellen? Hüte dich, beschränkt leichtsinnig Worte

hinzuwerfen, die als Begeisterer des Lebens, blutig ernste Keime unabsehbarer Gräuel werden können; — wehe dir, wenn du schwache Gemüther mit solchen Reden bethörst und irre leitest! Und mit diesem Gesetzbruche geht der Wortbruch Hand in Hand. Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, hieß es bei unsern Vorfahren. Und mit Verletzung dieses echt deutschen Wahlspruchs willst du die Stiftung der deutschen Burschenschaft beginnen, und dann im Bundesliede singen: Fürwahr es muß die Welt vergehen, vergeht das feste Männerwort. Jesuitisch willst du dich schirmen durch jenen heillosen Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel? Dahin führt das Klügeln, daß wir das gesunde, einfache, sittliche Gefühl verlieren, und uns statt dessen Grundsätze machen, von denen ein redliches Herz nichts versteht. Und betrachten wir nun den Zweck der christlich deutschen Burschenschaft näher, welcher solche Mittel heiligen soll. Ists nicht, daß die Burschen ein gemeinsames, freies, offenes, wahres, reines, liebevolles Leben führen wollen? Und der erste Schritt zur Erreichung dieses Zwecks soll ein Wort- und Gesetzbruch sein? Hast du etwa, wie die verworfensten Diplomaten, eine große und kleine Moral, die kleine — christliche — für das Alltagsleben, die große — teuflische — für außerordentliche Fälle, welche Lug und Trug verlangen? Sollen Wort- und Gesetzbruch die Weihe sein beim Eintritt in die Burschenschaft? Und alle Mitglieder müssen heimlich leben, jeden Augenblick besorgt, zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf juristische Pfiffe und Kniffe sinnend, wie sie sich im Nothfalle herausreden wollen? Wo bleibt die einfältige Unschuld des offenen reinen Jugendlebens mit gutem

Gewissen, an dessen Stelle ein verstecktes, heimliches, lichtscheues tritt. Bei solchem Leben soll sich die Jugend zu freien christlichen Bürgern bilden? Unmöglich.

Und selbst, wenn du Alles noch so fein anlegst, noch so klug berechnest, glaube nur, das gute deutsche Wort gilt und wird ewig gelten: Ehrlich währt am längsten. Der deutschen Jugend gilt Arndts Vers:

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Schlecht würde auch die listig heimliche sein sollende Burschenschaft gerathen, bald entdeckt und durch Relegationen auseinander gesprengt werden. —

Darum finde ich die jetzige förmliche Herstellung der christlich deutschen Burschenschaft gegen Gesetz und Ehrenwort, unchristlich, undeutsch, auch unklug.

Ist denn die Jugend so alt, daß sie ohne steife Form, ohne Buchstaben nicht bestehen kann? Kein Gesetz hindert Euch, als Freunde auf Leben und Tod für das herrlichste menschliche Ziel, für eine christlich freie Gemeinschaft zu leben und zu wirken. Muß denn die Freundesliebe durch Wortklammern ersetzt werden, das lebendige geistige Band durch ein papiernes juristisches? Die Geistesmacht, durch welche der Bessere, Verständigere auf seine Mitbrüder in Gottes Namen Einfluß übt, muß ihm die erst durch eine Verfassung zugesichert werden?

Wären aber auch nur Wenige geisteskräftig zum innigen

echten Lebensverein in Liebe, so ists besser, diese Wenigen erhalten sich rein und treu in selbstständiger Freiheit verbunden, als daß man sich abmüht, mit verbotenen Banden eine widerstrebende große Zahl zusammenzuhalten und am Ende wohl gar nur zu Zwecken abzurichten. Wehe uns, wenn die Jugend schon zu der Lieblosigkeit abgelebt und gediehen wäre, wehe den Jünglingen, welche wähnten, dadurch Freiheit zu erringen, wenn sie ihre Brüder auf verworfen tyrannische Weise als blinde Werkzeuge gebrauchten. — O möchte die Jugend sich reinigen von jedem schlechten Mittel, von jeder unlautern Absicht, dann aber mit gutem Gewissen vor aller Welt das gute Ziel bekennen, dem sie nachstrebt, und von Lehrern und Vorgesetzten Anerkennung und Förderung ihrer wahrhaft heiligen Sache offen und frei verlangen. Wer darf gegen Jünglinge auftreten, welche erklären, ihr Ziel sei ein reines, thätiges, liebevolles Leben? ‚Wer ists, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt?‘ — O möchte Luthers christlich frei stürmender, gewaltiger Geist Vorbild deutscher Jugend sein, jener Geist, der alle niedren, lichtscheuen, heimlichen Kniffe und Praktiken verschmähte, und durch dieses göttliche lichte Selbstvertrauen unüberwindlich und unwiderstehlich war.“ —

Ich überzeugte mich bald, daß meine Schrift dem Andrang, welcher die Jünglinge fortriß, nicht mehr zu widerstehen vermochte. Alles Vertrauen zu den Behörden war gänzlich verschwunden; man hatte bei ihnen Widerstand, nicht Beistand gefunden und meinte: wolle man die Ideale der Burschenschaft realisiren, so müsse man fortan nicht mehr mit den Behörden

gehen, sondern gegen sie agiren; radical politisch müsse Alles aus dem Wege geschafft werden, was jenen Idealen im Wege sei. Durch den Jugendbund wähnte man die Welt aus den Angeln zu heben!

Wir sahen, daß dieser Bund ein wahres Unding war; er hätte sich zum Gegenstand einer aristophanischen Komödie geeignet. — Aber dazu war die Zeit zu bitter ernst, reizbare böse Gewissen verstehen und dulden keinen Scherz. Der Bund nahm ein tragisches Ende. Stelle man die verbotene Burschenschaft heimlich wieder her, sagte ich in meinem Warnungsschreiben, so würde sie bald entdeckt und durch Relegationen auseinander gesprengt werden. Aber der Jugendbund, indem er Sittlichkeit und Gesetzlichkeit der ursprünglichen Burschenschaft zu überbieten wähnte, vermaß sich thöricht, über seinen jugendlichen Bannkreis hinaus in Verhältnisse des Lebens einzugreifen, die er gar nicht kannte und die zu regeln und zu ändern ihm nicht entfernt zukam. Daher geschah es, daß die Glieder des Bundes nicht dem väterlichen akademischen Disciplinargericht verfielen und den akademischen Strafen, sondern dem Criminalgericht und seinem ernsten Richterspruche; daß sie mit dem Maaße des Staates gemessen wurden, in dessen Verhältnisse sie sich Eingriffe erlaubt. — Am 25. März 1826 ward vom Breslauer Oberlandesgericht das Urtheil über 28 Mitglieder des Jugendbundes ausgesprochen, mit Ausnahme eines Einzigen wurden alle zu 2- bis 15jähriger Festungsstrafe verurtheilt.

So war das tragische Ende des Jugendbundes. —

Im Jahre 1822 ward mir das längere Bleiben in Halle

unerträglich schmerzlich. Ich sah dieselben mir so lieben Studenten, aber sie waren nicht mehr dieselben, sie waren verwandelt. Später fand ich die Namen von zwölfen unter ihnen im Verzeichniß jener Verurtheilten.

Hiezu gesellte sich ein zweites, was mich längst drückte. Ich hatte schon länger als drei Jahre gebeten: man möge eine Mineraliensammlung für die Universität kaufen, weil die bestehende entfernt nicht zum Unterricht ausreiche. Meine Bitte wurde nicht gewährt, wodurch es mir unmöglich ward, meinem Amte als Professor der Mineralogie zu genügen.

In dieser meiner tiefen Verstimmung traf mich mein Freund Rector Dittmar, als er mich von Nürnberg aus um Ostern 1822 besuchte und einlud, an seinem dortigen Institut Theil zu nehmen. Im October desselben Jahres reiste ich nach Nürnberg, lernte die Anstalt kennen und sagte zu. Nach Halle zurückgekehrt kam ich bei den beiden Ministerien, unter denen ich — als Bergrath und Professor — stand, um meinen Abschied ein. Ich muß die Freundlichkeit rühmen, mit welcher die Minister — Schuckmann und Altenstein — mir mein Abschiedsgesuch zurückschickten und mir riethen, den Entschluß zu widerrufen. Aber dieser stand zu fest, ich wiederholte mein Gesuch. Unterm 3. März 1823 erhielt ich durch die Ministerien die Königliche Kabinetsordre, welche meine Entlassung aussprach. „In Folge derselben, so schloß das ministerielle Schreiben, entbinden die unterzeichneten Ministerien Ew. H. Ihrer bisherigen Amtspflichten sowohl bei der Universität in Halle, als auch bei dem dortigen Oberbergamte mit Dank für Ihre bisherigen

Bemühungen und mit den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen."

So begann das bitter ernste Jahr 1823. Zwölf Jahre hatte ich im Kriege und im Frieden Preußen gedient — in Liebe und in Leid. Jetzt nahm ich meinen Abschied! Viele werthe Bande wurden schmerzhaft durchschnitten, die Zukunft lag in ungewisser Dämmerung vor uns.

Durchschnitten wurden vor Allem die Liebesbande, welche uns mit der theuern Mutter und Sophie zum friedlichsten, innigsten, schönsten Familienleben verknüpft hatten. Wie sehr litt besonders meine arme Frau bei dieser Trennung von Mutter, Schwester und von dem lieben Giebichenstein, mit allen seinen unvergeßlichen Erinnerungen! Und die Zukunft war so dunkel und zeigte für das, was wir aufgaben, fast in keiner Hinsicht Ersatz.

Ich werde es aber nie vergessen, daß meine Frau sich auch in dieser Lage so standhaft zeigte wie 1813. Sie sahe das Unheilbare, ganz Hoffnungslose meiner damaligen Lage. Hinsichtlich meiner Hoffnung, in Nürnberg einem mir eigenthümlichen, gottgefälligen, dem Vaterland nützenden Beruf leben zu können, widersprach sie nicht, sondern war schlicht ihrem Manne gehorsam.

Von Halle nach Nürnberg.

1823.

Es war kurz vor Ostern, daß wir uns von den liebsten Menschen und unserm Giebichenstein trennten. In Naumburg

besuchten wir Verwandte, die uns als unzurechnungsfähige Thoren mitleidig behandelten. Dagegen stärkten wir uns in Jena, wo wir bei Wesselhöft die freundlichste Aufnahme fanden, ebenso bei Fries, der mit mir in Bezug auf Demagogeninquisition gleich dachte.

Von Jena giengen wir über Saalfeld und den Thüringer Wald. Es war rauhes Winterwetter, tiefer Schnee erschwerte sehr das Fortkommen, ein lieber junger Freund, Albert Bauer (jetzt Prediger in Belzig), half treulich, wo es Noth that. Die Osternacht brachten wir in einem tief eingeschneiten Dorfe, Judenberg, zu.

Am Ostermontag fuhren wir vom Gebirge in die Ebene Frankens hinab. Einundvierzig Jahre sind jetzt verflossen, seit ich für immer in Süddeutschland einwanderte, aus welchem vor drittehalb hundert Jahren meine Vorfahren auswanderten. Sie lebten an der Donau und führten nach einem dortigen Städtchen den Namen Raumer von Rain. — In Erlangen nahm uns mein alter herzlichgeliebter Freund Schubert in seinem Hause auf. Wir hatten uns seit vielen Jahren — seit 1810 — nicht gesehen, da ich, wie erzählt, mehrere Wochen bei ihm in Nürnberg wohnte. Kurz nach uns traf auch Heinrich Ranke ein mit einem Knaben Allwill Baier aus Rügen, Sohn des trefflichen Prediger Baier, dessen Schubert und Steffens in ihren Lebensbeschreibungen gedenken. Da ich mich bei Schubert entschuldigte, daß ich ihm außer den Meinigen auch Ranke ins Haus gebracht, antwortete er auf der Stelle: O, der wird mein Schwiegersohn! —

Wie es uns bei unserer Ankunft im Nürnberger Institut

zu Muthe war, ist schwer zu sagen; wir betraten ein unbekanntes Land, das wir zunächst auskundschaften, dann bebauen sollten.

Kaum weiß ich, wovon ich zuerst sprechen soll. Das Institut hatte den schönen Hatzfeld'schen Garten mit zwei Häusern für 800 Gulden gemiethet. Das eine Haus, sehr solide und bequem, in welchem der Speisesaal und die Küche, das zweite ein langes, schmales, dünnwandiges Gebäu. Der Garten grenzte nördlich an eine Wöhrder Straße, südlich war er nur durch einen schmalen Weg von den schönen Pegnitzwiesen getrennt. Einen großen Theil des herrlichen Nürnberg überblickte man hier und hörte das Geläut seiner mächtigen Glocken. —

Von der Geschichte des Instituts kann ich nur wenig berichten. Es entstand in Würzburg. Das Nürnberger Gymnasium war seit Hegels Abtreten vom Rectorat in den tiefsten Verfall gerathen, drum entschlossen sich wohlhabende Hausväter, Dittmar und sein Institut nach Nürnberg zu berufen; die Anstalt sollte das heruntergekommene Gymnasium ersetzen. Mit Dittmar leitete sie der jetzige Staatsrath Hermann, der aber unmittelbar nach meinem Eintreten zurücktrat.

Namhafte Lehrer waren Grosch, Steinlein, Joseph Gersbach und Kirchner. 50 bis 60 Knaben mochten als Pensionäre im Institut, etwa eben so viele in der Stadt wohnen.

Es galt nun, Lehrer und Knaben persönlich kennen zu lernen, auch so viel möglich die Eltern der Knaben; ferner das Lehren, die Zucht, die häusliche Einrichtung — auch die mir unbekannten finanziellen Umstände. So bekam ich vollauf zu thun.

Nur mit Lehrstunden wollte man mich verschonen, ich sollte

nur so von oben dirigiren, wie der Dornstrauch (Richter 9, 7 flg.). Das war aber ganz gegen meine Ansicht. —

Zunächst hatten wir Lehrer uns über die wesentlichsten pädagogischen Punkte zu verständigen, wobei sich schon bedeutende Uebelstände und Differenzen ergaben. — So fand ich, daß dieselben Schüler, welche beim Examen im vergangenen Jahre im Französischen leidlich bestanden, ganz unwissend waren. Der Lehrer hatte sie, wie mir später Knaben erzählten, für jenes Examen so abgerichtet, daß jeder Knabe zum Uebersetzen einer bestimmten Zeile eingeübt war. Der gewissenlose Lehrer ward verabschiedet, und ich übernahm den französischen Unterricht selbst.

Beim geographischen Unterricht hatte der Lehrer sich ein ganzes Jahr lang einzig mit Spanien und Portugal beschäftigt, er hatte die zwei betreffenden Artikel eines geographischen Lehrbuchs auswendig lernen lassen. Auch diesen Unterricht übernahm ich.

Tiefer griff die Differenz über den Musikunterricht; es war um so schwieriger zu kämpfen, als Gersbach, ein lieber, höchst achtungswerther und zarter Mann, den Unterricht leitete. Er war ein Schüler und Anhänger Nägelis, dieses erzprosaischen Componisten und langweiligen Methodikers nach Pestalozzis Weise. Und was wurde gesungen? Unsere herrlichen Choräle kannte Gersbach nicht; als sie ihm vorgelegt wurden, erklärte er sie ohne weiteres für verwerflich und vermeinte die Lieder besser componiren zu können. Ebenso wenig sang man irgend ein Volkslied.

Als der Gegensatz sich steigerte, veranlaßte Gersbach den Nägeli zu einem Gutachten in der Sache. Dies enthielt nun

die unverschämtesten Angriffe auf die Choralmelodieen, weil sie nicht nach moderner Weise die Wortbetonung berücksichtigten. Von dem Rhythmischen der alten Choräle war nicht entfernt die Rede, nur davon, daß jeder langen Sylbe ein langer, jeder kurzen ein kurzer Ton entsprechen müsse — was zuletzt dahin führt, daß auch das kleinste Volkslied durchzucomponiren wäre. Den Choral nennt Nägelis Gutachten einen „lahmen plumpen Götzen, einen dem Segen der Reformation beigemischten Fluch."

Wir blieben die Antwort nicht schuldig. Da Nägeli sich selbst als Meister von Fach, uns andere aber als unwissende, urtheillose Dilettanten behandelte, so erklärten wir, lieber ganze herzliche Dilettanten sein zu wollen, als herzlose halbe Meister, lieber uns mit voller Seele an schöner Musik zu freuen, ohne zu fragen und zu wissen, warum, als gefühllos Theorie und Methode zu treiben.

Das Wichtigste und Wesentlichste trat in der ersten Zeit unsres Zusammenlebens im Institut weniger hervor, später desto mehr. Ich meine unsre Ansichten vom Christenthum, dem Religionsunterricht und der Zucht.

Es fällt schwer, das religiöse Element des Instituts zu charakterisiren. Negativ es zu bestimmen, so war es der Art, daß selbst Ungläubige sich nicht an demselben stießen, Gläubige aber auch nicht, wofern sie ihm nicht auf den Grund giengen.

Ich gestehe, daß wir selbst vom Anfang hierüber unklar waren; da aber Ranke den Religionsunterricht übernahm und entschieden und unzweideutig den Bekenntnißschriften gemäß lehrte, da tauchten von allen Seiten Angriffe gegen ihn auf.

Die Angriffe gegen Rankes Religionsunterricht that vor=

züglich Gersbach. Es trat aber dabei von seiner Seite eine unbeschreibliche Unklarheit und Verwirrung hervor. Zuvörderst forderte er — wie das so gewöhnlich ist — reine christliche Moral, abgesehn von jedem dogmatischen Fundament. Mit Dittmar erklärte er sich ganz einig, und zugleich mit den Ansichten in Fichtes Staatslehre, welche überschwänglich widerchristlich, ja frevelhaft sind. Ich wies ihm dies nach. Da sprang er ab und verwies auf F. H. Jacobi, auf Schleiermacher, dann auf de Wettes Roman: Theodor.

Es war eine starke Geduldprobe, alle diese Irrfahrten zu verfolgen und den richtigen kirchlichen Weg zu vertheidigen. Aber von einer Kirche, einem gemeinsamen Glauben wollte keiner wissen.

Natürlich kamen wir aber bald vom Unterricht auf die im Institut geübte Zucht zu sprechen und auf die Früchte. Die Lehrer klagten selbst, daß es den Kindern gänzlich an Liebe fehle, in ihren Herzen eine Kälte wohne, wie man sie wohl bei alten Leuten finde. Die Zucht war ganz äußerlich, polizeilich, das mühsamste Abrichten zu einer weltlichen Werkheiligkeit. Wir drangen nun auf christliche Zucht.

Nicht genug an diesem innern Religionskampfe mit den Lehrern, geschah später auch ein Angriff von Seiten einiger Eltern, in deren Namen ein trefflicher, wohlwollender Mann, der Wechselsensal Meißner, uns einen Brief schrieb, worin er in ausführlicher Weise die Besorgnisse darlegte, die man gegen unsre religiöse Richtung hatte.

Veranlassung zu diesem Briefe gaben zwei von uns ausgegangene Druckschriften: ein von mir abgefaßter Bericht über

eine von uns gestiftete Anstalt für verwahrloste Knaben, von welcher später die Rede sein wird, und ein von Ranke verfaßtes Lehrbüchlein für den Religionsunterricht, in welchem die Geschichte des Erlösungswerks in ihrer Folge durch Stellen der h. Schrift und Verse aus geistlichen Liedern dargestellt war. Kaum ist es nöthig anzuführen, was ich dem redlichen Meißner — er war ein wohlwollender Freimaurer — antwortete; z. B. daß Christus uns auf Daniel verweise, daß die aus der Apokalypse aufgenommenen Stellen als Trostsprüche auf den Leichensteinen des Johanniskirchhofs wiederholt ständen. Ich schloß meine Antwort mit folgender allgemeinen Bemerkung:

„Jeder Mensch hat seine eigne religiöse Ueberzeugung, es wird daher jeder Vater für sein Kind in Hinsicht des Religionsunterrichts ganz *eigene* Wünsche haben. Dem Religionslehrer wäre es unmöglich, allen zu genügen, besonders in dieser Zeit großer religiöser Spaltungen. Er muß sich darum an das halten, was als *allgemein* anerkannte Norm der protestantischen Kirche gilt, an die Bibel und die symbolischen Bücher. Kann ihm nachgewiesen werden, daß er von diesen abweicht, so verdient er den Vorwurf, ein *Sektirer* zu sein. Diese Abweichung kann aber auf doppeltem Wege statt finden: durch hyperorthodoxen *Aberglauben*, oder — was in unsrer Zeit gewöhnlich, durch *Unglauben*.

Wir glauben, nach gewissenhafter Selbstprüfung, beide Abwege vermieden und der kirchlichen Lehre entsprechend gelehrt zu haben.“ —

Es ergab sich, daß eine religiöse Verständigung und ohne diese ein gemeinsames Wirken zum Heil der Kinder nicht mög-

lich war. Dittmar [1], Steinlein und Gersbach verließen daher die Anstalt; Grosch blieb; Philipp Eduard Wackernagel kam und übernahm besonders den Unterricht im Zeichnen, der Krystallkunde und im Turnen. Ranke und Wackernagel lehrten außerordentlich gründlich und geschickt, Ranke ein trefflicher Schüler der Schulpforte, Griechisch und Latein, Wackernagel, wie erwähnt, Mathematik, Zeichnen, Naturgeschichtliches, Turnen. So war durch sie für die reale, wie für die classische Bildung gesorgt. Von denen, welche unsere Anstalt besuchten, nenne ich Spleiß, Kullen und seine Schwester aus Kornthal, Kerekes aus Debrezin; dann Winterfeld mit seiner Frau, die mich bestimmten, mit ihnen eine schöne Erholungsreise nach München und Salzburg zu machen.

Gegen den Anfang des Jahres 1824 faßten wir den Gedanken, in Nürnberg eine Anstalt für verwahrloste Knaben zu stiften. Wir überlegten uns, daß eine solche Anstalt durch den Abfall von Kleidern, Essen u. s. w. in der reichen Anstalt — wie wir sie ironisch nannten — erhalten werden könnte. Am 9. April 1824 bescheerte mir meine liebe Frau den ersten armen Knaben zum Geburtstage. Aus der Anstalt des trefflichen Zeller in Beuggen erhielten wir Blankenburg — seines Gewerbs ein Schneider — zum Armenvater. Mehrere christliche Basler von jenen, welche an der Spitze des dortigen Missionswesens und der Beuggener Anstalt standen, hatten unserm Institut Kinder anvertraut. Eine Reise nach Basel und Beuggen brachte uns

[1] Wie freue ich mich jetzt, mit meinem lieben Freunde Dittmar, der einen so gesegneten Einfluß auf meinen Lebensgang gehabt hat, wesentlich in religiöser Hinsicht übereinzustimmen!

mit diesen trefflichen Männern in nähere Beziehung. In kurzer Zeit wuchs die Zahl der armen Knaben in unserer Nürnberger Anstalt auf 25, welche wir 1827 bei meinem Abgang nach Erlangen dem wohlwollenden Magistrat, insbesondere dem für Alles Gute thätigen sel. Bürgermeister Scharrer ans Herz legten. Die Anstalt besteht heute noch, der sel. Marktvorsteher Platner hat sich vorzüglich um sie verdient gemacht.

Das Institut war, wie sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, in den Ruf des Pietismus gekommen — so schalt man unser schlichtes, confessionelles Christenthum. Jener Ruf bewog viele Eltern, ihre Kinder wegzunehmen. Dazu kam, daß der ausgezeichnete Roth als Rector des Nürnberger Gymnasiums angestellt wurde und dieses aus dem tiefsten Verfall so kräftig herausriß, daß es bald wieder volles Vertrauen der Bürger erhielt. Zudem war das Schulgeld im reichlich fundirten Gymnasium sehr gering im Verhältniß zu dem, was das nicht fundirte Institut nehmen mußte, wollte es sein Leben fristen. — Kurz, wir sahen klar, daß wir unter diesen Umständen bald aller Existenzmittel baar sein würden.

Unter solchen Umständen nun unsre Armenanstalt weiter erhalten zu wollen, mußte thöricht und vermessen erscheinen. Was geschah aber? Während die „reiche" Anstalt täglich ärmer und hoffnungsloser wurde, strömten uns aus den verschiedensten deutschen Ländern und Städten — z. B. aus Hamburg — die reichlichsten Gaben für die Armenanstalt zu.

Ich erklärte, daß ich im Institut ausdauern würde, bis der Ausfall an Einnahme unsre Existenz unmöglich machte. Da wurden im Jahre 1826 auf einmal fünf Knaben aus der An-

stalt genommen. Nun bat ich meinen lieben Freund Naumann, die finanziellen Verhältnisse derselben genau als ein Sachverständiger zu prüfen. Das Resultat der Prüfung war: die Anstalt könne nicht fort bestehn; ich erklärte sie sofort für aufgelöst. —

Zu allen Leiden, die uns in Nürnberg trafen, kam ein tief greifendes. Die höhern Behörden waren der Meinung, ich würde nie meinen Abschied aus dem preußischen Dienst genommen und freiwillig ein gutes Amt aufgegeben haben, wenn ich nicht vorausgesehn, daß die Regierung mir den Abschied geben würde. So war ich den Behörden sehr verdächtig, und ich bin überzeugt, man hätte mich gehen heißen, wofern nicht der Präsident von Mittelfranken, Graf Drechsel, und der Stadtcommissär Faber, deren jeder einen Sohn im Institut hatte, Vertrauen zu mir gehabt und mich vertreten hätten. Mußten wir doch den redlichen Eduard Wesselhöft, der als Lehrer bei uns eingetreten war, durchaus fortschicken, der doch vor Stiftung der Burschenschaft studirte und von Köthe, bei dessen Kindern er Hofmeister war, das trefflichste Zeugniß hatte. — Er mußte fort, weil er mit seinen burschenschaftlichen Brüdern denselben Namen führte.

Ich weiß nicht, wie viel sonstige traurige Erlebnisse in meinem und meiner lieben Frau Gedächtniß noch auftauchen könnten. Vor Allem erwähne ich, daß unser liebes Töchterchen Agnes am Scharlachfieber starb; in derselben Zeit schenkte uns — am 3. Juni 1825 — der barmherzige Gott unsre liebe Anna. —

Ich danke dir, daß du mich demüthigst und hilfst mir. Vor

Allem aber soll unsere Seele den Herrn loben, daß Er uns in jenen schweren, schweren Jahren in der Schule der Trübsal dem frühern selbstzufriednen Dahinleben entrissen, uns zur Einsicht gebracht hat, daß wir, wenn wir Alles gethan zu haben meinten, doch unnütze Knechte seien und als Schwache einzig und allein durch seine Gnade stark würden. —

Der Winter 1826/27.

In der Nähe unsres Institut-Gartens, nur durch einen Fahrweg von demselben getrennt, war ein Gartenhaus; der dazu gehörige Garten zog sich zur Pegnitz hinab. Wir hatten unmittelbar nach Auflösung der Anstalt dies Haus gemiethet, das fast nur für den Sommer berechnet war. Als die harte Winterzeit aber kam, ward es kalt, recht feindlich kalt und unwohnlich. Es hatte aber eine Eigenschaft, welche uns nöthigte, es zu behalten — es war eben leidlich wohlfeil. — Außer uns waren noch Wackernagel und fünf Pensionäre in unserm Winterpalais.

In dieser Zeit eröffnete sich eine Lebensaussicht durch die Stiftung der Universität München. Schubert sollte an dieselbe versetzt werden, seine Erlanger Professur ward dann erledigt; Freunde hielten es für entschieden nothwendig, daß ich mich in München um dieselbe bewerben müsse. So reiste ich im December 1826 dort hin. Ich kann nicht sagen, wie freundlich Helfferichs (bei denen ich wohnte), Cornelius, vor Allem aber Ringseis gegen mich war, der Alles aufbot, meine Anstellung zu befördern. Dennoch verzog sich die definitive Entscheidung bis zum 23. Mai 1827.

In München erhielt ich die freudige Nachricht, daß am 24. Januar die liebe Sophie geboren sei — in einer Wochenstube, deren Wand mit einer Eiskruste überzogen war, so daß man eine Tischplatte zum Schutz zwischen das Bett der Wöchnerin und die Wand einschob.

Ich eilte nun sobald als möglich nach Nürnberg zurück. Der barmherzige Gott hatte Mutter und Kind wunderbar bewahrt; die gute Dorothee, obwohl erst 14 Jahre alt, war so liebevoll hilfreich, ebenso der treue Wackernagel.

Die Taufe der Kleinen werde ich nicht vergessen. Pfarrer Böckh taufte; Naumann, Fabricius, Krafft (aus Erlangen) waren die Gäste. Der Reichste hätte nicht fröhlicher das Fest begehn können als wir.

Die Anstellung verzog sich noch immer. Die Miethzeit gieng zu Ende, die Besitzerin des Gartens, welche unser Gartenhaus gar nicht benutzte, hatte schon früher für den 1. Mai die Wohnung gekündigt. Wir kamen dadurch in wahre Noth. Nach Erlangen konnten wir nicht ziehen, ohne das Anstellungsdecret in Händen zu haben. Ein lieber treuer Freund, der reformirte Pfarrer Kindler, half uns aus der Noth, indem er uns aufs liebevollste einlud, in sein kleines Pfarrhaus neben der reformirten Kirche zu ziehen. Wir nahmen dankbar sein Anerbieten an.

Das von uns verlassene Gartenhaus ist gegenwärtig ganz umgewandelt und gehört zu den so großartigen Fabrikanstalten von Kramer-Klett.

Im kleinen Pfarrhause lebten wir höchst vergnügt; lag doch die schwerste Leidenszeit hinter uns, und die Hoffnung einer bessern Zukunft gab uns neuen Lebensmuth. Mein mütterlicher

Urgroßvater de Marées war vor vielen Jahren Prediger an Kindlers Kirche, welche dessen Bildniß besaß, das Kindler in dem von mir bewohnten Stübchen aufhieng.

Erlangen 1827—1865.

Ueber sein Leben und seine Thätigkeit in Erlangen hat Karl von Raumer nur Bruchstücke aufgezeichnet. Sein Eintritt in den neuen Beruf war ein schwerer. Er schildert ihn und den Beginn seiner Erlanger Wirksamkeit in folgender Weise:

„Der König Ludwig hatte mein Anstellungsdecret mit nach Italien genommen, erst im Mai unterschrieb er es — vor 37 Jahren.

Hier beginnt nun ein ganz neues, vom früheren höchst verschiedenes Leben für mich. Ich ward nicht nur als Professor der Mineralogie, sondern zugleich als Professor der allgemeinen Naturgeschichte angestellt. Hatte ich mich nun gleich nicht blos mit Mineralogie, sondern auch mit andern naturgeschichtlichen Disciplinen beschäftigt, so reichte dies doch bei weitem nicht aus zum Lehren derselben. Ich war drauf und dran, das Amt verzweifelnd aufzugeben; da tröstete und beruhigte mich Schelling. Nun arbeitete ich mich mit rastlosem Fleiße in alle Zweige meines Lehrobjects hinein, welches von der mathematischen Geographie begann, mit Anthropologie endete. Meine „Allgemeine Geographie" ist das Resultat dieser Arbeit. Besonders lag mir auch die richtige Methode dieses Vortrags am Herzen; ich sann auf Hilfsmittel für denselben; dahin Karten, andere bildliche Darstellungen, Modelle ꝛc.

Hinsichtlich der Mineralogie war ich (wie früher in Breslau und Halle) betrübt dran. Die Mineraliensammlung war erbärmlich, häßlich, höchst überflüssig mit überflüssigen, höchst sparsam mit wissenschaftlich nothwendigen Steinen und sonstigem Lehrapparat versehen. Ich sah, daß ich leider zum drittenmale — wie in Breslau und Halle — mir eine wissenschaftliche Existenz erst würde schaffen müssen. Dazu bedurfte ich Geldmittel, zu diesen der Hilfe des Senats — desselben Senats, der gegen meine Anstellung protestirt, auf Schuberts Bleiben gedrungen, wenn dieser aber nicht blieb, statt meiner Oken vorgeschlagen hatte. Mich kannten sie nicht, weil die Naturwissenschaften bei weitem den mehrsten im Senat überhaupt unbekannt waren. Der König wies die unmotivirte Protestation zurück — man mußte sich's schon mit mir gefallen lassen. Die Behörde verlangte, ich solle mir die Naturaliensammlung: Thiere und Steine, von Schubert Stück für Stück ausliefern lassen. Dieser war in Verzweiflung, wie er eine so langwierige Aufgabe mit seiner Reise nach München in Einklang bringen sollte. Zu seiner Freude erklärte ich, die Sammlung ohne weiteres, auf Grund des von ihm übergebenen Katalogs übernehmen zu wollen. Dagegen drang ich auf genaueste Uebergabe der Kasse wie der Rechnungen — aber der Senat gieng darauf nicht ein; deshalb wandte ich mich an den Quästor und ließ mir von ihm eine präcise Angabe der Summe geben, über welche ich disponiren könnte. Als ich gemäß seiner Angabe mehrere Ausgaben gemacht, brachte mir der Quästor Rechnungen, die nachträglich eingelaufen. Woher nun Geld nehmen? Schubert hatte für 130 fl. ein damals noch höchst

eltenes australisches Thier, eine Echidna histrix gekauft. Mir erschien diese Rarität für unsere sehr mäßig ausgestattete Universität viel zu theuer, und ich bot sie deshalb Schubert für das Münchner Kabinet an, um so den Geldausfall zu decken. Kaum war sie nach München abgegangen, so ward durch einen Böswilligen ein wahrer Sturm gegen mich erregt, daß ich dies seltenste Thier, diese Echidna nach München geschickt; man hatte gehört, auf dem ganzen Continent gebe es nur noch ein zweites Exemplar. Es ward durchgesetzt, daß ich die Curiosität wieder zurückschaffen mußte. Ich dagegen warf nun dem Senat vor, daß er mir trotz meines Verlangens keine Kassenübergabe gemacht und mich dadurch zum Verkaufen der Echidna genöthigt habe. Da der Kauf zurückgieng, so mußte er nun anderweitig Rath schaffen. —

Die Organisation der Mineraliensammlung begann ich damit, große Massen von ganz schlechten Steinen fortzuschaffen; blieben sie, so war nicht daran zu denken, eine saubere wissenschaftliche Sammlung aufzustellen. Das Unglück wollte, daß unter den beseitigten Stufen einige waren mit sparsam fein eingesprengtem Schwefelkies. Das entdeckten Straßenjungen. Hatte man schon die Echidna histrix auf's Uebelwollendste besprochen, so hieß es jetzt gar, der König habe einen Mann zum Professor der Mineralogie gemacht, der das Gold — dafür hielten sie den Schwefelkies — zum Fenster hinaus würfe.

Ich erzählte, daß ich die akademische Naturaliensammlung von Schubert auf Credit übernommen, auf Grund eines ziemlich flüchtig hingeworfnen Verzeichnisses. Nachdem ich längere Zeit Verzeichniß und Sammlung verglichen, so gieng ich mit demselben

zum Prorector Engelhardt, wo ich auch den Professor Winer fand. Ich erzählte beiden, daß ich gefunden, das Verzeichniß stimme nicht mit der Sammlung, die ich eben auf Credit auf den Grund des Verzeichnisses übernommen. Engelhardt zuckte mitleidig die Achseln und erklärte entschieden: ich selbst müsse den Ausfall ersetzen; Winer stimmte ihm bei. Es herrscht hier ein Mißverständniß, sagte ich, ich habe nicht weniger Steine gefunden, als im Katalog stehen, sondern mehr, — fällt der Ueberschuß mir zu? — da ich doch den Ausfall tragen sollte. Wir hatten unsre Freude an dem Casus."

Was bei einem Theil seiner Kollegen Abneigung gegen Karl von Raumer hervorrief, war vor allem die strengere christliche Richtung, welcher er angehörte. Wir haben gesehen, wie die mehr unbestimmte christliche Frömmigkeit, die von Jugend auf zu Raumers Wesen gehörte, sich während des Aufenthalts in Nürnberg zu einer ganz bestimmten, wenn auch noch nicht confessionellen, christlich orthodoxen Ueberzeugung ausbildete. Dieser Ueberzeugung gab Raumer in Wort und That Ausdruck, und es konnte deshalb nicht fehlen, daß Andersgesinnte ihm feindlich gegenübertraten. Raumer selbst spricht sich darüber so aus:

„Bald kamen Angriffe von andern Seiten. Tholuck besuchte auf seiner Reise nach Rom Krafft und mich und hatte uns in seinem Reisebericht erwähnt. Diese Ehre dürfte die erste Veranlassung gewesen sein, daß die Darmstädter Kirchenzeitung Notiz von mir nahm und mich sehr oft angriff.

Da kein Missionskränzchen in Erlangen war, die Geistlichen keine halten wollten, weil keine besondere Erlaubniß

dazu von den Behörden vorlag, so übernahm ich die Sache und hielt das Kränzchen, ich glaube acht Jahre, bis nämlich die Geistlichen jene Erlaubniß erhielten.

Auf Bitte mehrerer Studenten las ich über Palästina, aus öfterer Wiederholung dieser Vorlesung gieng mein Buch über Palästina hervor. Dann las ich über Augustini Confessiones; das Nähere hierüber habe ich in der Vorrede zu meiner Ausgabe der Confessiones mitgetheilt.

Gegen das Missionskränzchen, die Vorlesungen über Palästina und Augustinus kamen nun nicht blos wiederholte Angriffe in der Darmstädter Zeitung, sondern ich wurde deshalb förmlich offiziell beim Ministerium verklagt. Da ich um diese Zeit nach München gieng und dem Minister Schenk nach herkömmlicher Gewohnheit meine Aufwartung machte, so äußerte sich dieser gegen mich unumwunden über jene offizielle Anklage und fügte hinzu, ich solle ja nicht vom Lesen der Confessionen ablassen.

So schwer die ersten Jahre in Erlangen waren, so besserte es sich doch mit jedem spätern Jahre. Vor allem erwähne ich das große Glück, daß ich sehr lieben Studenten immer näher trat.

Besonders lieb waren mir die Abende, an denen die Studenten bei uns Thee tranken, Vieles besprochen, auch vorgelesen wurde. Aus diesen Abendbesuchen, bei denen meine Frau zugegen war, entwickelte sich Folgendes: Erlangen ist eine sehr arme Stadt, es gibt hier eine Menge Nothleidender, sehr viele von diesen kannte meine Frau, kranke und gesunde. Natürlich wünschten wir nicht blos leiblich, sondern auch geistlich, so viel

möglich, Hilfe zu leisten. Bettelkinder, die wir zum Theil von Schubert überkommen, in dessen Haus wir zogen, besuchten uns Freitags. Meine Frau gab jedem ein Büchlein, in welches ein Vers oder Spruch geschrieben wurde, der acht Tage nachher beim Wiederkommen aufgesagt werden mußte. Auch dies wurde in den Zeitungen höhnend erzählt. Von diesem Anfang aus begann eine Sonntagsschule. Studenten unterrichteten die Knaben, meine Frau und meine Töchter und einige liebe Freundinnen übernahmen mit mir den Unterricht der Mädchen. Es mochten wohl 70 sein, mit denen ich die Bibel las. Meine Frau und ihre Gehilfinnen unterrichteten sie im Nähen, Stricken und Ausbessern ihrer Kleider und sangen mit ihnen. Ich hatte damals meinen ‚Kern geistlicher Lieder' herausgegeben, er enthält 80 Lieder. Diese ließ ich gemächlich auswendig lernen. Da geschah es, daß eine starke Scharlachepidemie eintrat, so daß ich — wegen Ansteckung — für gerathen hielt, die Stunden einigemal auszusetzen. Ich überließ es den Mädchen, in dieser Zeit nach Gefallen einige Lieder zu lernen. Da traten zwei auf und erklärten, sie wüßten alle achtzig auswendig. Ich glaubte, sie irrten sich. Als ich ihnen aber die Anfänge von Versen aus den verschiedensten Liedern sagte, so fuhren sie jedesmal mit großer Sicherheit fort. Mehrere Jahre nach dieser Zeit erzählte mir die Schwester unseres Köster [1]), wie sie einst in großer Trauer eine Reise gemacht, auf der sie durch ihr Kindermädchen sehr getröstet worden sei, welches ihr viele erbauliche Lieder aus dem Gedächtnisse aufgesagt.

[1]) S. unten Seite 338.

Wie groß war meine Verwunderung und meine Freude, da es sich zuletzt ergab, das tröstende Mädchen sei eben die eine meiner fleißigen Schülerinnen gewesen.

Oft baten wir auch Studenten, Kranke zu besuchen, Knaben zu unterrichten, welche in der Schule nicht fortkamen. Sonntag Abends fanden sich nun die Theilnehmenden zusammen, jeder berichtete, was er erlebt und gethan. — Alles wurde besprochen.

Eines Tages erzählte mir mein lieber Student, daß er bei einem Kranken, den er besuchte, mit dessen Seelsorger, Pfarrer Ackermann, zusammengetroffen sei. Da fiel mir auf's Herz, daß ich bei allem guten Willen mich doch wohl gegen das Verbot, nicht in ein fremdes Amt einzugreifen, vergangen habe. Ich suchte deshalb Ackermann auf und bat ihn um Verzeihung, daß ich Studirende zum Besuchen der Kranken 2c. veranlaßt hätte. Nie werde ich die Antwort des treuen Seelsorgers vergessen. Thränen traten ihm in die Augen. „Ach, lieber Raumer, sagte er, wenn Sie wüßten, welche Verantwortung auf dem liegt, welcher für mehr als tausend Seelen Rechenschaft geben soll, Sie würden die Sache in einem andern Lichte sehn." Drauf bat er mich dringend, ihm christliche Studenten zu nennen, die ihm beistehn könnten. Zunächst verabredeten wir, daß für jedes seiner fünf Filiale ein Student einträte, dem er Geeignetes auftragen könnte.

Früher kam mir oft der Gedanke: wie gut ist doch für die jungen Mediciner gesorgt, welche allmählich aus den theoretischen Studien unter Anleitung der klinischen Professoren zur Praxis übergehn, könnte denn nicht Aehnliches für die jungen Theologen geschehen? —

Ich hatte einige Handwerksgesellen kennen gelernt. Diese klagten mir, daß sie im Winter Sonntags übel daran seien, da von 5 Uhr Abends an nicht geheizt und sie gewissermaßen drauf angewiesen seien, die Abende in Wirthshäusern zuzubringen. Sie giengen — es waren ihrer 23 — mit Freuden auf meinen Vorschlag ein, in den Stunden von 5 bis 8 zu mir zu kommen, wo ich in Gemeinschaft mit einigen Studenten mit ihnen die Bibel lesen und manches Wissenswürdige, unter Anderm Missionsnachrichten mittheilen, ihnen auch Gelegenheit bieten würde, Briefe an die Ihrigen zu schreiben. Die Sache kam an Fürst Wallerstein. Dieser erklärte, es sei so vortrefflich von der Regierung für Bildung der Handwerker gesorgt, daß mein Vorhaben ganz überflüssig sei. Als ich mich mit sehr tüchtigen Handwerkern hierüber besprach, versicherten mir diese, es geschehe von Seiten der Regierung geradezu nichts für eine solche Bildung."

Das erste Jahrzehnd von Raumers Erlanger Thätigkeit fällt in die Zeit, in welcher sich die bis dahin confessionell unbestimmte christliche Gesinnung mehr und mehr zu einer lutherisch kirchlichen Ueberzeugung entwickelte. Verschiedene Umstände vereinigten sich, um bei Raumer die eigene innere Neigung zur Reife zu bringen.

Unter denen, welche damals auf Raumers Ueberzeugung eingewirkt haben, sind vor allen Böckh und Thomasius in Nürnberg, und dann zwei jüngere reich begabte Männer, die sich selbst als Schüler Raumers betrachteten, Adolph Harleß und Wilhelm Löhe zu nennen. Wir haben diese Angaben vorausgeschickt, um das nachfolgende Bruchstück einzuleiten, das

sich unter Raumers Aufzeichnungen mit der Ueberschrift: „Confessionelles", vorgefunden hat.

„Confessionelles".

„Meine Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seits waren reformirt. Mütterlicher Seits stammten die de Marées aus Frankreich und verließen, so viel ich weiß, ihr Vaterland nach Aufhebung des Edicts von Nantes.

Väterlicher Seits floh mein Ururgroßvater im 17. Jahrhundert, von Katholiken in Weißenburg verfolgt, nach Wittenberg, und ward zuletzt Generalsuperintendent von Anhalt-Dessau und Prediger in Dessau. Auch dessen Sohn war Geistlicher, späterhin studirte kein Raumer mehr Theologie.

Ich habe erzählt, wie ich in Berlin den nichtigen Religionsunterricht eines dortigen Dompredigers genoß. Im Dom gieng ich zum Abendmahl. Als Student lebte ich so fanatisch den Wissenschaften, daß dagegen gehalten das spezifisch Religiöse sehr zurücktrat. Die Romantik führte wieder zum Christenthum, natürlich mit einer katholischen Färbung. Mit wahrer Andacht ward die Dresdner Bildergallerie besucht, — aber nicht der protestantische Gottesdienst; — kaum erinnere ich mich, in jener Zeit das Abendmahl genossen zu haben. Erst in Halle änderte sich dies, da ich die Predigten von Schleiermacher, und später die der Domprediger Rienäcker und Blanc besuchte.

In Breslau angestellt gehörte ich der dortigen reformirten Gemeinde an; meine genaue Verbindung mit Harnisch und seinem Schullehrerseminar bestimmte mich aber, mit diesen in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu genießen. Dies um

so lieber, als meine Frau ursprünglich lutherisch war. Bei dem elenden Confirmationsunterricht, den wir beide erhalten hatten, erschien uns freilich das Confessionelle als etwas ganz Indifferentes; so betrachteten es ja die Meisten.

In Nürnberg besuchten wir den reformirten und lutherischen Gottesdienst, das Abendmahl genossen wir in der lutherischen Kirche bei Pfarrer Böckh, der auch unsere Tochter Dorothee confirmirte. In Erlangen hielten wir uns wieder zur reformirten Gemeinde oder vielmehr zu meinem würdigen Freunde Krafft. Bei ihm giengen wir zum h. Abendmahl, abwechselnd aber auch bei dem uns so werthen Thomasius in der Lorenzkirche. Dadurch ward uns aber der große Unterschied zwischen dem reformirten und dem lutherischen Abendmahl so klar, daß uns die Augen darüber aufgiengen, beide könnten unmöglich gleich gestellt und vereinigt werden. Durch Gottes Gnade wurde uns der Glaube an die schriftgemäße Wahrheit der lutherischen Lehre lebendig.

Was ich so erlebte und lernte, überzeugte mich zugleich auf's Entschiedenste, daß die Union am innerlichsten Widerspruch mit sich selbst leide und nur den Schein des Seins habe."

Die Thätigkeit Raumers während der letzten Jahrzehnte seines Lebens war durchdrungen von der geschilderten christlichen Ueberzeugung. Seine Arbeiten wurden theils von derselben hervorgerufen, theils doch von ihr getragen. Zu den ersteren gehörte sein Antheil an Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung und an der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus

und Kirche; dann die Geographie von Palästina, die Ausgabe von Augustini confessiones und die verschiedenen Sammlungen geistlicher Lieder, die Raumer herausgab. Getragen und durchdrungen von derselben Gesinnung sind aber auch die beiden anderen in Erlangen entstandenen Hauptwerke: das Lehrbuch der allgemeinen Geographie und die Geschichte der Pädagogik. In Anerkennung seiner Verdienste um christliche Wissenschaft und christliches Leben ertheilte die theologische Facultät der Universität Erlangen Raumer an seinem siebenzigsten Geburtstag honoris causa die theologische Doctorwürde.

Wenn Raumer auch, wie er es in dem oben mitgetheilten Bruchstück selbst darstellt, sich mit Entschiedenheit der lutherischen Kirche zuwandte, so löste dies doch keineswegs seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mitgliedern der reformirten Kirche. Unter den Knaben und Jünglingen, die in Raumers Haus erzogen wurden, blieb keiner mit ihm in einem so innigen Verhältniß wie Immanuel Stockmeyer, reformirter Pfarrer und Professor in Basel; und nächst ihm Adolph Köster, der als reformirter Pfarrer in Erlangen starb.

Ueberhaupt würde man sich ein sehr falsches Bild von Raumers Wesen machen, wenn man meinte, weil der strengere christliche Glaube den Mittelpunkt seines Daseins bildete, sei er für alles Andere abgestorben gewesen. Den großen Gegenständen, die ihn in den früheren Abschnitten seines Lebens erfüllt hatten: der Wissenschaft, der Kunst, dem deutschen Vaterland bewahrte er bis an sein Ende das lebendigste Interesse.

Sein liebevolles und freundliches Gemüth war allem Edelen und Schönen aufgeschlossen, wo er es auch fand. Das machte seinen Umgang für alle, die mit ihm in Berührung kamen, so anziehend und lehrreich. Collegen der verschiedensten Art standen mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Wie früher in Halle, so war auch in Erlangen den Studirenden sein Haus geöffnet. Viele treffliche Männer in Nord und Süd werden sich dessen erinnern, was ihnen während ihrer Studienzeit in Erlangen Raumers Umgang gewesen ist. Ich will hier beispielsweise nur die nennen, die später Raumers Collegen geworden sind, vor allen Adolph von Scheurl und Conrad Hofmann, dann Heinrich Schmid, Karl Heyder, Jakob Herz, Friedrich Pfaff und Gustav Plitt.

In seiner Familie erlebte Raumer viele Freude, aber auch schweres Leid. Die älteste Tochter, Dorothee, heirathete im Jahr 1831 den Director der Berliner Missionsanstalt Peter Heller (jetzt Pfarrer in Klein-Heubach) und starb im Jahr 1848 mit Hinterlassung von acht Kindern. Die zweite Tochter, Anna, im Jahr 1848 mit H. N. Hansen, damals Prediger am Dom zu Schleswig, verheirathet, hatte gleich im ersten Jahr ihrer Ehe die dortigen Kriegsstürme mit durchzumachen. Ihr Gemahl stand auf der Seite des Rechts und der deutschen Sache. Nach Preisgebung der Schleswig-Holsteiner verlor er sein Amt und mußte in die Verbannung gehen. In der protestantischen Kirche Bayerns zu Winterhausen in Unter-Franken fand er einen neuen Wirkungskreis. Die dritte Tochter, Sophie, vermählte sich im Jahr 1853 mit Alexander von Oettingen, Professor der Theologie in Dorpat. Nach langen und schweren

Leiden ist sie dort im Jahr 1863 gestorben. Der ältere von Karl von Raumers Söhnen, Rudolph, habilitierte sich im Jahr 1840 in der philosophischen Facultät zu Erlangen und wurde dort 1846 außerordentlicher, 1852 ordentlicher Professor. Er heirathete im Jahr 1847 Maria Schröder aus Fürth. Von den acht Kindern dieser Ehe sind drei noch zu Lebzeiten des Großvaters gestorben. Das Zusammenleben und der tägliche Verkehr mit seinem Sohn und dessen Familie erfreute und verjüngte Karl von Raumers Alter. Ueber seinen jüngeren Sohn Hans finden sich unter Karl von Raumers Aufzeichnungen die Worte:

„Unser zweiter Sohn, Hans, hatte als Student den günstigsten Einfluß auf die Bubenreuther, die sich an die Burschenschaft anschlossen. Nach überstandenem juristischen Examen ward er Rechtsrath in Dinkelsbühl. Sehr geachtet und geliebt wählte man ihn hier 1848 in das Frankfurter Parlament, in welchem er durch die Reinheit seines Charakters und unermüdliche Thätigkeit — durch seinen „gänzlichen Mangel an Egoismus"— (so Beselers Ausdruck) — von den Verschiedensten geliebt war. Es traf den Armen viel Unglück. Zuerst der Tod eines lieben Kindes; dann starb die liebenswürdige Frau. Nach Auflösung des Parlaments kämpfte er in Schleswig-Holstein. Nachdem die Sache der Herzogthümer auf's treuloseste verrathen und vernichtet war, kehrte er nach Erlangen zurück und starb hier an gebrochenem Herzen."

Von neun Kindern Karl von Raumers haben nur drei ihn überlebt; der älteste Sohn, Rudolph, und zwei Töchter Anna und Agnes (geb. 1830).

Wir lassen hierauf die Worte folgen, die Karl von Raumer über das Jahr 1861, das für ihn in mannigfacher Weise ein Jahr fröhlicher Erinnerungsfeste war, aufgezeichnet hat:

„1861".

Eins der liebsten Jahre meines Lebens. Zuerst durch die Feier meiner goldenen Hochzeit in Winterhausen, am 26. September. Vier Wochen vor dieser fröhlichen Feier hatte ich das Unglück, beim Aussteigen aus dem Winterhäuser Mainkahn einen gefährlichen Fall zu thun. Mein linker Arm ward schwer verletzt, aber Gottlob nicht gebrochen, so wurde er in den vier Wochen vor der Hochzeit geheilt.

Der goldnen Hochzeit gieng im Monat Juli eine andere Feier voran, die von meinen höchst freundlich gegen mich gesinnten Kollegen veranlaßt wurde, nämlich die Feier meines fünfzigjährigen Amtsjubiläums.

Ich habe den schweren Anfang meiner Erlanger Amtsführung geschildert, da mir Alles feindlich und widerwärtig entgegentrat. Wie hatte sich dies während der verflossenen 34 Jahre verwandelt. Die mir einst mißwollten, waren gestorben, die meisten der neu eingetretenen Kollegen waren höchst freundlich gegen mich gesinnt, sie wußten nicht, was ich früher gelitten. Am meisten trat dies für mich hervor, als sie bei der Jubelfeier Toaste auf meine Arbeiten über Palästina, Augustinus u. s. w. ausbrachten, auf dieselben Arbeiten, derent-

wegen ich von ihren verstorbenen Vorgängern im Senat beim Ministerio verklagt worden war.

Auch der Magistrat, der früher mir so oft feindselig in den Weg trat, bewies jetzt seine in Wohlwollen umgewandelte Gesinnung gegen mich, indem er mir zum Jubiläum das Diplom eines Erlanger Ehrenbürgers gab, mit Bezugnahme auf das, was ich für die Armen gethan."

Wie rüstig die Gesundheit des hochbetagten Greises noch war, zeigte sich daran, daß er alle die frohen, aber zum Theil doch anstrengenden Feste dieses Jahres ohne die mindesten nachtheiligen Folgen überstand. Den Unterricht in der Mineralogie gab er in den letzten Jahren seines Lebens an seinen Nachfolger, Friedrich Pfaff, ab, aber seine Vorlesungen über Pädagogik, über Geographie von Palästina und über Augustins Confessionen setzte er bis gegen das Ende seines Lebens fort. Dem Wohl und Wehe des deutschen Vaterlands blieb sein Herz mit lebendigster Theilnahme zugewandt bis zum letzten Schlummer. Die allgemeinste Liebe und Hochachtung seiner Collegen und Mitbürger erfreute sein Alter. In geistlichen Dingen, in so mancher Trübsal, die ihn traf, war ihm Thomasius ein liebevoller Tröster und Berather. Für die Pflege des kräftigen und abgehärteten, aber doch allmählich schwächer werdenden Körpers sorgte Professor Herz mit dem Blick und der Theilnahme nicht nur des trefflichen Arztes, sondern auch des langjährigen bewährten Freundes.

Die letzte Krankheit und den am 2. Juni 1865 erfolgten Heimgang Karl von Raumers schildert sein treuer Freund und Beichtvater Thomasius in der an Raumers Grabe gehaltenen Rede mit den Worten:

„Dienstag, den sechszehnten Mai, war Raumer am Abend ausgegangen, um eine tiefgebeugte Wittwe über den Verlust ihrer Tochter zu trösten. Es war sein letzter Gang. Auf dem Rückwege glitt er aus und wurde bewußtlos in sein Haus getragen. Zwar schien er sich schnell von dem Fall zu erholen, aber die Zeit seines Heimgangs war gekommen. Ein Schlummer begann sich allmählich auf Augen und Sinnen herabzusenken. Ohne Schmerz und Qual, vom tiefsten Frieden umgeben, lag er da. Und in den Zwischenräumen, in denen er die Augen aufschlug, leuchtete die alte Freundlichkeit aus ihm hervor. Mit einem Blick voll Liebe, mit einem warmen Druck der Hand begrüßte er die Seinen, die er alle noch an seinem Lager versammelt sah. Denn Gottes gnädige Hand hatte es so gefügt, daß seine geliebte Tochter Anna aus Winterhausen mit ihrem Gatten und Kindern noch zeitig genug eingetroffen waren, um zugleich mit den hiesigen Enkeln und Kindern neben der trauernden, aber starken Gefährtin seines Lebens und der jüngsten Tochter die letzten Segensworte des geliebten Vaters hinnehmen zu dürfen. — Von der treuen und rührenden Sorgfalt des Arztes und der Freunde brauche ich nicht erst zu reden. In den lichteren Stunden des Erwachens konnte man mit Rührung sehen, wie der alte Glaube an den Herrn Jesum, die

alten Lieder, die alten Bibelsprüche in ihm lebten. Aber in den beiden letzten Tagen wollten die Bande des Schlummers sich nicht mehr lösen. Und so ist er hinübergegangen, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, sanft und leicht, unter unsern Gebeten, am vergangenen Freitag Nachmittags kurz vor zwei Uhr im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens."

In demselben Verlage sind nachstehende Werke

Karl von Raumers

erschienen und stets durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen

klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Vier Bände.

Uebersicht des Inhalts der auch einzeln zu kaufenden Bände.

Erster Theil. Das Mittelalter bis zu Montaigne. $1^{9}/_{10}$ Thlr. — fl. 3. 20 kr. Rhein.

Zweiter Theil. Vom Tode Baco's bis zum Tode Pestalozzi's. $2^{1}/_{10}$ Thlr. — fl. 3. 40 kr. Rhein.

Dritter Theil. $2^{2}/_{5}$ Thlr. — fl. 4. — Rhein. — Inhalt:

I. **Familie. Schule. Kirche.** Die erste Kindheit. Kleinkinderschulen. Schule und Haus. Alumneen. Erziehungsinstitute. Hofmeister. Kirche und Schule. — II. **Unterricht:** Religionsunterricht. Latein. — **Der Unterricht im Deutschen.** Von Rudolf von Raumer. — Aphorismen über das Lehren der Geschichte. Erdkunde. Naturunterricht. Geometrie. Rechnen. Physische Erziehung. — III. Die Schulen der Wissenschaft und Kunst. — IV. **Die Erziehung der Mädchen.** — V. **Schlußbetrachtungen.** — Beilagen.

Vierter Theil. **Die deutschen Universitäten.** — Sach- und Namenregister zum ganzen Werk. 2 Thlr. — fl. 3. 30 kr. Rhein.

Kreuzzüge.

Erster Theil.

gr. 8. Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. — fl. 1. 36 kr.

Inhalt: Napoleon und Deutschland. — Der Dichter als Reisebeschreiber. — Steigt Schweden oder sinkt die Ostsee? — Geographie der Engländer. — Abrahams Nachkommen. — Göthe als Naturforscher. — Geologie? Theologie? Neologie. — Theologie und Naturwissenschaft. — Gesangbücher. — Choralbücher. — Das protestantische Missionswesen in Deutschland.

(Kreuzzüge.) Zweiter Theil.

gr. 8. Velinpapier. Geheftet 18 Sgr. — 54 kr. Rhein.

Inhalt: Zur Geologie. — Geschichtliche Versuche: Griechenland. Indien. — Johannes Kepler. — An G. H. v. Schubert: das Manna. — Ein Druckfehler und ein Hiatus. — Die Union. — Brief bei Uebersendung eines neuen Gesangbuchs. — Die kleinen deutschen Universitäten. — Fundationsbrief eines Volkslehrerseminars vom Grafen G. v. Schlabrendorf.

Die Erziehung der Mädchen.

Dritte Auflage.

Elegant cartonirt 24 Sgr. — fl. 1. 20 kr. Rhein.

Sammlung geistlicher Lieder.

Zweite vermehrte Auflage.

(Herausgeber: **Karl von Raumer.**)

Ermäßigte Nettopreise: Auf Druckpapier — 40 kr. — 12 Sgr.
„ „ „ f. Velinpapier, in ächt Saffian gebunden fl. 2. 24 kr. — 1 Thlr. 12 Sgr.

(Auszug aus Vorstehendem:)

Geistliche Lieder.

Siebente Auflage.

Octav XII, 120 Seiten. In Umschlag. Auf Druckpapier 4 Sgr. — 12 kr.
In Partieen von 100 Exemplaren, roh à 3 Sgr. — 9 kr.

SANCTI AUGUSTINI CONFESSIONUM

libri tredecim.

Auf Grundlage der Oxforder Edition

herausgegeben und erläutert von KARL VON RAUMER.

26 Bogen in Royal-Octav. Geh. 1 Thlr. 27 Sgr. oder 3 fl. 12 kr. Rhein.
